


600076296-





Das Alterthum

und

der Übergang zur neuern Zeit.

Eine Fortsetzung des Buches

über

die Urwelt und das Alterthum.

Von

Dr. H. F. Link,

Königl. Preußischem Geheimen Medicinal-Rathe, Professor der Arzneikunde an der Universität zu Berlin, Direktor des Königl. botanischen Gartens, Ritter des rothen Adler-Ordens zweiter Klasse mit Eichenlaub, Mitgliede der Königl. Akademie der Wissenschaften, wie auch anderer gelehrten Gesellschaften.

Berlin.

Bei Ferdinand Dümmler.

1842.

Vorrede.

An diesem Buche ist schon seit 1838 gedruckt worden, weil ich wöchentlich nur wenige Stunden von meinen Berufsgeschäften abmüßigen durfte und wollte, um es so weit zu vollenden, als es hier erscheint. Vorbereitet war es schon längst sowohl im Ganzen, als in den einzelnen Theilen, aber es fordert oft mehr Zeit und Mühe, den Gedanken auszudrücken, als ihn zu fassen, und eben so hat die Zusammenstellung Schwierigkeiten, welche Zeit zur Ueberwindung erfordern. Darüber verzögerte sich die Herausgabe, welches dann, wie es zu gehen pflegt, schlimme, aber auch gute Folgen hatte.

In dem Buche über die Urwelt suchte ich darzuthun, daß die Natur sich in einer steten Entwickelung befunden habe, wie aus einer Vergleichung der lebenden Geschöpfe mit denen sich ergebe, deren Ueberbleibsel wir noch unter der Erde finden. Ich ging von dort zum Alterthum über und redete von der Verbreitung organischer Körper, von der Verbreitung des Menschen und von den ersten Bedürfnissen des Menschen. In dem Abschnitte von der Verbreitung des Menscheu ist auch von der Sprache geredet, umständlicher in der ersten Ausgabe, als in der zweiten, weil, wie ich in der letzten sagte, die Sache überhaupt in bessere Hände gekommen sei. Als die erste Ausgabe herausgekommen war, sandte ich sie dem nun verstorbenen Preußischen Staatsminister, Wilhelm von Humboldt, mit einem begleitenden Schreiben. Er antwortete freundlich, und sagte manches, was ich nur zu den Höflichkeitsformen rechnen zu müssen glaubte, setzte aber bestimmt hinzu, daß er den Uebergang der alten Sprachen in die neuen noch nie so gut auseinander gesetzt gelesen habe. Dieses veranlaßte die Ausarbeitung des ersten Abschnittes über die Sprachen, der zu weitläuftig

wurde, um in der zweiten Auflage abgedruckt zu werden; auch war er damals noch nicht fertig. Der frühe Abdruck dieses Abschnittes ist die Ursache, daß darin von Bopps Abhandlung über die irische Sprache noch nicht die Rede ist, welche seitdem erst abgedruckt wurde. Auch konnte ich Champollions Grammatik der altägyptischen Sprache noch nicht benutzen, die ich erst später bekam, und die allerdings mich würde vermocht haben genauer und ausführlicher von dieser höchst merkwürdigen Sprache zu reden, wenn auch keine wesentliche Aenderung in dem, was davon gesagt worden, hervorgebracht wäre.

Der zweite Abschnitt über die Kunst ist vielleicht zu lang gerathen.

Der dritte Abschnitt über die Künste ist eine kleine Ergänzung dessen, was ich in dem Werke über die Urwelt gesagt habe, aber Alles zusammen giebt nur den Anfang einer vollständigen Bearbeitung dieses Gegenstandes. Aus dem Umfange der Gegenstände für den vierten und fünften Abschnitt ergiebt sich von selbst, daß beide hier nur in Andeutungen bestehen konnten.

Wie ich den Uebergang aus dem Alterthum in die neue Zeit darzustellen gesucht habe, so möchte ich wohl den ganzen Uebergang aus der Urwelt in das Alterthum darstellen, wenn ich ihn wüßte.

Erster Abschnitt.

Die Sprache.

Es ist schwer, mit der gebildeten Sprache zu sagen, wie die Sprache sich bildete; ja es ist nicht wohl möglich zu reden, ehe man reden kann. Wenn die Nacht einmal vergangen ist, dann hilft uns das hellste Tageslicht nicht um die Nacht zu erleuchten. Nichts bleibt uns übrig, um den dunkeln Anfang kennen zu lernen, als es zu machen, wie die Astronomen pflegen, sie bestimmen den Ort, wo das Unbekannte sich befindet, so genau als möglich. Am südlichen Sternenhimmel giebt es zwei dunkle Stellen, die Schiffer nennen sie die Kohlensäcke und man glaubt, man sehe dort in eine unermeßliche Finsterniß, in die endlose Tiefe des Weltgebäudes. Zu erkennen ist da nichts mehr, und die Astronomen müssen sich begnügen, die Stellen genau zu bestimmen, wo sich diese eben so erhaben erscheinenden als niedrig benannten Kohlensäcke befinden. Und endlich über-

rascht es sogar zu denken, daß man dort eben so viel und eben so wenig sieht als im glänzenden Sirius.

Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin gab im Jahre 1770 eine Preisfrage über den Ursprung der Sprache auf. Kurz vorher hatte ein sehr geschätzter Gelehrter, Süßmilch, zu beweisen gesucht, daß sich der Ursprung der Sprache aus der eignen Kraft des Menschen nicht denken lasse, und daß man annehmen müsse, Gott habe selbst in Person den ersten Menschen die Sprache gelehrt *). Wenn nun auch diese Meinung durchaus nicht haltbar sein konnnte, ja sogar bei näherer Betrachtung lächerlich erscheinen mußte, denn Gott konnte dem Menschen die Sprache anerschaffen, wie der Nachtigall den Gesang, so mußte doch der Akademie daran gelegen sein, eine Meinung auch nicht auf kurze Zeit herrschend werden zu lassen, die alle weitere Forschung gänzlich abschnitt.

Herder gewann den Preis und seine Abhandlung über den Ursprung der Sprache gehört zu seinen besten Schriften **). Niemand vermochte besser als Herder, sich in eine frühe Zeit zurückzusetzen, in eine Zeit des Anfangs und des Erwachens, in eine Zeit, wo das Licht mit der Finsterniß kämpft und alle Gegenstände groß und gespensterhaft erscheinen. Darum wußte er die Volkslieder gehörig zu würdi-

---

*) Süßmilch's Beweis, daß der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich sei. Berlin. 1766.

**) J. G. Herder. Zwei Preisschriften u. s. w. 2te Aufl. Berlin. 1788.

gen, und sie vortrefflich aus einer fremden Sprache in die unsrige überzutragen, aber darum war er auch nicht im Stande, die Gegenstände mit scharfen und bestimmten Umrissen darzustellen. Er schrieb eine Erklärung der Mosaischen Schöpfungsgeschichte und nannte sie: Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts, eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift (Riga 1774). Die Gelehrten der damaligen Zeit wunderten sich, daß von einer Enthüllung die Rede sei, denn sie glaubten, der Verfasser habe die Urkunde mehr verhüllt als enthüllt. Seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit sind der fruchtbare Boden gewesen, auf dem eine Menge von Gedanken hervorsproßte, welche der Philosoph und Naturforscher, so wie der Geschichtforscher als Blüten pflückte, die er zuerst in einem Urwalde fand und entdeckte. Mit Recht gehörten sie dem, der sie pflückte. Es war so viel Unbestimmtes, Ungenaues, Halbwahres und Falsches in Herders Ideen, daß sie nicht ohne sorgfältige Kritik zu gebrauchen sind.

In dem kleinen Werke über den Ursprung der Sprache war Herder ruhiger, bestimmter und genauer, als in vielen seiner übrigen Schriften. Er überließ sich noch nicht so sehr dem Gegenstande und seinem Hange zum Reden als später. Er unterscheidet zuerst die eigenthümlichen Laute des Menschen, die Naturtöne von der Sprache. Der Mensch hat Naturtöne, sagt er, wie die Thiere, sie tönen am aller lebhaftesten und stärksten in den Sprachen der Wilden, oder überhaupt in dem Zustande, welcher dem ur-

sprünglichen näher steht als dem jetzigen. Die alten Dichter verschmähten es auch nicht, diese natürlichen Töne des Menschen in ihren Gedichten hören zu lassen. Philoktet heult und jammert im griechischen Trauerspiel auf der wüsten Insel; er scheut sich nicht, seinen Schmerz durch Klagen auszudrücken, wie sie jetzt der Dichter vor dem Volke nicht dürfte hören lassen. Aber das ist noch nicht Sprache; kein Thier mit seinen mannichfaltigen Naturtönen hat jemals gesprochen und wird nicht sprechen. Die Sprache rührt von einem ganz andern Vermögen her, von einem Vermögen, welches dem Menschen eigen ist und welches dem Thiere fehlt, von der Vernunft. Das Thier hat Instinct, es hat Kunstfertigkeiten, durch die es mit der größten Vollkommenheit das leistet, wozu es geboren ist, aber nur bestimmt und allein dieses leistet. Der Mensch erhielt an dessen Stelle Vernunft, ein entgegengesetztes Vermögen, so zu sagen, wodurch er nicht auf etwas Besonderes eingeschränkt ist, sondern eine allgemeine Fähigkeit bekam, etwas zu fassen. Aber die Vernunft des Menschen ist nicht ein bloßes Vermögen, eine nackte Fähigkeit. Bloße nackte Fähigkeit bleibt ein tauber Schall; denn ist mit der Fähigkeit nicht das geringste Positive zur Tendenz da, so ist nichts da. Dieses Positive der Vernunft ist Besonnenheit (Reflexion) und die erste Handlung derselben ist Anerkenntniß, welche durch Merkmale geschieht. Das Merkmal wird durch einen hörbaren Schall ausgedrückt, und so haben wir bald die ersten Elemente der Sprache, die der Mensch er=

fand und erfinden mußte, wie die Spinne das Netz webt, worin sie die Beute fängt. So ist ungefähr der Gang, den Herder ging. Vortrefflich zeigt er, daß Sprache nicht in jenen Naturtönen bestehe, welche das Thier in großer Vollkommenheit besitzt; er verscheuchte das Gespenst, welches den meisten Denkern vorschwebte, und welches sogar dahin führte, von jenen Naturtönen, als von einer Sprache der Thiere zu reden. Er hat es sehr gut aus der vortrefflichen Schrift von Reimarus über die Triebe der Thiere aufgefaßt und angewandt, daß der Instinkt des Thieres eine Richtung, eine Determination auf das Besondere sei, er hat auch den Gegensatz angedeutet, daß der Mensch ein Vermögen habe, erst von dem Allgemeinen zu dem Besondern zu gehen, aber es ist so wenig Bestimmtheit in seiner Rede und ein solches Vermengen der Begriffe, daß es schwer wird seiner Spur zu folgen, die man bei jedem Schritte verliert.

Und zwar aus folgendem Grunde. Ein Gedanke herrschte schon damals in Herders Geist, der ihn nie verließ und der seinem ganzen Streben eine bestimmte Richtung gab. Er haßte die Philosophie, er haßte besonders die Abstraction, die dem dichterischen Geiste, der nur an das Schaffen dachte, als ein nichtiges Hirngespinst erscheinen mußte. »Ist die Vernunft, sagt er, in dem Buche über die Sprache (S. 54) keine einzeln wirkende Kraft des Menschen, sondern eine seiner Gattung eigene Richtung aller Kräfte, so muß er sie in dem ersten Zustande haben, da er Mensch

Das Alterthum

und

der Übergang zur neuern Zeit.

Eine Fortsetzung des Buches

über

die Urwelt und das Alterthum.

Von

Dr. H. F. Link,

Königl. Preußischem Geheimen Medicinal-Rathe, Professor der Arzneikunde an der Universität zu Berlin, Direktor des Königl. botanischen Gartens, Ritter des rothen Adler-Ordens zweiter Klasse mit Eichenlaub, Mitgliede der Königl. Akademie der Wissenschaften, wie auch anderer gelehrten Gesellschaften.

Berlin.

Bei Ferdinand Dümmler.

1842.

davon gemacht hat; in seiner Unart kann es oft einen verfehlten Wunsch, ein vergebliches Verlangen nicht vergessen, und fährt fort darüber zu weinen. Die Erinnerung erscheint unter dem Spiele des Kindes als ein Fremdling; sie tritt als ein Ganzes auf und wirkt immer störend auf das Gemüth bald durch Freude, bald durch Schrecken und Furcht immer dem gegenwärtigen einfachen Verlaufe der Zeit nicht angehörig. Ja es ist sogar nicht einmal möglich, daß ein Kind sich der eben vergangenen Augenblicke erinnern könne; sie sind unendlich klein und liegen einander unendlich nahe; es ist, als ob man den schnellen Fluß des Stromes wie Sandkörner zählen wollte.

Ein ganz andres Vermögen fehlt also dem Kinde, oder gehört ihm nur in einem geringen Grade an; ein bildendes Vermögen, welches nicht allein die schwindenden Augenblicke festhält und verknüpft, sondern auch so verknüpft, daß sie mit einander in durchgängiger Beziehung sind, wie die Theile eines organischen Körpers, an welchem jeder Theil durch die Lage des andern bestimmt ist und jeder die Lage des andern bestimmt.

Von dem ersten Augenblicke an, wo das Kind nach glänzenden Dingen greift, um sie zum Munde zu bringen; ja von dem ersten Augenblicke an, wo es der Mutter zulächelt, regt sich jenes schon vorhandene, obwohl unbewußte Bestreben. Es ist ein Besinnen, so nennt es die Sprache vortrefflich, nur noch sehr verschieden von dem weit verbreiteten Be-

finnen der spätern Jahre. Aber bald greift es weiter um sich und zieht immer mehr Augenblicke in den Kreis, wie das fabelhafte Lamm in Sibirien, welches auf einem Stamme wachsend, so wie es größer und höher wird, auch einen größern Kreis von Kräutern um sich her abfrißt und verwüstet. Es streckt die Arme aus nach dem, der öfter es tanzen läßt und freut sich und jauchzet im Tanze, als ob die regelmäßigen Bewegungen den Geist unterstützen und ihm helfen könnten zu bilden. So freut es sich der Musik und kann nicht müde werden, den lieblichen Klang zu hören, der desto mehr gefällt, je einfacher seine Bewegung ist und je leichter es wird, ihn zu fassen. Es sieht mit großem Vergnügen dem drehenden Kreisel zu, der in seinem schnellen Schwunge immer wiederkehrende, leicht übersehbare Kreise beschreibt. Es besteht also die Entwickelung des Kindes vorzüglich darin, daß es die Aufmerksamkeit eine Zeit hindurch auf einem Gegenstand heftet, aber so, daß es den folgenden Augenblick an den vorigen und diesen an den folgenden heftet, damit der Strom der Zeit sich staue, und fest werde und sich bilde und krystallisire.

In und mit dieser spielenden Bildung seines Innern geht der Mensch aus sich hervor, die ganze Natur umher zu bilden. Und an wem versucht er zuerst und vorzüglich seine bildende Kraft zu üben? An einem andern Menschen, dem er seine Bildung mittheilt, den er auffordert sich mit ihm zu bilden, oder vielmehr den er durch seine Mittheilung, seine

öftere, wiederhohlte Mittheilung zwingen will. Zwei Mittel hat er, auf diese Art in die Ferne zu wirken, den Laut oder das Wort und die Geberde. Beide wendet er zugleich an, aber weiter in die Ferne dringt das Wort; auch im Halbdunkel und im Dunkel ist es verständlich; es übertrifft an Reichthum und Tiefe die Geberde, denn es dringt aus dem Innern hervor.

Wenn wir diese Bildung des Innern nach dem Verhältnisse zum Aeußern und zum Innern in Bild und Empfindung unterscheiden, so ist dieses zwar sehr zweckmäßig für den betrachtenden Verstand, aber ursprünglich sind beide nicht getrennt, sondern machen nur eine und dieselbe Besinnung aus. Doch zeigt jene Betrachtung allerdings, daß sich diese ursprüngliche Einheit der Besinnung in Bild und Empfindung trennen und so entwickeln kann.

Es ist klar und Herder hat es längst gezeigt, daß die bloßen Töne, welche Freude und Schmerz auspressen, keine Worte sind, keine Sprache. Das Thier hat sie, oft in einer großen, ja wundervollen Mannichfaltigkeit im Gesange der Vögel und dennoch spricht es nicht. Das Wort unterscheidet sich sehr auffallend von jenen Ausrufungen dadurch, daß es aus einzelnen, gesonderten, und wieder verbundenen Lauten besteht, die sich als Buchstaben darstellen lassen. Das Wort ist gegliedert (artikulirt), es wird dadurch den organischen Körpern gleich, und schon haben einige Schriftsteller das Wort organisch ge-

nannt; ein großer Gedanke, aber, wie ein großes Schwert, nicht leicht zu regieren.

Das Wort ist gegliedert, ist ein Gebilde, zusammengesetzt aus dem Mannichfaltigen, Verschiedenen; ein Gebilde, wie die Besinnung selbst, es ist die laut gewordene Besinnung. Das ist sein Wesen. So wie die Besinnung aus einzelnen und gesonderten Empfindungen, Auffassungen, Regungen zu bestehen und zu entstehen scheint, die doch aber erst bei später Betrachtung sich darstellen und hervortreten, auch immer das Gepräge der willkürlichen Sonderung tragen, eben so scheint das Wort aus einzelnen, getrennten, dann zusammengefügten Lauten zusammengesetzt und gebildet, und ist es doch nicht. Denn das Wort war lange vorhanden, ehe man es buchstabirte; das Kind muß das Letzte nicht ohne Mühe lernen; ja es ist, als ob es dem Lehrer immer zuriefe, du irrst, wenn du meinst, daß aus einzelnen Buchstaben das Wort entstehe, und ich will es nur aus Gefälligkeit glauben, oder wenn ich mit Gewalt dazu gezwungen werde. Das Kind hat Recht und Unrecht. Denn wahr ist es doch einmal, daß ein Wort aus Buchstaben besteht und daß man kein anderes Mittel hat, es zu kennen und zu erkennen, als es zu buchstabiren, und eben so wahr ist es auch, daß ein Wort aus Buchstaben nicht entsteht. Eben so will uns erwachsene Kinder der Philosoph belehren. Er sondert die verschiedenen Anschauungen, Vorstellungen, Begriffe, oder wie er sie sonst nennen mag, von einander, er stellt sie dann wieder geschickt zu-

sammen und will glauben machen, sie wären aus diesen Einzelnheiten ursprünglich entstanden. Wir haben Recht und Unrecht, wenn wir uns dagegen sträuben. Denn auf der einen Seite müssen wir sie doch kennen lernen und eine Uebersicht davon haben, auf der andern sind wir eben so sehr überzeugt, daß sie auf solche Weise nicht entstanden. Die Besinnung besteht offenbar aus den verschiedenen Auffassungen oder Regungen des Kindes, die es mehr oder weniger zu einem Ganzen verknüpft, aber damit ist noch nicht behauptet, daß sie aus solchen Einzelheiten sich zusammenfügend bildete.

Das Wort begleitet die Besinnung, gegliedert wie sie, in Buchstaben zu sondern wie die Besinnung in Regungen, und wunderbar gebildet, wie sie. Wo sang nun der Mensch zuerst den Gesang der Besinnung, wo redete er zuerst die Sprache? Nicht in einem Lande, wo er mit Mühe und Noth sich eine spärliche Narung erwarb oder erkämpfte, denn da lernt er nur schreien, nicht sprechen. Nein zwecklos, spielend entstand die Sprache, im Gefolge der Ruhe, des Glücks, der Freude, in einem Eden, in einem Paradiese hörte man die ersten bedeutenden Töne des Menschen. Es mußte ein Land sein, wo der Mensch alle seine Bedürfnisse leicht befriedigen konnte und vor allem das Bedürfniß der Narung, ein Land, wo ein milder Himmel keine künstliche Bedeckung sehr nöthig machte, und wo keine zerstörenden Raubthiere ihm verderblich wurden. Früchte eines Baumes mußten ihn nären. Thierische Narung setzt die Jagd

voraus; tagelang schweift der unruhige Jäger umher, mit großer Mühe und Gefahr, in unwegsamen Gebirgen, dicken Wäldern, unzugänglichen Sümpfen; er fängt oft nichts und muß hungern, oder er findet Ueberfluß und nun erholt er sich von seinen Mühseligkeiten durch Essen und Schlafen. Dabei wird er sich nicht die Mühe geben zu reden. Nicht weniger Anstrengungen erfordert der Fischfang; er ist mit noch größern Gefaren verbunden, und keineswegs immer ergiebig. Die Wilden in Neu-Holland närten sich, als die englischen Seefarer in neuern Zeiten zuerst wieder dahin kamen, von Muscheln, Schnecken und andern Seethieren, welche die Wellen zufällig ans Ufer warfen, und wohl mußten sie sich den Bauch einschnüren, um geduldig den Hunger dulden zu können. Auch die Getreidearten geben keine leichte Narung, sie wachsen zerstreut und müssen mit Mühe aufgesucht werden, wo sie nicht der Ackerbau versammelt. Aber dieser fordert schon viele geistige Bildung, nicht zu gedenken, daß die rohen Körner selbst dem wilden Menschen schwer verdaulich sein würden. So bleibt nichts übrig, als große Bäume oder überhaupt große Gewächse, die in Menge in Wäldern zusammenwachsen und Früchte liefern, die eine gute Narung geben, ohne einer besondern Zubereitung zu bedürfen. Ein solcher Baum ist die Dattelpalme. Sie trägt eine Menge Früchte, welche die erforderlichen Eigenschaften in einem hohen Grade besitzen, einen angenehmen Geschmack haben, reichliche Narung geben, keiner Zubereitung bedürfen und sich sehr leicht

von einer Dattelernte zur andern aufbewaren lassen. Ungeachtet die Früchte durch den Anbau größer und süßer werden, so sind doch auch die Früchte der wilden Dattelpalme sehr wohl eßbar und nahrhaft. Der hohe, schöne Baum ohne Aeste mit einer Krone von langen gefiederten Blättern, verlangt eine mittlere Wärme von 21—23° des hunderttheiligen Thermometers (16, 8—18, 4 Reaum.), also eine Temperatur, wobei der Mensch noch keiner großen Bedeckung gegen die Kälte bedarf. Er wächst zwischen 29°—35° nördl. Br., also nicht zwischen den Wendungskreisen in einem tropischen Klima, wo die nasse Jahreszeit viel Schutz gegen die Witterung erfordert, sondern in einem subtropischen Klima, wo kaum Regen fällt, wo aber nahe oder entfernte Gebirge das Wasser zu den Quellen liefern, ohne welche die Dattelpalme eben so wenig als der Mensch leben kann. Kein Bedürfniß ist hier zu befriedigen übrig, als das Bedürfniß des Schattens, und den konnten abgebrochene oder abgefallene und zusammengeflochtene Blätter der Palme geben, die man wegen ihrer Größe oft irrig Zweige nennt, welche dieser Palme ganz fehlen.

Eine liebliche Schilderung von solchen Palmenhainen giebt uns der Reisende Engelbert Kämpfer*), der am Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine große Reise nach dem Orient machte. Die Stadt Bender

*) Amoenitatum exoticarum Fasc. V. Auct. Engelberto Kaempfero. Lemgov. 1712 p. 715.

Abassi, von den Einwohnern Gamron genannt, am Persischen Meerbusen und zwar auf der Ostküste desselben, beinahe unter dem 27° N. B. treibt einen bedeutenden Handel und ist sehr volkreich, liegt aber in einer dürren, unfruchtbaren und im Sommer höchst ungesunden Gegend, so daß die meisten Einwohner die Stadt verlassen und nach dem Gebirge, zwölf Meilen von dort, sich begeben. Im Monat Mai ziehen ganze Karavanen dahin, und im Spätherbst kehren sie erst zurück. Einzelne Familien, oder öfter, mehre Familien vereinigen sich und miethen eine Anzahl von Palmbäumen, etwa vierzig, unter denen sie den Sommer zubringen wollen. Sie leben dort in einer glücklichen Ruhe, sagt Kämpfer, eine gesunde, einfache Speise giebt ihnen die Palme, ein reines Getränk das klare Wasser; sie belustigen sich mit freundlichen Gesprächen an den kühlen Bächen, an denen sie zierliche Matten ausbreiten, des Abends oft bis tief in die Nacht, auch mit frölichem Tanz und Musik. Oft treten Dichter auf und singen die Heldenthaten der schönen Leili und ihrer Nebenbuhlerin, Medschünn; Redner rühmen König Rustan, seine Stärke, Tapferkeit und Siege, und Derwische erzählen die Wunder von Ali und den übrigen Imams, und beklagen den ungerechten Tod von Hossein und Hussan. Das Einsammeln der Datteln von den gemietheten Bäumen ist die einzige Arbeit des ruhigen Völkchens. Nicht nur die Reichen gehen nach diesem Gebirge, sondern auch die Armen, da sie hier weit wohlfeiler leben können als in der Stadt, wo

die Lebensmittel theuer sind; sie kaufen Datteln für wenig Geld, da sie keine Bäume miethen können und fangen dazu Heuschrecken, die sie rösten und verzehren. Eine Wüste umgiebt das Gebirge und schützt die Bewohner. Endlich kommt der Herbst und alle ziehen wieder herab in das wilde Geschäft der Stadt, beladen mit Vorrath an Datteln fur den Winter. — Ob es jetzt noch so sein mag? Vermuthlich nicht. Persien ist seit Nadir Schah durch innere Unruhen zerrissen und zerstört, und das höfliche, freundliche und sinnreiche Volk der Perser, welches die Reisenden der vorigen Zeit sehr rühmen, ist verwildert und räuberisch geworden. Auch ist die Stadt Gamron nicht mehr unter der Herrschaft Persischer Fürsten, sondern der Imam von Maskat, einer Provinz in Arabien auf der andern Seite des Meerbusens, ist der Herrscher.

Man glaube nicht, daß ich die vielen Vermuthungen über die Lage des Paradieses mit einer neuen vermehren, und es hieher versetzen will. Es kann vormals mehre Gegenden dieser Art gegeben haben und eine derselben das morgenländische Eden gewesen sein. In mehren solcher glücklichen Gegenden mag die Sprache entstanden sein, und die Verschiedenheit der Sprachen, nämlich der Stammsprachen, von dem verschiedenen Vaterlande derselben herrühren. Der Erdstrich, worin die Dattelpalme wächst, ist sehr groß. Auch will ich nicht andre nährende Pflanzen ausschließen, ungeachtet ich vorläufig keine weiß, welche in dieser Rücksicht der Dattelpalme gleich sein möchte.

Vielleicht ist die Feige nicht ganz zu vergessen, die trocken eine vortreffliche Narung giebt, wovon allerdings ein sehr kleines Völkchen am Kap S. Vincent in Portugal sich fast ganz ernährt. Pisang und Brotfrucht wachsen zwischen den Wendezirkeln, wo der Mensch vor dem Ursprunge der Sprache mag gehauset haben, bedroht zur Regenzeit von allen Elementen, und zu jeder Zeit von reißenden Thieren, besonders dem fürchterlichsten aller, dem Tiger. In Süd-Afrika und Neu-Holland sind die Menschen aus Mangel an närenden Pflanzen länger wild geblieben als anderwärts. Und Amerika kann wohl in dieser Hinsicht mit keinem der übrigen Welttheile wetteifern.

In einem Palmenhaine drückte zuerst der Mensch die Gebilde seiner Besinnung durch Töne aus, im leichten Spiel von innerm Drang getrieben, wie das Kind tanzt, wenn es sich froh fühlt. Nachahmend drückte er sie aus, ruft man mir entgegen, der Mensch ahmte den Schall nach, den die Gegenstände machen; wir sehen an dem Kinde, wie der Trieb nachzuahmen ein Grundtrieb ist, aus dem die erste Bildung hervorgeht. Allerdings. Aber wenn auch die meisten Wörter der Sprache dem nachahmenden Tone ihren Ursprung verdanken mögen, so wurde doch der bezeichnete Gegenstand in einer solchen Fülle aufgefaßt, daß der nachahmende Ton verschwand, oder gleichsam in der Fülle der Bedeutungen unterging. Viele Beispiele können dieses zeigen; eines mag hinreichen. Das Kind sagt: er ist dahin gebumst, statt, gefallen.

Das letzte Wort bezeichnet durch den Schall keinesweges den Fall; es klingt noch zarter als Schall selbst. In einer Schwestersprache der deutschen, unstreitig zu demselben Stamme gehörig, im Lateinischen heißt fallere betrügen, sich irren, indem man betrogen wird, fehl greifen, wo auch in unserer Sprache die lateinische Bedeutung wieder hervortritt. In einer noch ältern Schwestersprache der deutschen, im Sanskrit, hat die Wurzel phal die Bedeutung von zerreißen, zerspringen. Also hatte der Laut, Fall, in unserer gemeinschaftlichen Ursprache eine sehr zusammengesetzte Bedeutung von fallen, zerbrechen und einen Fehltritt machen. Aber, offenbar zusammengesetzt wie wir oben die Zusammensetzung der Wörter aus Buchstaben fanden, zusammengesetzt in der Trennung, aber nicht zusammengesetzt in der Entstehung.

Im Sanskrit ist die Wurzel für Fallen pat, welches allerdings von dem Schall des Fallens hergeleitet scheint. Aber es ist auch die Wurzel für fliegen, ferner für spalten, nur ist das t hier ein Zungen t, nicht wie dort ein Zahn t, und endlich für gehen, wenn man nur statt t ein d setzt. In allen diesen, vielleicht spätern Bedeutungen, verschwindet der nachahmende Schall ganz, und die Bedeutung wendet sich nach einer gewissen Bewegung hin.

Das ergiebt sich noch mehr, wenn wir die deutschen Wörter zusammen nehmen, welche sich mit fa anfangen, wie faren, Fane, falten, fangen, fassen. Hier ist es sehr deutlich, daß eine Art von Bewegung dasjenige ist, was alle diese Gegenstände mit

einander gemein haben, so wie alle diese Wörter in der Anfangssilbe mit einander übereinkommen

Die semitischen Sprachen scheinen zu einem ganz andern Stamme zu gehören, und doch finden wir große Uebereinstimmung mit den vorigen. Fallen heißt im Arabischen wakan, wo alle Spur von nachahmenden Schalle verschwunden ist. Aber fall heißt zerreißen, zerbrechen, falak spalten, falads und falah schneiden, falag theilen, falat entweichen, wo nicht allein das weniger Bedeutende des letzten Mitlauters hervortritt, sondern auch eine Art von Bewegung sich ankündigt, welche ganz dieselbe im Sanskrit und eine ähnliche im Deutschen bei den Wörtern ist, die fa zum Grundtone haben.

Welche Bewegung? wird man fragen. Die, welche sich in allen diesen Wörtern ankündigt, dient zur Antwort. Eine genauere Bestimmung müßte eine mathematische sein, und noch nie hat es die Mathematik gewagt, die Bewegung irgend einer Hand zu bestimmen. Wir haben also weiter nichts als die so eben gegebene allgemeine Bezeichnung. Die Wörter wurden von dem Erfinder der Sprache oder vielmehr der Wörter getont, wir wollen diesen Ausdruck wagen, um ein ähnliches Wort für das zu haben, was man bei Bildern gezeichnet nennt — sie gingen aus seiner Phantasie hervor, welche die Empfindung, die Rürung, die innere Bewegung darstellen sollte, die ihm Aehnlichkeit mit der äußern Bewegung zu haben schien, deren Darstellung er zur Absicht hatte. Diese, im Innersten des Gemüths gegründete, vielleicht so-

gar mit der innersten feinsten Organisation verbundene Aehnlichkeiten, und noch mehr, vielleicht Einwirkungen! Es liegt gewiß eine große Weisheit in der Worterfindung, nicht sowohl in dem Erfinder, als in der Erfindung, in dem feinen Spiele des Gemüths und des Gegenstandes, in den feinsten Theilen des lebenden Körpers, wo die Mechanik wiederum mit ihrem Gegensatze und Gegner dem Leben zusammentrifft. Wir sind noch weit entfernt, uns die Einsicht in jene Aehnlichkeiten und Einwirkungen bestimmt denken zu können, aber es ist die Hoffnung nicht aufzugeben, daß wir einst dahin gelangen werden, nur verbitten wir uns die Träume nüchterner Philosophen über diesen Gegenstand, womit die Welt schon in frühern Zeiten heimgesucht wurde, und noch immer von Zeit zu Zeit heimgesucht wird.

Hätte aber das Wort bei seiner Entstehung mit dem innern geheimen Körper der Empfindungen in einer nothwendigen und bestimmten Beziehung gestanden, so würden wir nur eine Sprache haben, wenigstens würde die Abstammung aller Sprachen von einer einzigen deutlicher sein, als wir sie wirklich finden. Jene Nothwendigkeit war nicht vorhanden, sondern es war die Besinnung, als Bild der Phantasie betrachtet eine freie Zeichnung, als Empfindung auch eine freie Betonung, und eben dadurch von einer größern, wenn auch in gewisse Grenzen eingeschlossenen Verschiedenheit. Das Gefühl vermag sich zu stimmen; es führt bald kecker und rascher, bald zarter und behutsamer die Zeichnung aus; es stimmt sich

bald für die leisesten Klänge und Verhältnisse der Töne, bald läßt es nur das Harte und Schneidende ertönen. Das Wort zeigt in seinem Klange die Willkür an, in welcher es geboren wurde, diese Stimmung, welche von der Art und Weise abhing, wie der erste den Gegenstand auffaßte, den er in dem Worte darzustellen suchte.

Die Wörter sind also nicht bloß die Zeichen der Gegenstände, todte Zeichen, gleichsam durch eine Verabredung bestimmt, sondern sie sind lebendige Zeichen, welche sich in so fern mit den organischen lebendigen Wesen vergleichen, daß sie von einem kleinen Anfange sich nach und nach entwickeln, daß sie von dem einfachen Tone eines Mitlauters und Selbstlauters ausgehen und sich dann weiter entwickelnd einen zweiten Mitlauter ansetzen. Wir werden in der Folge sehen, wie sie noch mehr Mitlauter anlegen und zu einer höhern Entwickelung fortschreiten, wie sie sogar ihren Körper ändern, indem sie andere Selbstlauter statt der vorigen erhalten, wie sie sich verbinden und trennen, wie sie regieren und regiert werden, wie sie bald eine rohe, harte Beziehung bekommen, bald eine zarte und weiche. Und so spielen die Worte in unserm Innern umher bald in einem wilden, zwecklosen Treiben, bald in einem freundlichen Reihetanz, bis sie sich ruhig und ordentlich zum Zwecke vereinen, oder kräftig und stürmisch dahin eilen.

Doch wir wollen es nicht verschweigen, daß es eine Sprache giebt, welche ganz von dem Wege ab-

führt, den wir so eben, wie wir glaubten, mit großem Glück betreten haben. Es ist die sinesische Sprache. Sie hat vier Arten von Betonungen, und dasselbe Wort erhält, nach der verschiedenen Betonung, auch eine ganz verschiedene Bedeutung. Sehr oft sind die vier Bedeutungen so verschieden, daß alle Betrachtungen keine Aehnlichkeit oder doch nur eine sehr entfernte und höchst gezwungene herausfinden. Das Wort Scha bedeutet zum Beispiel nach den vier Betonungen: Sand, Bewässern, Plötzlich und Tödten. Es würde wahrlich einem Etymologen oder vielmehr Wortklauber, auch wenn er sich in der Spielerei des Wortklaubens geübt, doch sehr schwer fallen, hier Aehnlichkeit der Bedeutung heraus zu bringen. Worin liegt nun das Eigenthümliche in dem Verfären dieser Sprache? In der Eigenthümlichkeit der Wortbildung kann man antworten. Die Silben — welche meistens ganze Worte bilden — in der sinesischen und den stammverwandten Sprachen sind einfach, das heißt sie fangen mit einem Mitlauter an und endigen sich mit einem Selbstlauter oder mit einem Halbmitlauter N, der zu einem Nasenton wird. Es fehlt ihnen also der zweite Mitlauter, der das Grundgefühl des ersten Mitlauters verändert und dadurch genauer beschränkt und bestimmt. In den obigen Beispielen aus unserer Sprache sahen wir die einfache Sylbe Fa durch das L im Fall schon mehr bestimmt, durch R in Faren, durch S in Fassen und durch Ng in Fangen. Im Arabischen ging die Bestimmung von **Fall** noch weiter in **falag, falak, fa-**

lads, salat. Solche Gebilde fehlten nun der sinesischen Sprache ganz und gar; die Erfinder waren mit ihrem Sprachschatz bald zu Ende, sie mußten wiederum anfangen von vorn herein neue Wörter zu bilden, und dieses thaten sie durch schon gefundene Wörter, die mit einem andern Tone gleichsam neu geboren wurden. Warum machten es aber die Erfinder dieser Sprache nicht so wie jene andere, die bald den zweiten Mitlauter fanden, vielleicht ihre Nachbaren? Weil es ihnen an einem bildenden Vermögen oder vielmehr an einem ausbildenden Vermögen fehlte, welches jene, wenigstens in einem höhern Grade besaßen. Zeigt sich dieses nicht an dem Volke der Sinesen auf eine sehr auffallende Weise? Man hat es oft genug wiederholt, und gewiß mit allem Recht, daß dieses Volk auf einer Stuffe stehen geblieben ist, auf der es sich seit Jahrhunderten befindet. Es befuhr mit großen, gut gebauten Schiffen den indischen Ocean, als die Europäer dahin kamen; es trieb einen großen Handel dort und hatte Ansiedelungen an vielen Orten auf den ostindischen Inseln, ja die Schiffe führten Kompasse, wonach sie den Lauf steuerten — und jetzt kommen alle seefarende Völker der Erde nach Canton, um dort ihre Waaren abzuholen. Ein englisches Kriegsschiff, ausgelaufen aus der fernen Themse, fürchtet die ganze sinesische Flotte nicht. Die Sinesen sollen das Schießpulver erfunden, wenigstens früher gebraucht haben, als die Europäer, und doch ließ erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts der Pater Verbiest, ein Euro-

päer und Jesuit, unter seine Aufsicht zu Pekin Kanonen gießen. Zehntausend Mann Preußen mit Reiterei und Kanonen würden das ganze sinesische Reich erobern, wenn sie nur Brot und den von den Sinesen erfundenen Branntwein hätten und nicht erdrückt werden. Die Sinesen haben das Porcellan erfunden, um Theetassen zu machen und Standbilder, die mit dem Kopfe nicken, wenn man sie anstößt. Das Ideal der sinesischen Kunst scheint der große Affe der Indier Hanuman zu sein, auch gefällt sie durch ein ähnliches, allerdings merkwürdiges Gefallen, wie wir es an Affen und Bären finden. Immerhin konnten sie doch ihre mongolische Gesichtsbildung zu der freundlichen Lieblichkeit eines kalmykischen — gewaschenen — Mädchens steigern, in dessen seelenvollen, wenn auch schiefen Augen das Ideal der Menschheit wohl geahndet wird. Und ihre Schrift! Bestimmte Begriffe, Anschauungen, Vorstellungen durch gerade und fast gerade Linien ausgedrückt, unter fest bestimmten Winkeln zusammengesetzt — eine sinesische Mauer um das Reich des Geistes! Sie vermochten nicht, wie andere Völker, mit mehr verfeinertem zerlegenden Gefühl den Laut in Laute aufzulösen und einzelne Laute durch Buchstaben darzustellen. Ihre Schreibart verläßt den Sinn des Gefühls, das Gehör, um zu dem Sinne des Verstandes, dem Gesicht, überzugehen; sie tritt aus dem tiefen und reichen Innern in das Aeußere und zwar in das willkürlich beschränkte und leere Aeußere. Das Volk der Sinesen besaß und besitzt nicht oder doch in einem

geringern Grade, jene allgemeine Bildsamkeit anderer Völker, welche gleich der Natur aus rohem Stoffe nach und nach durch zarte Uebergänge das Schöne hervorbildet. Es fehlte ihm der zweite Mitlauter, der die Unendlichkeit beschränkte, aber nicht einschränkte, wie es durch ein neu gebildetes Wort in jener Sprache geschehen mußte.

Die Sinesen gehören zwar zu einem ganz andern Menschenstamme, als die Vorder-Asiaten und Europäer, aber es würde sehr unrecht sein, wenn man diesem Umstande die Mängel ihrer Sprache zuschreiben wollte. Die Mongolen, die Mandschu, die Kalmyken, die Japaner gehören zu demselben Menschenstamme, aber ihre Sprachen haben einen ganz andern Bau, als die sinesische. Der Negerstamm ist ein sehr ausgezeichneter und von andern scharf getrennter Menschenstamm, aber ihre Sprachen sind ebenfalls von gar verschiedenem Bau, uud weisen durchaus den Gedanken ab, eine Uebereinstimmung zwischen den Sprachstämmen und den Völkerstämmen zu finden. Sind die verschiedenen Völker alle von einem Stamme entsprossen, und das ist sehr wahrscheinlich, — auch zeigt die Naturkunde auf die Neger als den Urstamm hin —; so ist doch die Trennung der Menschenstämme von der Trennung der Sprachen ganz unabhängig und fällt vermuthlich in eine ganz andere Zeit. In eine viel frühere, wie es mir scheint. Ueberhaupt möchte es wohl ein Vorurtheil sein, wenn wir die Bildung des Menschen mit der Sprache so anfangen, daß wir meinen, er sei

vorher in dem rohesten thierischen Zustande gewesen. Wir sehen viele Thiere in einem, dem menschlichen wirklich sich nähernden gesellschaftlichen Zustande, und nicht ohne Grund bringt der Knabe oder das Mädchen stundenlang mit großer Unterhaltung am Taubenschlage zu, ja der Naturforscher würde dahin mit Vergnügen zurückkehren, wenn er nicht zu viel nach dem Unterschiede der Schnäbel und der Füße sehen müßte. Sollte der Mensch nicht schon vor der Sprache auf einer höhern Stuffe der Bildung gestanden haben als alle Thirre? Sollte er nicht schon in Gesellschaften gelebt haben, deren Glieder gemeinschaftlich verfuren, wie wir noch an den Affen sehen, die mit allgemeiner Uebereinkunft die Reisfelder plündern? Sollte er nicht schon Hütten gebauet haben, die ihm Schutz gegen Wind und Regen und Schatten gegen die brennenden Sonnenstralen gaben, da der Bieber sich zweckmäßige Wohnungen bauet? Ja ich möchte glauben, daß der Mensch in jenem Zustande und vor aller Sprache schon das Feuer anzufachen und zu erhalten gewußt habe, denn es ist ausgemacht, daß man kein Volk, es möchte noch so roh und wild sein, ohne die Kenntniß des Feuers gefunden. Zeichen und Ausrufungen konnten ihm dienen, um sich in den Fällen der Noth und des Bedürfnisses einigermaßen Verständniß zu verschaffen. Wie weit die Zeichensprache sich bringen läßt, sieht man an den Taubstummen, und die Ausrufungen waren ohne Zweifel in jener vorsprachlichen Zeit viel mannichfaltiger und bezeichnender als nachher, wo sie

durch die Sprache weniger nöthig wurden. Wir finden auch in einigen alten Sprachen, z. B. in der Griechischen eine solche Fülle von Ausrufungen, daß sie zuweilen beim Aeschylus durch eine Reihe von Versen ununterbrochen fortlaufen. Wer weiß, wie weit dieses Geschrei — denn diesen Namen muß man ihm geben — durch die Noth und das Bedürfniß gesteigert wurde, aber zur Sprache kam es nie, denn diese ist, wie oben gezeigt wurde, nicht das Kind der Noth und des Bedürfnisses.

Noch ein Grund — ein Nebengrund nämlich — daß die Sprache nicht durch die Rufe der Noth oder des Bedürfnisses entstand, liegt in der Beschaffenheit des Lautes der Wörter in allen Sprachen. Die Töne der Noth und des Bedürfnisses haben nur Selbstlauter, alle Ausrufungen der Freude und des Schmerzes sind nur solche in mancherlei Höhe und Tiefe, in mancherlei Fülle, möchte ich sagen, welche durch Zusammenhäufen verschiedener Selbstlauter in einen Ton hervorgebracht wird. Nicht so die Wörter der Sprache. Sie haben fast alle Mitlauter, zu deren Bildung eine weit künstlichere Stellung der Stimmwerkzeuge erfordert wird, als zum Hervorstoßen der Selbstlauter. Ja einige sind so schwer heraus zu bringen, daß die Kinder es nur mit Mühe lernen und daß eine lange Uebung erfordert wird, ehe sie solche geläufig aussprechen können. Nicht so die Sprache der Thiere. Wenn sie auch nicht aus einem Selbstlauter besteht, so hat sie doch auch keine wahren Mitlauter. Ich kannte einen Naturforscher,

der ein Wörterbuch der Vögelsprache schreiben wollte, um sie an ihren Tönen zu erkennen, auch wäre es ihm gewiß gelungen, wenn er nur den ersten Buchstaben in den Wörtern dieser Sprache hätte finden können. Die Vögel singen den Gesang vieler unserer Sängerinnen, die den menschlichen Gesang nicht gelernt haben, das heißt, die Mitlauter deutlich vernehmen zu lassen, und die daher das Lob und den Vorwurf verdienen, den Nachtigallen im Gesang zu gleichen.

Es ist kein Zweifel, daß in dem Mitlauter eine größere Ausbildung liegt als in dem Selbstlauter, und daß er daher von der nachbildenden Thätigkeit des Menschen vorzüglich gewählt wurde, um einen höhern Grad der Bestimmung zu bezeichnen, als zum Geschrei des Selbstlauters erfordert wurde. Er setzt schon eine gewisse Kunst in der Stellung der Sprachorgane voraus, die lange nicht so sehr bei der Bildung der Selbstlauter nöthig ist. Er fordert eine weit größere Anstrengung und Vorbereitung als der einfache Ruf des Selbstlauters, und wenn die letztern von den Menschen auf der ganzen Erde gerufen wurden, so verdankten die ersten, wie es scheint, der Ruhe glücklicher Länder ihren Ursprung.

Indessen dürfen wir die Selbstlauter nicht ganz von der Bedeutung ausschließen, die sie für die Sprache haben und haben können. Es giebt eine merkwürdige Sprache, welche wir durch die Untersuchungen eines unserer Sprachforscher vom ersten Range kennen, die Biscayische, worin ein großer Werth auf die Selbst-



lauter gelegt wird. Wilh. v. Humboldt hat *) Beispiele aus dieser Sprache in einer Tafel zusammengestellt, woraus man zuerst sieht, daß in den Wörtern, die mit as, ast, aj, ax, ach, az, ap, ac anfangen, eine übereinstimmende Bedeutung herrscht, eben so in den Wörtern mit es, est u. s. w. is, ist u. s. w. os, ost u. s. w. us, ust u. s. w. doch so daß die Wörter, welche zu der Reihe von as gehören, eine ganz andere Grundbedeutung haben, als die zur Reihe von es u. s. w. Auch geht in dieser Sprache, wie man sieht, der Selbstlauter immer voran. Allerdings ein sehr ungewöhnliches Verfaren, ganz im Gegensatze der Semitischen Sprachen, in denen der Selbstlauter höchst unbedeutend ist. Doch sind die Mitlauter keinesweges ohne Bedeutung oder auch nur so bedeutungslos herabgesunken, wie die Selbstlauter in andern Sprachen, sondern sie stehen nur den Selbstlautern nach in der Stelle sowohl als in der Bedeutung. Die Spanier scheinen von den Biscayern die Gewohnheit bekommen zu haben, den Selbstlauter vorzusetzen, so machen sie aus stare estar, aus Stephanus Estevan u. dgl. m.

Die Uebereinstimmung im Baue der Sprachwerkzeuge aller Menschen hat auch eine Uebereinstimmung in den Urlauten aller Sprachen hervorgebracht. Es giebt Mitlauter — wir wollen der Selbst-

---

*) S. Mithridates von J. Chr. Adelung. Vierter Thl. Berlin. 1817. S. 277.

lauter hier noch nicht erwänen — die sich durchaus in allen Sprachen auf der ganzen Erde finden; man kann dahin die völligen Mitlauter b, t, g und die Halbmitlauter l, m, n, r rechnen. Mit den ersten kommen die weichern Laute w, d, j so wie die härtern p und k fast in allen Sprachen vor. Eben so findet man überall — nur die Sprache auf den Societätsinseln ausgenommen — den Zischlaut s mit seinen mannichfaltigen Abänderungen und Verbindungen. Sehr verbreitet sind auch die blasenden und hauchenden Laute, f mit geschlossenen Lippen, h und ch mit offnen. Eigenthümliche Laute nur in wenigen Sprachen vorkommend, aber doch der menschlichen Kehle angehörend und sehr alten Sprachen eigen sind: das englische th, welches sich noch außer der englischen Sprache in der neugriechischen findet, und in der spanischen als z, doch milder, und höchst wahrscheinlich im Sanskrit; ferner das Russische und Polnische harte l, auch im Sinesischen noch vorhanden, endlich die Nasentöne, außer dem Sanskrit und dem Sinesischen, bekanntlich noch im Französischen und Portugiesischen sehr gewöhnlich. Aber nicht mehr der menschlichen Kehle angehörend, sondern thierische Laute, sind das Klatschen mit der Zunge in der Sprache der Hottentotten und das Schnurren und Brummen mit der Lippe auf den Neu-Hebriden, wo die Insel Ambrrym den Ton im Namen hat. Diese Laute an die Seite gesetzt, ist die Uebereinstimmung der Grundlaute in allen Sprachen so groß, daß man allerdings die Sprache dem Menschen so

eigenthümlich nennen kann als der Nachtigall den Gesang.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in jener ersten und' ursprünglichen Sprache alle die menschlichen Laute vereinigt waren, welche man noch jetzt in den verschiedenen Sprachen zerstreut antrifft. Vorzüglich gehörten die hauchenden mit Anstrengung gesprochenen Töne der ersten Sprache an, wo das Wort noch ein Ausruf war. Wir hören noch diese ursprüngliche, mit hauchenden Kehllauten überhäufte Sprache aus dem Munde der Taubstummen, die nicht ohne Mühe und mit Gewalt die Wörter herausstoßen. Eine der ältesten Sprache, die Sanskritsprache, hat sie in der größten Menge; jeder Mitlauter, der es nur einigermaßen erlaubt, kommt nicht allein für sich sondern auch mit dem Zusatze eines hauchenden Lautes vor, und alle Mitlauter bis auf die Zischlaute und die Halbmitlauter l, m, n, r erlauben es. Diese Verstärkung der Töne hat sich in vielen Sprachen, welche vom Sanskrit abstammen, ganz oder größtentheils verloren, nur in einigen wenigen ist viel davon geblieben, aber in keiner einzigen, so viel ich weiß, sind sie alle geblieben, wie sie die Mutter, die Sanskritsprache, hatte. In einer entsetzlichen Stärke tönen sie noch in der Sprache Ossians, der gaelischen (galischen Sprache der Hochländer, indem die nahe englische Sprache, wie die schwedische, dänische und niederdeutsche sie fast ganz verworfen haben bis auf das h, welches aber in den Töchtern der lateinischen Sprache, in der französischen und der italienischen

Sprache ganz verschwunden ist. Die holländische Sprache, der niederdeutschen nahe verwandt, hat, wie diese ch überall in k verwandelt, dagegen aber dem gh, zum Beispiel in ghy, einen rauhen Hauch gegeben. Eben so ist, sonderbarer Weise, im Spanischen das hauchende j in seiner ganzen Stärke geblieben. Man sagt wohl, die Gothen hätten diesen Laut nach Spanien gebracht, aber warum brachten sie ihn nicht nach Schweden, wo sie so viele Spuren ihrer Einwanderung hinterließen? Im Oberdeutschen findet man diese rauhen Laute noch häufig, und einer derselben kh, schon im Sanskrit nicht mehr ganz häufig und aus allen andern Töchtersprachen verbannt, wird noch in Ober-Wallis gehört, wo man, das Khind, mit einem deutlichen Hauchlaute spricht. Viele Slawische Sprachen haben dagegen alle diese Hauchlaute, sogar das einfache h, ganz und gar verworfen, und es wird nur noch in einigen z. B. der böhmischen Sprache gefunden.

Es ist eine gewöhnliche Behauptung, daß in den Gebirgen die rauhe Sprache herrsche, hingegen in den Ebenen sich verliere. Aber wie kommt es denn, daß die Holländer der Ebene, umgeben von Völkern, die keinen Hauchlaut in der Sprache haben und lieben, das rauhe gh in ihre Sprache einführten; daß auf Kastiliens Ebenen das harte j sich bildete, wo man sogar das weiche arabische sch — z. B. in Scheriff — zu einem j umwandelte und charife so hart als möglich sprach? Wenn eine Sprache rauh und hart wird oder vielmehr bleibt, so liegt es kei-



nesweges unmittelbar an den rauhen Gebirgen und den harten Felsen, welche das Volk bewohnt, sondern an einem ganz andern Grunde. Es ist der gesellschaftliche Umgang, der Verkehr unter den Menschen, der Gebrauch der Sprache zu öffentlichen Verhandlungen, kurz, es ist das viele Sprechen, welches die Sprache sanft und wohllautend macht. Das liegt zuerst in der Natur der Sache selbst; jene harten und tief aus der Brust geholten Töne strengen die Sprachorgane beim vielen Sprechen gar zu sehr an, man spricht sie milder, man läßt sie weg, und macht sich so das Reden viel leichter und angenehmer. Dann aber beweist es die Erfarung an den Sprachen selbst. Niemand wird es läugnen, daß unser gesellschaftlicher Verkehr in Frankreich entstanden und ausgebildet ist, daß in dieser Rücksicht ganz Europa französische Sitten angenommen hat und noch annimmt, und daß wir also die französische Sprache als diejenige annehmen können, welche am meisten für die Gesellschaft ausgebildet wurde. Wie viele Mitlauter hat diese Sprache im Reden nicht weggelassen oder gemildert! Das anstrengende h wird gar nicht mehr ausgedrückt, die harten Mitlauter werden weggelassen, man spricht **neveu, tems, eloit, etat, poitrine, veuve** und dgl. m. statt **nepveu, temps, estoit, estat, poictrine, vefve** u. s. w. Vormals wurden alle diese Buchstaben ohne Zweifel ausgesprochen, weil man sie schrieb und weil man sie noch im Plattfranzösischen der Provinzen hört, dann ließ sie die plaudernde Menge in Paris und in den großen Städten weg,

und endlich führt das **Hôtel de Rambouillet**, dieser Versammlungsort der schönen Geister in der bessern Zeit von Ludwig XIV die Gewohnheit ein, sie nicht mehr zu schreiben. Ein solches Hotel fehlte in London, wo man noch **right, light, knight** u. s. w. schreibt, ungeachtet man ganz anders spricht, indem das Volk in Schottland noch jetzt diese Wörter so ausspricht, wie sie geschrieben werden und wie wir sie noch in Deutschland sprechen. Wir mögen dieses auch auf die alten Sprachen anwenden; die Sanskritsprache, eine der ältesten gebildeten Sprachen, behielt die harten Töne der kleinen Völkerstämme in den rauhen und wenig zugänglichen Gebirgen des Himalaja; sie wurde viel feiner in dem Munde der Griechen, dieses Küstenvolkes, das Handel und Verkehr liebte; sie erreichte einen noch größern Wohllaut in der weltbeherrschenden Roma, und den größten, als nach dem Falle des Römischen Reiches, alle europäischen Völker sich in Italien zusammendrängten und dieses Land zum Mittelpunkte aller Begebenheiten machten. — Es sind bei diesen Veränderungen der Aussprache manche Sonderbarkeiten, welche zu mancherlei unterhaltenden — wenn auch spielenden — Forschungen veranlassen können, z. B. wie die Nasentöne wieder entstanden, welche sich im Sanskrit und in den Slawischen Sprachen finden, in den deutschen und romanischen überall verschwanden und nur im Portugiesischen und Französischen sich erhielten. Kamen sie aus Sina, wo sie häufig noch sind, nach Portugal und von dort durch dieses vormals einen lebhaften Han-

del treibende Volk nach dem südlichen Frankreich, und wurde sie endlich in Paris als eine zierliche Neuigkeit aufgenommen? Es scheint mir, als ob ich sie in dem Munde der Alten unserer Berliner französischen Kolonie viel stärker gehört hätte als zu Paris. Was die Mode in Frankreich thut, sehen wir an dem Doppellaute oi, dessen noch vor hundert Jahren von allen Sprachlehrern verworfene, bäurische Aussprache wie sie sagten, jetzt allgemein ist. Eine andre Untersuchung wäre, wie das Polnische gestrichene l, welches sich auch im Russischen findet, aber nicht im Sanskrit und den übrigen Töchtersprachen desselben, in die Slawischen Sprachen gekommen sei. Auch hier vermuthe ich aus dem Sinesischen, wo dieser Laut vorkommt und zwar durch die Völker im Mittelasien, welche Sina mit den Slawen in Verbindung brachten. Doch genug von diesen, vielleicht eiteln Untersuchungen

Mit den Selbstlautern hat es eine ähnliche Bewandniß, als wir bei den Mitlautern gefunden haben. Die Doppellaute sind die stärkern, die durchdringenden und vermuthlich die ersten, welche der Mensch sprach. Noch jetzt ruft der Schmerz nicht o! sondern au! Die Verwunderung sagt nicht e! sondern ei! Es ist sehr merkwürdig, daß die Sanskritsprache das kurze griechische e und o nicht hatte, wie Bopp zeigt (vergleichende Grammatik S. 3), sondern daß sie an deren Stelle ein ae und au hören ließ, gewiß Ueberbleibsel der alten, durchdringenden, schreienden Sprache. So wie mehr gesprochen

wird, so wie die Sprachen zarter und feiner werden, treten die einfachen Laute an die Stelle der Doppellaute. Die italienische Sprache, indem sie die harten Mitlauter verwarf, hat auch alle Doppellaute zugleich in die einfachen Laute verwandelt. Die Franzosen, dieses Volk, welches ganz Europa zuerst den Ton der feinen Gesellschaft gab, sprechen o für au, oe für eu und für oi, welches ohne Zweifel seinen Doppellaut früher hatte, ließen sie außer dem o nur noch ein leises ae hören, welches sich endlich ganz in ein a verwandelte. Es ist unter den Philologen viel über die Aussprache der Doppellaute im Altgriechischen gestritten worden. Ich zweifele nicht, daß man zuerst das lange e (η) wie ae sprach, daß man beide Laute in oi, ai und ei hören ließ, daß man aber in der Folge jenes ae in ein langes e verwandelte und statt der schreienden Doppellaute, worin ein i vorkommt, e oder i allein sprach. Alte, seltener vorkommende griechische Wörter, worin oi vorkommt, schrieben die Römer mit oe, das häufig vorkommende oi diese, schrieben sie hi. Die Neugriechen sprechen au und eu wie av und ev, ai wie ae, ei und oi wie i. So wurde die Sprache immer sanfter und feiner. Die italienische Sprache nahm vermuthlich die Laute der alten Römischen Sprache an, indem die übrigen Romanischen Sprachen aus den schlechten Dialekten jener schönen Sprache sich hervorbildeten, die entweder ursprünglich schon vorhanden waren oder erst entstanden, als rauhere, nordische Töne in den sanftern Süden drangen.



Doch wir wollen weiter sehen, wie die Sprache aus dem fruchtbaren mütterlichen Schooße der Gefühle sich ferner erhob. Die erste Bedeutung des Wortes war ein völlig Unbestimmtes; keine Unterscheidung von Person, von Sache, von Zeit wurde dadurch ausgedrückt; das Wort stand einzeln da, ohne Beziehung auf ein anderes. Wir haben allerdings keine Sprachen mehr, wo die Wörter einzeln und ohne Verbindung mit einander ausgesprochen werden, dazu ist überall die Menschheit zu sehr fortgeschritten, wohl aber haben wir noch Sprachen z. B. die sinesische, worin die Wörter zwischen einem Sachworte und einem Zeitworte schwanken, wo sie weder Vergangenheit noch Zukunft ausdrücken, sondern ihre Bedeutung erst von einem andern daneben gestellten Worte erhalten. Vermuthlich entbehrte die erste Sprache auch dieses letzten Hülfsmittels, um sich verständlich zu machen, und vermuthlich bestand sie nur aus einzelnen Wörtern, welche, weil sie einzeln ausgestoßen wurden, wie Ausrufungen klangen. Sie drückten aber keinesweges nur Gegenstände der Freude und des Schmerzes aus, sondern überhaupt Gegenstände der Aufmerksamkeit des ruhigen Menschen, oder Begebenheiten, denn kein Gegenstand erregt die Aufmerksamkeit des Menschen, welcher ihm nicht zur Begebenheit wird.

Also die einzeln ausgesprochenen oder ausgerufenen Worte machen noch keine Rede, eben so wenig als die einzelnen Menschen ein Volk machen. Die Menschen müssen mit einander in Verhältnisse kom-

men, Verhältnisse mannichfacher Art, sie müssen abhängig von einander werden, herrschen und dienen, sie müssen in Verbindungen der Liebe und der Freundschaft mit einander treten, sie müssen sich sogar in ihrem Wesen ändern, schwächen und verstärken, um mit einander leben zu können. Nicht weniger die Wörter. Es giebt drei verschiedene Arten, wie die Wörter mit einander in Verbindung treten; sie stehen erstlich neben einander, und werden herrschend und abhängig von einander durch die Stellung (Fügungssprachen); sie vereinigen sich zweitens zusammen oder trennen sich auch und machen durch die Verbindung oder Trennung neue Worte (Gliederungssprachen); oder endlich sie verändern sich und zeigen dadurch ihre Beziehung auf einander an (Biegungssprachen). Dieses sind die drei Mittel, wodurch die Wörter zu einer Sprache werden. Aber man muß nicht meinen, als ob eine Sprache sich nur des einen Mittels, die andere wiederum eines andern bediente, nein es gab und es giebt Sprachen, welche alle drei Mittel anwandten, es giebt andere welche nur zwei oder gar nur ein Mittel gebrauchten, um sich zu bilden. Aber es bezeichnet den Charakter einer Sprache, ob sie sich des einen und des andern Mittels allein, oder des einen und des andern vorherrschend bediente, oder endlich alle Mittel in gleichem Maaße anwandte.

Unter den Sprachen, welche sich nur des ersten Mittels bedienten, welche die Worte nur neben einander stellten und dadurch die verschiedene Bedeutung

hervorbrachten, steht die sinesische Sprache oben an. Die Wörter haben noch ihre erste ursprüngliche Gestalt, sie schwanken zwischen Zeitwort und Sachwort und erwarten erst von außen ihre Bestimmung. Es war leicht die Zahl und das Geschlecht zu bezeichnen, man setzt zu dem Hauptworte viele oder alle oder eine bestimmte Zahl, man fügt Mann oder Frau dem Worte an. Auch hatte es keine große Schwierigkeit, die Beziehung der Wörter durch die Stellung zu bestimmen, die man ihnen gab; man sagt Himmel Sohn, für der Sohn des Himmels, Vorfaren Tempel für der Tempel der Vorfaren; König lieben Tugend giebt unmittelbar den Sinn ohne allen andern Zusatz. Allerdings bekommt die Sprache etwas Erhabenes, oder vielmehr eine gewisse Größe, indem sie sich über alles Besondere und Einzelne hinwegsetzt. Bei uns ist es immer der König und nicht König, außer welchem man keinen andern kennt oder kennen will; es ist immer die Tugend, und selbst der Römer, welcher rex amat virtutem sagte, mußte doch, wenn er auch die Wörter der und die verschmähte, virtus in virtutem verwandeln, und durch dieses Anhängsel etwas Besonderes in das Wort bringen, was den Geist immer zusammenzieht. So würde man unrecht thun, die sinesische Sprache ganz herabzusetzen, und man könnte leicht die Ungerechtigkeit selbst auf ein Volk ausdehnen, welches seiner Verschiedenheit wegen leicht zur Ungerechtigkeit verfüren kann. Man lese, was eben so treffend als sinnreich W. v. Humboldt

über diesen Vorzug der sinesischen Sprache gesagt hat *).

Aber die Deutlichkeit oder vielmehr die Bestimmtheit der Sprache gewann durch jene Größe des Ausdrucks nicht. Jedes Wort stand neben dem andern in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und Würde, und wenn auch die Stellung der Wörter einige Beziehung auf einander bezeichnete, so konnte sie doch eben sowohl ohne alle Beziehung sein und es blieb dem Hören überlassen, sie zu errathen, wenn sie da war. Die Sprache mußte nun den Hörer zwingen, sich diese Beziehung zu denken. Sie wandte dazu sehr geschickt einen Kunstgriff an; sie nahm einigen Worten ihre bestimmte Bedeutung und zwar der Handlung oder des Gegenstandes und legte ihnen eine mehr allgemeine und folglich unbestimmte bei. Sonderbar! der Unbestimmtheit durch Unbestimmtheit zu steuern. Aber zweckmäßig genug, indem man dadurch eine Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit erlangte, die sich mehr übersehen ließ als die einförmige Gleichheit. Das Wort, dem man seine besondre Bedeutung nahm, stand vorher, ehe dieses geschah, mit seiner Eigenthümlichkeit schroff und hart zwischen zwei andern und trennte sie dadurch von einander, so daß sie nicht in eine genaue Wechselwirkung kamen. Jetzt, nachdem man ihm seine Eigenthümlichkeit genommen, verhindert es diese Wechselwirkung nicht ganz und nur in-

*) Lettre à Mr. Abel Rémusat sur le génie d. l. langue chinoise par Mr. G. d. Humboldt Par. 1827 p. 57.



sofern, als es sie leitet. Das Wort tchî im Sinesischen bedeutet den Sprößling einer Pflanze, der aus der Erde hervorbringt. Man nimmt ihm diese besondre Bedeutung und giebt ihm eine allgemeine, wodurch es das Entspringen von einer Sache bedeutet, den Uebergang von einem zum andern, den Gegenstand überhaupt, u. dgl. mehr. So heißt zum Beispiel der Befehl des Himmels durch bloßes Zusammenstellen thian ming, Himmel Befehl, bestimmter aber thian tchî ming, Himmel dessen Befehl, so bedeutet ferner tchî thsoù gehend nach dem Lande Thsou, tchî ei das heißt (c'est à dire) und ähnliche Bedeutungen mehr. Es bezeichnet den zweiten Fall (Genitiv) im Lateinischen. Das Wörtchen iù heißt geben, wird nun aber in seiner allgemeinen Bedeutung zur Bezeichnung des dritten Falls (Dativ) genommen, und endlich sogar zur Bezeichnung jeder Gemeinschaft, so heißt z. B. iù min kiai lo mit dem Volke zugleich sich freuen. Man sieht, die Wörter sind glücklich gewählt, um mannichfaltige Bedeutungen anzunehmen *).

Dieses ist nun der große Kunstgriff, dessen sich die Völker bedienten, um zuerst eine Sprache zu gründen. Alle Sprachen haben ihn, alle ohne Ausname; man möchte sagen, daß ohne ihn keine Sprache sein

*) Ich bin hier und sonst der besten sinesischen Sprachlehre gefolgt: Grammaire chinoise par Abel Rémusat Par. 1822. 8. Die Aussprache der Wörter in den gegebenen Beispielen ist auch die französische.

könne. Alle Verbindungswörter in der Sprache sind auf diese Weise entstanden; sie hatten insgesammt eine besondre Bedeutung und haben nun eine allgemeine angenommen. Hier und da ist jene erste Bedeutung in der Sprache noch kenntlich geblieben, wir sehen in unserer Sprache noch in dem Worte, wegen, seine Abkunft von Weg ganz deutlich, wir bringen noch leicht das Wörtchen, zu, auf Zug zurück, so wie die Wörtchen für und vor auf Füren und Faren, — oft aber, ja meistens ist die erste Bedeutung verschwunden und muß mit großer Mühe in den Anfängen der Sprache aufgesucht werden. Das deutsche an, hängt ohne Zweifel mit dem griechischen ἀνα zusammen, und dieses läßt sich wohl auf das lateinische ad bringen. Die lateinische Sprache steht aber dem Sanskrit näher als die griechische, und so mögen wir durch diese uns an die gemeinschaftliche Mutter wenden, wo wir dann at (mit dem Zungen t) finden, welches gehen bedeutet. Kein Wort kann geschickter sein, um die mannichfaltigen Bedeutungen von ad, ἀνα und an zu bezeichnen, als das Wort gehen; wir schreiben noch: An den Herrn, damit der Brief dahin gehe, und richten unser Gebet: an Gott. Sehr auffallend ist das Wort, da, welches auch im Sanskrit dha heißt*) und hier setzen, geben, halten, erlangen und gut bedeutet, folglich eine Menge Bedeutungen hat. Wohl mögen wir die Sanskrit-

*) Ich meine, da, wird in der hohen Schweiz noch dha gesprochen.

sprache die Mutter nennen, weil sie hier und in vielen andern Fällen alle Bedeutungen für ein Wort vereinigt, welche die einzelnen Töchtersprachen vereinzelt haben. Noch kann ich nicht umhin, das Sanskritwort dis anzufüren, welches, zeigen, bedeutet und deutlich auf unser dieß hinzeigt.

Die Sprache, bis dahin aus dem bildenden Gefühl des Menschen hervorgegangen, erhob sich nun zum Denken. Denn was ist das Denken anders, als ein Losreißen von der Außenwelt und eine Rückkehr in die innere Welt, oder vielmehr eine Uebersetzung aus der äußern in die innere Welt. Die Gegenstände werden aus ihrer Stelle genommen und in einer neuen Ordnung aufgestellt; einer geistigen Ordnung, wo die Stellen nicht mehr durch den Raum bezeichnet werden, in dem sie sich befinden. In dem innern Reiche der Wörter — denn dahin sind wir durch das Denken gekommen — giebt es keine andre Bezeichnung der Stelle als durch die Wörter selbst; einige blieben fest in ihrer Stelle, andre verbinden und verknüpfen jene fest bleibenden Hauptwörter. Sie müssen nun ihre eigenthümliche Bedeutung aufgeben und sich nach den Wörtern richten, welche sie verknüpfen sollen. Einige Wörter herrschen, andre dienen; das Familienbündniß wird nun ein Staat, und die Rede tritt hervor.

Doch wir wollen zur sinesischen Sprache zurückkehren, um von ihr, der ursprünglichen, wie es scheint am nächsten gebliebenen Sprache, den Bau der ersten Rede zu lernen. Wir haben Verbindungswörter ken-

nen gelernt, welche die Verhältnisse der Gegenstä[illegible] zu einander anzeigen, wir bedürfen aber noch ande[illegible] Wörter, Bestimmungswörter oder Hülfswörter, wel[illegible] die Art dieses Verhältnisses selbst anzeigen. [illegible] Verbindungswörter zeigten den geistigen Raum, [illegible] geistige Stelle an, wo sich die Wörter befinden, [illegible] Hülfswörter bestimmen die Zeit, die schon an u[illegible] für sich eine geistige Welt macht. Der Ueberga[illegible] zu ihr ist ebenfalls schon ein Uebergang aus ei[illegible] körperlichen Welt in eine mehr geistige. Der Kun[illegible] griff, den wir eben bemerkten, wird fortgesetzt, m[illegible] fügt dem unbestimmtern Worte das Wörtchen tsia[illegible] zu, um die Zukunft zu bezeichnen, so wie thsên [illegible] um die Vergangenheit anzudeuten; Wörter, wel[illegible] vermuthlich ihre eigenthümliche Bedeutung hatten, [illegible] aber in der Verbindung zum Theil aufgeben mußte[illegible] Von dem ersten Worte ist dieses gewiß; es bedeu[illegible] empfangen, nehmen (accipere), worin allerdings [illegible] was Zukünftiges liegt, denn was man hat, nim[illegible] man nicht; die Bedeutung des zweiten Wortes ab[illegible] finde ich nicht. So wird auch, sonderbar genug, d[illegible] Wörtchen, kian, sehen, gebraucht, um das Werd[illegible] zu bezeichnen, wie chă kian, tödten sehen, statt g[illegible] tödtet werden. — Die ganze Sprachlehre der Sin[illegible] sen beruht auf dem Gebrauche solcher Wörter, v[illegible] denen wir nur einige wenige als Beispiele angefü[illegible] haben.

So ist also die sinesische Sprache der ursprün[illegible] lichen am nächsten geblieben, denn bis auf die jet[illegible] gen Zeiten hat sie diese einfache Form behalten. D[illegible]

neue Sprache hat nichts hinzugethan als die Anwendung des zweiten Mittels, dessen wir oben erwähnten, um die Wörter zu einer Sprache zu verbinden, der Zusammensetzung nämlich der Wörter. Dieses Mittel geht zwar aus dem ersten hervor, nämlich die Wörter nur zusammen zu stellen, um dadurch ihre Bedeutung näher zu bestimmen, aber es erhält doch dadurch einen eigenen Ausdruck, daß es sich mit dem dritten Mittel, der Biegung, vereinigt und auch darin übergeht. Die Sanskritsprache, die Griechische und die Germanische haben dieses Mittel vor allen Sprachen zu einer hohen Stuffe ausgebildet, und es sei mir erlaubt, einige allgemeine Bemerkungen darüber zu machen, ehe wir zur sinesischen Sprache zurückkehren. Es giebt fünf verschiedene Arten der Zusammensetzung in unserer Sprache und zwar zuerst, wenn zwei Wörter, von denen das eine die Eigenschaft des andern bezeichnet und dieses dadurch genauer bestimmt, mit einander verwachsen und zu einem Worte sich vereinigen. Die Bestimmung wird dadurch in das eine Wort aufgenommen, in demselben gleichsam verbreitet; sie wird dadurch eine innere, da sie bis dahin nur eine äußere, eine Grenzbestimmung war. So ist der große Muth, der kleine Muth, der sanfte Muth — Muth heißt ursprünglich Gesinnung — doch etwas anders als Großmuth, Kleinmuth, Sanftmuth; es gehört zu den Eigenschaften eines Menschen, Sanftmuth zu besitzen, aber die sanfte Gesinnung desselben kann oft nur die Stimmung eines Augenblicks sein. Auffallender wird dieses in dem Worte Großvater,

wo sich die allgemeine Bedeutung des Wortes gar sehr von dem unterscheidet, was der große Vater sagt. Dieses ist der erste Grad der Zusammensetzung; der feinste, am wenigsten scharf bezeichnete, und daher auch der ungewöhnlichste. Der zweite ist der, wo das vermittelnde oder bestimmende Wort, welches bei uns die Fallendung bezeichnet, oder, wo dieses fehlt, die Fallendung selbst unterdrückt wird und auf diese Art zwei und mehre Wörter sich vereinigen und zusammenwachsen. Auch hier wird das Band gelöset, welches die Wörter verband und zugleich genauer bestimmte, so daß sie nun sich einander einverleiben und dadurch eine allgemeine verschmolzene Bedeutung bekommen. Das Himmelreich ist doch etwas anderes als das Reich des Himmels, wo man fragen könnte von welchem Himmel? und eben so das Sprachorgan als das Organ der Sprache. Diese Art ist die gewöhnlichste und deswegen sehr beliebt, weil sie Kürze gewährt. Auch wenn sie nichts zur Veränderung der Bedeutung beiträgt, wählen wir sie doch, weil sie das Gefühl mehr erregt als die Bestimmung und Beschreibung durch ein vermittelndes Wort. Warum? Weil sie zum Ursprunge der Sprache zurückkehrt, zu jener Fülle der Empfindung, aus welcher das einfache Wort entsprang, noch unberührt von dem begränzenden Verstande. In unserer Sprache ist es gewöhnlich der zweite Fall, welcher auf diese Weise zusammengezogen wird, seltener ein anderer, wohl aber erregt in diesem letzten Falle die Zusammensetzung das Gefühl noch mehr durch die größere Verkürzung, so

daß wir sie meistens nur in der dichterischen Rede gebrauchen, z. B. Nachtumhüllet für von der Nacht umhüllet. Im Sanskrit hingegen so wie im Griechischen kommt diese Zusammensetzung gar häufig vor. Das Endwort ist hier in der Regel ein Beiwort, ein Adjectiv oder Particip. Diese letzten Zusammensetzungen verlangen Vorsicht, wenn man sie im Deutschen nachbilden will, damit sie nicht undeutlich werden oder gar eine falsche Beziehung erhalten. Die dritte Art der Zusammensetzung ist, wenn der Besitz des Gegenstandes dadurch angedeutet wird, wie schönäugig, schöne Augen habend. Im Deutschen wie im Griechischen ist das Endwort immer ein Beiwort (Adjektiv), im Sanskrit nicht; es wird der Wurzel des Endworts nur das Zeichen des Nominativs angehängt, welches die ursprüngliche Bedeutung des Nominativs als erklärlich durch habend gar deutlich bezeichnet. Nachdem die Bedeutung dieser Biegungssilbe verloren war, konnte man das Hauptwort nicht mehr als ein Beiwort gebrauchen. Die vierte Art der Zusammensetzung kommt mit der vorigen sehr überein, sie ist die Verbindung des Gegenstandes mit der Handlung, welche sich darauf bezieht, wie Erderschütternd, Himmeltragend. Die griechische Sprache liebt diese Verbindungen sehr. Die fünfte Art der Zusammensetzung deutet eine Vergleichung an und ist im Sanskrit, im Griechischen und Deutschen sehr gewöhnlich z. B. himmelblau, wunderschön, ellenlang. Manche Zusammensetzungen dieser Art haben durch den häufigen

Gebrauch das Erhabene verloren, welches ihren Ursprung begleitete.

Die sinesische Sprache hat sich zu solchen Zusammensetzungen selten erhoben, häufig aber kommen Zusammensetzungen der zweiten und auch der ersten Art darin vor; sie sagen Bücherhaus statt Haus der Bücher oder Bibliothek, Bettelmann, Ackersmann, Schumacher, Schiffshand (Matrose), Schwestertochter u. dgl. m. Aber außer diesen haben sie Zusammensetzungen, welche nur durch ihre unvollkommene Sprache nöthig wurden. So verbinden sie gar oft zwei Wörter von gleicher oder doch sehr ähnlicher Bedeutung, wie reden und sprechen, ohne Zweifel um dadurch deutlicher zu werden, denn die vielen gleichtönenden Wörter in ihrer Sprache können oft Misverständnisse veranlassen, zuweilen stellen sie auch Wörter von verschiedener, sogar entgegengesetzter Bedeutung zusammen, um das Allgemeine in beiden verstehn zu lassen. So heißt hiôung der ältere Bruder, ti der jüngere Bruder und hiôung ti Bruder überhaupt; so heißt kouei ein schlechter Kopf, chin ein guter Kopf, und kouei chin der Kopf, der Verstand überhaupt. Noch sonderbarer und merkwürdiger ist folgende Zusammensetzung: toûng heißt Osten, si Westen, aber toûng si bedeutet im gemeinen Leben, etwas. Da es ihnen an eigentlichen Beiwörtern (Adjectiven) sehr mangelt, so müssen sie solche gar oft durch Verbindung von Wörtern ersetzen; sie setzen das Wort Kopf hinzu, um einen runden Körper zu bezeichnen.

Mit allen diesen, oft sehr sinnreichen Kunststücken ist die sinesische Sprache dennoch zu keinem hohen Grade von Vollkommenheit gelangt. Die Sinesen gleichen den Seiltänzern, die mit aller Kunst und Anstrengung auf einem Seile nie so rasch fortkommen als ein Mann auf ebener Erde mit Bequemlichkeit gehen kann. — Wir wollen diese Sprache verlassen und uns zu den glücklichern Gebilden der Rede, zu den Sprachen wenden, die wir Biegungssprachen genannt haben.

Sie furen bei ihrer Ausbildung auf dem Wege fort, auf dem sie angefangen hatten, als sie den zweiten Mitlauter zu der ersten Silbe setzten, um dadurch die Bedeutung zu verändern, sie fügten noch einen oder mehre Mitlauter hinzu, um Beziehungen auszudrücken, wozu man sonst ganze Wörter gebrauchte. Selbstlauter, aber wenig bedeutende, folgten nur den Mitlautern, damit man sie aussprechen konnte. So wurde im Deutschen das Wort Liebe schon durch den zweiten Mitlauter näher bestimmt, da es nach der ersten Silbe allein, noch mit Licht, Lippe, Lied u. s. w. zusammenhing, jetzt aber kam die Zeitbestimmung hinzu und es wurde die vergangene Zeit dadurch angezeigt, daß man ein hartes T anhing und ich liebte sprach. Im Lateinischen hing man dem Worte **Homen**, der alten Form statt **Homo** — es ist merkwürdig, daß noch jetzt im Portugiesischen der Mensch **Homem** heißt — ein **s** an, um zu bezeichnen, daß etwas zu ihm gehöre, von ihm abhänge und dgl., woraus sich dann in der feinern Aussprache **hominis** bildete.

Eben so setzte man ein m hinzu, um anzudeuten, daß ihn etwas treffe, woraus hominem wurde. Dieses war die erste und häufigste Art die Bedeutung der Wörter zu ändern. Aber man bediente sich auch einer andern Art und zwar in demselben Sprachstamme, um die vergangene Zeit anzugeben, nämlich das Vorsetzen einer Silbe im Anfange des Wortes. Im Deutschen wird ein ge vorgesetzt, gegeben, gethan, gesprochen u. s w., im Griechischen wie im Sanskrit, auch zuweilen im Lateinischen wird, noch natürlicher, der erste Mitlauter wiederholt z. B. λέλεχα ich habe gesagt, von λέγω ich sage, und vielleicht ist das deutsche ge ursprünglich nur eine solche Verdoppelung des ersten Buchstabens gewesen. Die Heftigkeit, womit man eine geschehene Sache betheuert, spricht sich in dieser Verdoppelung treffend aus. Der bedeutende Mitlauter wird endlich nicht allein hinter oder vorn, sondern auch in der Mitte des Wortes eingeschoben, jedoch wohl nie in das Wurzel- oder Stammwort selbst, sondern hinter die vorgesetzte oder auch vor der angehängten Silbe. Diese letzte Art der Veränderung ist in der Tatarischen, Mongolischen und andern Sprachen des nördlichen Asiens einheimisch, so bedeutet in der Mandschusprache die Silbe na, dem Zeitworte eingeschoben, gehen um etwas zu thun, z. B. alambi anzeigen, alanambi gehen um anzuzeigen u. dgl. m. wie man im Adelungs Mithridates mit Zus. von Vater Th. 4. S. 207 sehen kann. Auch in andern Sprachen kommt dergleichen vor, z. B. in der Tagalasprache, im Türkischen, wo aus sewmek

lieben, sewmemek nicht lieben durch das eingeschobene me wird, doch ist, überhaupt genommen, diese Art der Veränderung seltener als die beiden andern.

Auch die Selbstlauter dienen um die Wörter zu verändern; sie werden vorgesetzt, eingeschoben und angehängt. So setzt die Sanskritsprache ein a vor, um eine vergangene Zeit zu bezeichnen, wie abodham ich kannte, von bodhami ich kenne, und eben so verfährt die griechische, sie ändert λέγω ich sage in ἔλεγον ich sagte. Ferner verneint die Sanskritsprache und die griechische durch ein vorgesetztes a, wie wir durch ein vorgesetztes un, z. B. unlieblich, ungezogen, unfreundlich u. s. w. Dieses un scheint mit dem sanskritischen a überein zu stimmen, denn die Schwedische Sprache läßt das n hier weg und nimmt nur das u, wie ukaendt, udraegelig, unbekannt, unerträglich, so daß man wohl glauben kann, das n sei bloß ein von den Deutschen sehr geliebtes Einschiebsel, und das u nur eine andere Aussprache des sanskritischen a; eine Aenderung, die auch sonst vorkommt, ja sogar in der Bengalischen Sprache, wo sie Wörter aus dem Sanskrit nimmt, sehr gewöhnlich ist, eben so wie einige Arabische Dialecte das al des Artikels in ul verwandeln. Das Anhängen eines Selbstlauters, um einen andern Fall zu bezeichnen, ist sehr gewöhnlich in den Sprachen, die aus dem Sanskrit stammen; die Lateiner haben dem Stammworte liber Buch, ein o angehängt, um den dritten Fall (Dativ) zu bezeichnen libro, und die Deutschen haben diesen Zusatz in das schwache e verändert, dem Buche. Außer

diesem Gebrauche der Selbstlauter zur Bestimmung der Wörter durch Vorsetzen und Anhängen, auch wohl Einschieben, haben wir noch eine andere, nämlich die Veränderung der Bedeutung durch die Veränderung des Selbstlauters in einen andern, in der Regel verwandten, zu bezeichnen. So wird die Veränderung der einfachen Zahl in die vielfache dadurch im Deutschen bezeichnet, daß man a in ae verwandelt, z. B. Hand Hände, Apfel Aepfel. Auf eine ähnliche Art wird im Lateinischen aus tabula, tabulae, mensa, mensae u. dgl. m. Eben so, um die Zeit zu bestimmen, z. B. ich gebe, ich gab, nur im Lateinischen umgekehrt facio, feci. Dergleichen Veränderungen sind in den Sprachen sehr gewöhnlich. Man hat sie im Deutschen den Umlaut genannt, und ohne Zweifel gehören diese Veränderungen und Verstärkungen der Selbstlauter guna und vriddhi im Sanskrit dahin; so wird aus wud, dem Stammworte von kennen, wodāmi ich kenne.

Die gewöhnliche Meinung selbst ausgezeichneter Sprachforscher scheint zu sein, denn deutlich erklären sie sich selten, daß diese angehängten Silben oder Mitlauter ursprünglich für sich bestehende Worte waren, welche verkürzt mit dem Hauptworte sich verbanden, um die Bedeutung zu verändern, also das bekannte Mittel der Zusammensetzung der Wörter In den angegebenen Fällen, wo der Zusatz eine allgemeine, umfassende Bestimmung giebt, gewiß nicht. Es liegt ganz und gar in dem Gange der Sprachbildung, durch Zufügung eines Mitlauters, die Be-

deutung zu ändern und zu beschränken, wie schon oben gezeigt worden, daß man nur auf dem Wege fortzugehen brauchte und, nachdem das Wort nach der Hauptbestimmung gebildet war, die Nebenbestimmungen der Zeit und der Verhältnisse durch den Zusatz neuer Mitlauter zu bezeichnen. Auch kam es in den ersten Zeiten der Sprachbildung vorzüglich darauf an, das Wort zu haben, und man konnte nicht wohl daran denken es durch Zusammensetzung, und da diese noch nicht hinreichte, es durch Verstümmelung wieder zu verlieren. Die Zusammensetzung gehört überhaupt zu den weniger gewöhnlichen Mitteln der Wortbildung; die alte sinesische Sprache kannte sie nicht und erst die neuere Mandarinensprache führte sie ein, ja so gewöhnlich sie auch im Sanskrit war, so fehlte sie doch der verwandten lateinischen Sprache, oder war wenigstens in einem sehr geringen Maaße vorhanden. Es giebt Biegungen in manchen Sprachen, welche man nicht ohne den größten Zwang von einer Zusammensetzung ableiten könnte, z. B. die Wiederholung des ersten Mitlauters in den Zeitwörtern, um die vergangene Zeit zu bezeichnen, gewiß nur eine freie Verstärkung des Wortes. Die Veränderung der Selbstlauter, um die Bedeutung des Wortes zu verändern, der deutsche Umlaut, auch guna und vriddhi im Sanskrit, allerdings eine nicht gewöhnliche und nur wenigen Sprachen eigene Biegung, kann wohl nicht durch eine Zusammensetzung hervorgebracht sein. Da nun die angegebenen Mittel die Bedeutung des Wortes durch Biegung genauer zu bestimmen viel

leichter sind, und wenigstens manchen Sprachstämmen viel natürlicher als die Zusammensetzung, so muß man wenigstens sehr behutsam verfaren und das letzte Mittel der Wortänderung keiner Sprache aufdringen.

Was nun besonders zu dieser Theorie der Sprachbildung Veranlassung gegeben hat, ist die scharf bestimmte Bezeichnung mancher Verhältnisse, besonders der Persönlichkeit durch angehängte, vorgesetzte und zuweilen auch eingeschobene Silben in vielen Sprachen. Die sogenannten semitischen Sprachen, die arabische, chaldäische u. a. m. dieses Stammes, welche sonst eben keine Biegungen lieben, zeichnen sich durch viele Vorsetz- und Anhangssilben (Affixa und Suffixa) von sehr scharf bestimmter Bedeutung aus. Um die zweite Person zu bezeichnen, setzt z. B. die deutsche Sprache ein st oder t hinzu, du liebest, ihr liebet, die lateinische ein s oder tis (ts), amas, amatis, ähnlich dem Sanskrit, wo si und ta angehängt wird. Nun findet sich aber das s als eine häufige Bezeichnung, besonders des zweiten Falles (Genitivs), in allen drei Sprachen, das t ist nicht allein eine Bezeichnung des vierten oder sechsten Falles (Accusativs oder Ablativs) im Sanskrit, sondern es wird auch in den altgriechischen Mundarten, im Lateinischen so wie in den deutschen Mundarten beständig mit dem s verwechselt. Ganz anders in der Arabischen und den verwandten Sprachen. So sagt z. B. die Arabische Sprache in der vergangenen Zeit katabta und im weiblichen Geschlecht katabti du hast geschrieben, katabtum und katabtun ihr habt ge-

schrieben, aber die angehängten Silben behalten immer dieselbe Beziehung auf Personen, sind also ganz verschieden von den angehängten Silben in den Sprachen des Sanskritstammes, wozu noch kommt, daß sie nach dem weiblichen Geschlecht abgeändert werden, welches niemals in den Sanskritsprachen geschieht. In den Semitischen Sprachen scheinen nun allerdings diese angehängten Silben von bestimmter Bedeutung, ursprüngliche besondere Wörter gewesen zu sein, die dem Zeitworte später verbunden wurden. Aber hier entstehen doch noch Zweifel. Ana heißt im Arabischen, ich, anta und im weiblichen Geschlecht anti, du, antum und antun, ihr. Warum wird nun hier ein an vorgesetzt, welches offenbar aus ana entstanden ist? Wohl nur, um der ursprünglichen Endsilbe eine Selbstständigkeit zu geben, damit sie als ein eigenes Wort auftreten könne. Daß wirklich jene Endsilbe ursprünglich nur Biegung war und dann erst vom Zeitworte losgerissen, ein besonderes Wort bildete, erhellt aus der zukünftigen oder vielmehr unbestimmten Zeit, wo es heißt taktub und im weiblichen Geschlecht taktubin, so wie in der vielfachen Zahl taktubun und taktubna, wobei noch zu merken ist, daß un, ina zur Bezeichnung der vielfachen oder zwiefachen Zahl in den Hauptwörtern gebraucht wird. Es bleibt also t als Bezeichnung der zweiten Person allein übrig, woraus das Personenwort hervorwuchs. Die arabische Sprache würde also hier zu den Gliederungssprachen und zwar zu den trennenden

Gliederungssprachen gehören, welche aus einem Worte mehre bilden.

Wenn ich gesucht habe, das Eigenthümliche der Biegungssprachen zur Anerkennung zu bringen, damit man nicht in der Meinung, als sei die Biegung nur oder doch in den meisten Fällen Zusammensetzung, so ist doch meine Meinung nicht, jene Zusammensetzung in dieser Rücksicht ganz zu läugnen. Wir haben gesehen, daß in der sinesischen Sprache ganze Wörter ihre besondere Bedeutung verlieren und eine allgemeine annehmen, um die verschiedenen Fälle der Biegung zu ersetzen. Hier war es nun leicht, ein solches Wort mit einem andern zusammen zu setzen, wodurch dann in der Geschwindigkeit der Aussprache Buchstaben verloren gingen. So mag das be, welches in den Semitischen Sprachen in bedeutet, aus dem Worte, beth, Haus entstanden sein, welches vielleicht auf dieselbe Weise gebraucht wurde, wie die Sinesen solche Wörter zu gebrauchen pflegen. Indessen gilt dieses doch nicht von allen solchen Vorsetzsilben. Es giebt andere, welche wohl schwer möchten auf besondere Wörter zu bringen sein, wie das se, welches im Arabischen die unbestimmte Zeit auf die zukünftige einschränkt, das le, welches unserm Worte, daß, entspricht und andere ähnliche Vorsetzsilben, welche ganz im Sinne der angehängten Mitlauter gebildet sind, wodurch man den Wörtern eine bestimmte Bedeutung giebt. So scheint es mir, daß die Zusammensetzung vielmehr eine gesteigerte Biegung sei, als

umgekehrt die Biegung eine gesteigerte Zusammensetzung.

Wir wollen nun die Biegungssprachen, welche Biegungssilben von eingeschränkter Bedeutung haben, wie dieses oben von den Semitischen Sprachen gezeigt wurde, Sprachen mit scharfer Biegung nennen, da hingegen die andern, welche Biegungssilben von sehr allgemeiner Bedeutung haben, Biegungssprachen von milder Biegung heißen mögen. Es versteht sich, daß auch hier, wie bei der Eintheilung der Sprachen überhaupt, nicht ausschließlich von einem oder dem andern Mittel zur Veränderung der Wörter die Rede sein kann, sondern nur von denen, dessen sich die Sprache vor andern bedient. So haben die Semitischen Sprachen, wie eben gezeigt wurde, zwar meistens scharfe Biegungs- und Vorsetzsilben, aber auch manche milde, wodurch sie sich den Sanskritsprachen nähern.

Die Sprachen von milder Biegung haben eine größere Bildsamkeit als die Sprachen von scharfer Biegung. Denn alle Bildung geht nach und nach aus dem Unbestimmten, Allgemeinen hervor und verträgt keine rasche, einseitige Entwickelung. Um das Modell zu einer Statue zu bilden, nimmt der Künstler den runden Thonhaufen in seine beiden Hände und drückt mit dem Daumen zuerst die Anlagen zum menschlichen Gesicht ein, dann erhöht er gleichförmig von beiden Seiten und ebnet und vertieft, bis der Thon, welcher zuerst nur den allgemeinen Ausdruck des menschlichen Gesichts hatte, endlich in jedem Zuge

den besondern Ausdruck annimmt. So wie er aber ungleichförmig und zu stark den Eindruck macht, ist Alles verdorben, und es bleibt nichts übrig, als den Klumpen zusammen zu werfen und eine neue Bildung anzufangen. Die Geschichte der Sprache beweiset dieses durchaus; die Sprachen von milder Biegung sind allein zu einem hohen Grade von Ausbildung gelangt, wie sich in der Folge überall zeigen wird.

Dieser drei Mittel, der Fügung, Gliederung und Biegung, bedienten sich die Völker, um die verschiedenen Sprachen zu bilden. Bald zogen sie das eine Mittel, bald das andere vor, nur selten vernachlässigten sie eines derselben ganz und gar. Aber sie übertrieben auch wohl eines oder das andere dieser Mittel, und nur die zweckmäßige Anwendung derselben macht die Vollkommenheit einer Sprache aus.

Solche Uebertreibungen und zwar der Biegungen, die sonst zu den Vorzügen einer Sprache gehören, finden wir in den ungebildeten Sprachen wilder Völker gar nicht selten. Sie machen diese Sprachen äußerst schwer zu lernen; sie würden sie gewiß auch äußerst schwer in der Behandlung machen, wenn sie nicht in der Regel ohne Schrift wären. Sie überhäufen das Wort mit so vielen Nebenbestimmungen, daß beinahe keine Veränderungen mehr zu machen sind; sie schlagen die Sprache dadurch in solche Fesseln, daß sie sich gar nicht mehr frei bewegen kann. Die Sprachen der Wilden in Nord- und Südamerika haben diesen Fehler in einem hohen Grade.

Das ist auch nicht sehr zu verwundern. Der Wilde schweift einsam ganze Tage lang auf der Jagd umher, und wenn er genug Wildpret erlegt hat, liegt er wieder ganze Tage lang in seiner Hütte, fast sprachlos und verzehrt in Ruhe oder vielmehr in Faulheit, was er mitgebracht, auch geht er nicht wieder auf die Jagd, bis ihn der Hunger dazu treibt. Nur der Krieg und eine Büffel-Jagd vereinigt größere Schaaren und erregt das Bedürfniß einer Sprache, die aber nur weniger Worte bedarf. Das Weib besorgt die häuslichen Geschäffte, wird zwar selten der Unterhaltung mit dem Mann gewürdigt, ist aber doch, als einigermaßen Erzieherin der Kinder, die Bildnerin und Erhalterin der Sprache im Stamme. So schildern die Reisebeschreiber, vorzüglich die ältern, welche jene Länder mehr in ihrem ursprünglichen Zustande kennen lernten, das Leben dieser Völker. Vermuthlich war es das Leben aller Völker, so lange sie noch von der Jagd lebten. Daraus erklären sich nun die Eigenthümlichkeiten dieser Sprachen. Sie gehen aus dem besondern, ich möchte sagen, besondersten Zustande des Redenden hervor, der diesen Zustand mit so wenigen Worten als möglich auszudrücken versucht. Daher wird fast alles auf das Zeitwort, das eigentliche Handlungswort, übertragen, welches den Zustand der Redenden bezeichnet. Das Hauptwort (Substantiv) schon mehr von allgemeiner Bedeutung, ist selten und hat wenige Biegungen, das Beiwort (Adjectiv) ist fast gar nicht vorhanden, sondern dem Zeitworte einverleibt und eben so auch das

Beschaffenheitswort (Adverbium). Die Verbindungswörter fehlen, wie in allen weniger gebildeten Sprachen. Ja sogar haben sie nicht immer das Zeitwort in seiner allgemeinen unbezogenen, sondern in einer bezogenen Bedeutung, sie können nicht sagen, ich liebe, du liebst u. s. w. sondern es muß der Gegenstand hinzugesetzt werden, ich liebe dich, ich liebe ihn u. dgl. Wir haben eine kleine Schrift von Pickering über einige Sprachen der Wilden in Nord-Amerika und zwar besonders der Delawaren (Chippeways der Engländer, Algonkins der Franzosen) und der Thilokis oder Thitokis (Irokesen) *). Aus dieser Schrift mögen folgende Beispiele das Gesagte beweisen. So heißt k'dahoatell ich liebe dich, n'dahoala ich liebe ihn, k'dahoali du liebst mich, k'dahoala du liebst ihn, n'dahoaluu er liebt mich, k'dahouluk er liebt dich, w'dahoalawall er liebt ihn. Es ist hier recht auffallend, wie eine angehängte Silbe, wie tell, luk, wall nur allgemeine Formen, nicht ein bestimmtes Wort bedeuten. Aber diese Bestimmungen des Wortes durch Anhängsel und Vorsetzungen reichen noch nicht hin; die Sprachen gehen in diesem Verfaren weiter und n'dahoaltineen heißt wir lieben einander, matta n'dahoaltiwuneen wir lieben einander nicht, denn es ist nicht genug durch das Wort matta

*) Ueber die indianischen Sprachen Amerikas. Aus dem Englischen des Nordamerikaners John Pickering, übersetzt m. Anm. von Talvj. Leipzig. 1834. Genauer wird von diesen Sprachen in der Archaeologia americana geredet.

die Verneinung zu bezeichnen, man schiebt auch noch die Silbe wu hinein. Ferner: pommauchsin leben, pommauchsuheen lebendig machen, nulamallsi ich bin wohl, n'wawulamallsi ich bin immer wohl, koowadchansh (in der Massachusetsprache) ich behalte dich, hüte dich, koowadchanumwanshun*) ich behalte es für dich, handle statt deiner. Aber diese übertriebene Ausbildung der Sprache erscheint in ihrem völligen Lichte in folgendem Beispiele, welches in der angeführten Schrift aus der Thirokisprache gegeben wird. Es sind die verschiedenen Bestimmungen des Waschens: kutuwo ich wasche mich, kulestula ich wasche meinen Kopf, tsestula ich wasche eines andern Kopf, kukusquo ich wasche mein Gesicht, tsekusquo ich wasche eines andern Gesicht, takasula ich wasche meine Hände und so fort mit Waschen der Füsse, der Kleidungsstücke, des Geschirrs, eines Kindes, des Fleisches. Die Worte in diesen Sprachen sind den Thieren gleich, die mit ihren Waffen und Bedeckungen geboren werden, da hingegen in andern Sprachen die Worte den Menschen gleichen, welche sich Kleidungsstücke und Waffen von großer Mannichfaltigkeit bilden.

Es läßt sich erwarten, daß diese Sprachen nun ebenfalls in der Zusammensetzung der Wörter übertreiben. Pickering führt ein Wort von nicht weniger als 17 Silben an, welches eine ganze Rede bedeutet.

---

*) Es ist hierbei auf die englische Aussprache Rücksicht zu nehmen.

Die amerikanischen Sprachen bieten noch manche andere Merkwürdigkeiten dar. Zuerst ihre Menge. Vater giebt im Mithridates (Th. 4. S. 375) über fünfhundert verschiedene Sprachen an, welche sich aus den Nachrichten der Missionare und Reisebeschreiber aufzählen lassen. Jedes Dorf, sagt Azara, von den Ländern im mittlern Süd-Amerika hat seine eigene Sprache; auch sind diese Sprachen so künstlich, daß es schwer ist sie zu erlernen. Die Frau, der Knabe, das Mädchen haben andere Declinationen und Conjugationen als der erwachsene Mann und Gebieter. Und doch bemerkt man an diesen Sprachen, nach Du Ponceau bei Peckering ungeachtet der Verschiedenheit der Wörter, im Bau eine große Aehnlichkeit von Grönland bis Cap Horn. Dieß beweiset, daß die amerikanischen Völker alle zusammen eines und desselben Stammes sind, und daß man also mehr auf den Bau der Sprache als auf die Aehnlichkeit der Wörter selbst sehen müsse, um die Abstammung eines Volkes zu beurtheilen. Kein Wunder, da keine dieser amerikanischen Sprachen geschrieben wurde, wodurch die Sprachen allein einige Beständigkeit in den Wörtern erlangen. Ohne Schrift ändert sich die Aussprache eines Wortes immerfort, so daß es sich selbst nicht mehr ähnlich ist. Haben wir doch solche Verschiedenheiten der Aussprache in den geschriebenen Sprachen, wie vielmehr muß dieses der Fall sein in den nicht geschriebenen!

Wenn jemand zweifeln sollte, ob die amerikanischen Völker alle eines und desselben Stammes sind,

so darf man ihn nur auf den Umstand aufmerksam machen, daß sie alle dieselbe Gesichtsbildung und eine rothe Farbe haben durch alle Klimate, vom kalten Grönland an, zu den brennenden Ebenen des Amazonenstromes, bis wieder zur kalten Südspitze von Kap Horn.

Die Besonderheit der amerikanischen Sprachen besteht also in der weit getriebenen Biegung des Zeitworts, die eine höchst scharfe ist, so daß nicht allein die Person, sondern auch die Umstände der Handlung und sogar der Gegenstand der Handlung in die Biegung übergeht. Dieser Zustand der Sprache gehört in die früheste Zeit der menschlichen Bildung, wo die Gegenstände noch ganz in der Persönlichkeit des Redenden verborgen liegen und sich noch nicht zur äußern Darstellung entwickelt haben.

Unter allen Sprachen haben die amerikanischen Sprachen die eben angegebene Besonderheit in dem höchsten Grade. Unter den asiatischen Sprachen steht hierin der Mandschustamm am nächsten, wo das Zeitwort eine große Menge scharfer Biegungen hat, indem die übrigen Redetheile weit weniger gebildet sind, gerade wie in den amerikanischen Sprachen. So wird aus dem Worte **tua** sehe, **tuambi** ich sehe, **tuaci** gesehen habend, **tuabumbi** gesehen werden, sehen lassen, **tuaschatambi** ich besehe genau, **tuaschambi** die Aufsicht haben, **tuaschatabumbi** befehlen, etwas mit Aufmerksamkeit zu betrachten, **tuanambi** gehen um zu sehen, **tuanabumbi** befehlen

zu gehen, um zu sehen und noch einige andere *
Wenn wir nun bedenken, daß die Mandschu, je
Herren von Sina, das östliche Asien am Amurfluf
immer bewohnten und noch bewohnen, so wird e
klar, woher die Amerikaner ihren Ursprung habe
Denn wir können gar wohl von der Aehnlichkeit de
Sprachen auf die Abstammung der Völker schließen
und wie wir kurz vorher gesehen haben, mehr vo
der Aehnlichkeit des Baues der Sprache als von de
Aehnlichkeit der Wörter selbst. Nun giebt es kei
nen leichtern Uebergang nach Amerika als von den
östlichen Asien, und es ist eine bekannte Sache, da
Cook den Russen, welche sich in jenen Gegenden an
gesiedelt hatten, zuerst sagte, sie wären schon auf den
festen Lande von Amerika, indem sie noch meinten
auf einer asiatischen Insel zu sein Der Weg durch
die Inselhaufen des Südmeeres für die Bevölkerun
von Amerika ist sehr unwahrscheinlich, denn hier be-
gegnen sich Völker vom Malaiischen und Negerstamm
und gar verschiedene Sprachen verwirren sich durch
einander, auch ist der Uebergang von den Inseln z
dem festen Lande von Süd-Amerika keineswegs leich
und vermittelt, wie schon R. Forster gezeigt hat
Außer dem Wege über die nordöstlichen asiatischen
Inseln nach Amerika, könnte man noch an einen an-
dern Weg denken, nämlich von Lappland aus nach
Grönland und Labrador. Die Sprache würde dem
nicht widersprechen. Das Zeitwort ist in der lapp-

*) S. Klaproth in Adelungs Mithridates. B. 4. S. 194 folg

ländischen Sprache gar sehr ausgebildet und weit mehr als die andern Redetheile; es läßt überdieß eine große Menge von Bestimmungen durch Biegung zu. So heißt cuovgat leuchten, cuovgatet leuchten lassen, cuovgadet anhaltend leuchten, cuovgalet eine kurze Zeit leuchten, cuovgastel ein einziges Mal leuchten, cuovgelet plötzlich leuchten *) u. s. w. Doch ist es glaublicher, daß die Lappländer von Osten her von den Mandschu kamen, als daß von ihnen die Bevölkerung nach Nord-Amerika ausging.

Es erscheint sonderbar, wenn in dem mongolischen Völkerstamme die einsilbigen sinesischen Sprachen ohne alle Biegung sich neben den vielsilbigen mit gehäufter und scharfer Biegung befinden. Aber das ist ganz in der Regel. So wie man die Veränderung der einsilbigen, auf einen Selbstlauter ausgehenden Wörter durch den Zusatz eines neuen Mitlauters oder einer neuen Silbe gefunden hatte, war es dem Menschen sehr natürlich, den Kunstgriff nicht allein fortzusetzen, sondern auch zu übertreiben. Völker sind in ihrer Kindheit wie einzelne Menschen, und die Kinder übertreiben alles, wo sie nur können. Erst in der höhern Besonnenheit geht man die Mittelstraße. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß alle Sprachen ursprünglich aus einsilbigen, aus solchen nämlich entstanden, deren Wörter wie die sinesischen sich mit einem Selbstlauter enden. Denn in allen

*) Nach einer handschriftlichen Mittheilung von meinem Freunde Steffens.

Sprachen finden wir Wurzelwörter dieser Art. Nun gingen sie rasch zu den vielsilbigen mit scharfer Biegung über und endlich kehrten sie zur glücklichen Mitte der mildern Biegung zurück. Einige sind dann beim ersten Schritte stehen geblieben wie die sinesische Sprache, die andern auf halbem Wege, wie die Mandschusprache, und einigen gelang es bis zur Vollkommenheit vorzudringen, wie die Sanskritsprache.

In den Ländern der frühesten Bildung, also in Asien und Aegypten, welches die Alten nicht ohne Grund zu Asien rechneten, herrschten vormals drei Stammsprachen, die nun, weil sie jene frühe Bildung begleiteten fördernd oder hemmend, unsere größte Aufmerksamkeit verdienen. Die Theilname an ihnen muß bei uns desto größer sein, da von einer derselben die meisten europäischen Sprachen abstammen, unsere Muttersprache nicht ausgenommen.

Von einer dieser Grundsprachen, der sinesischen, ist schon genugsam geredet worden, auch gezeigt, daß man das Stehenbleiben derselben auf einer niedern Stuffe nicht einer ursprünglichen im Menschenstamme begründeten Unfähigkeit zuschreiben könne. Worin lag denn der Grund dieser geringern Fortschritte? In der frühen Entstehung und Bildung eines verhältnißmäßig großen Reichs, möchte ich antworten. Je mehr eine Sprache Biegungen hat, desto schwerer ist sie zu verstehen und mithin auch desto schwerer zu lernen. In einem kleinen Volkshaufen ist dieses Verstehen und Lernen, diese Mittheilung der Veränderungen des Wortes leichter möglich als in

einem großen. Die Männer kommen zu ihren Berathungen zusammen; die Rede, wenn auch langsam gesprochen, verlangt Kürze in einem Völkchen, welches wenig spricht; die Kürze wird durch eine Häufung von Biegungssilben hervorgebracht, welche alle Umstände, alle Bedingungen in einem Worte zusammenstellt; der Redner, tief ergriffen von seinem Gegenstande, fügt eine neue Biegungssilbe, eine neue Bestimmung hinzu, welche theils durch die Rede selbst, theils durch die heftige Geberde des Redners den Zuhörern deutlich wird, und einmal verstanden, wird sie von der Versammlung wiederholt, öfter gebraucht und geht bald in die Sprache über, als beständige Form. Auch ist es nicht gerade nöthig, daß der Redner die neue Biegung in der Versammlung selbst erfinde; er bringt sie aus seinem Familienkreise mit, wo sie längst einheimisch war und macht sie durch den Gebrauch in der Versammlung allgemeiner. Allerdings bildet sich die Sprache auf diese Weise nur für den kleinen Haufen, der zur Berathung zusammenkommt; in einem andern nicht weit entfernten kleinen Haufen bildet sich eine andere Sprache, auf eine ähnliche Weise verschieden in Worten — denn in dem Laute herrscht der Zufall — aber ähnlich im Baue, denn darin zeigt sich der Abstamm des Volkes, wie dieses Alles die amerikanischen Sprachen beweisen. Aber vermehrt sich der Haufen, welcher die einfache, einsilbige Sprache redet, sehr schnell oder war er gleich im Anfange sehr groß, wie dieses gerade bei der einfachen, natürlichen Sprache der Fall sein kann, so

finden solche Berathungen, woran jedes Mitglied der Versammlung Theil nimmt, nicht mehr Statt; es erscheint früher, später ein Gebieter, der das Volk zusammenrufen läßt und der ihm seine Rathschläge — bald Befehle — durch Ausrufer verkündigt. Ist die einfache, einsilbige, fast singende sinesische Sprache nicht die wahre Sprache der Ausrufer?

Wohl ließe sich aus dem Lande selbst dieser frühe Zustand des sinesischen Volkes erklären, wenn wir genauere Nachrichten davon hätten. Ein hoher Gebirgszug, ungefähr unter dem 25° N. Br. scheidet einen kleineren Theil des sinesischen Reiches gegen Süden von dem größern, nördlichen. Er fängt als eine Fortsetzung des Himalaya, wie es scheint, in Westen des Reiches an und zieht sich zuerst fast in gerader Richtung gegen Osten, indem er die Provinzen Yunnan, Koangsi und Canton gegen Süden von den nördlichen Provinzen trennt, dann wendet er sich gegen Norden und scheidet die an Sinn und Sprache der Einwoner von den übrigen etwas abweichende Provinz Fo-kien. Der nördliche Abhang dieses Gebirges verläuft sich schnell in eine große und fruchtbare Ebene; die tropischen Regen verwüsten ihn nicht mehr, eine milde Luft schützt vor dem Winter und selten oder nie dringt der Tiger über das Gebirge. Dort wächst der Orangenbaum wild, wie die Missionare sagen, und gewiß ist es, daß dieser Baum aus Sina zuerst nach Europa und zwar nach Portugal gebracht wurde, wie der deutsche Name Apfelsine und der italienische Name **Portugalli** beweis't.

Ein Baum wie dieser, dessen Schönheit alle Sinne befriedigte, konnte wohl die rohen Wilden in einen Zustand versetzen, welche zum Erfinden der Sprache günstig war, wenn nämlich auch närende Gewächse dort sich fanden, zu denen die liebliche Apfelsine das Gewürz sein konnte. Und die Missionare reden uns von der Litsifrucht, deren Baum wir kennen, von dem Long=yen, von eßbaren Kastanien und andern solchen Früchten, die noch nicht botanisch bestimmt sind. So könnte man wohl ein Paradies in jenen Gegenden suchen, in welchen auch die Sprache sich bildete. Aber die große, fruchtbare, freundliche Ebene war nahe; die Menschen zogen sich dahin und vermehrten sich bald zu einem großen Volke, in dem alle einseitige Fortschritte der Sprache, alle Familienverbesserungen derselben aufhören mußten, da sie nicht mehr in dem ganzen Haufen sich verbreiten konnte. Das leichte, ruhige Spiel, welches die Sprachen fortbildet, mußte dem Getümmel weichen, wo man nur mit einsilbigen, den Ausrufungen ähnlichen Worten sich Platz zu machen vermochte. Wenn auch das sinesische Volk späterhin einen hohen Grad von Bildung erreichte und besonders glücklich im Erfinden technischer Künste war, so hemmen doch die Fesseln der Sprache alle höhere Entwickelung.

Die semitischen Sprachen bilden den zweiten großen Sprachstamm in Asien. Sie verbreiteten sich in der westlichen und südwestlichen Seite dieses Welttheils; sie gingen von dort nach Afrika, aber sie kamen nicht nach Europa, vielleicht weil ihnen die

Sanskritsprachen dort zuvorgekommen waren. Die Bücher der Bibel alten Testaments — die spätern apokryphischen ausgenommen — sind in der hebräischen Sprache geschrieben, welche zu diesem Sprachstamm gehört, nur in einigen wenigen, z. B. die Weissagungen Daniels, ist die Sprache chaldäisch, ein verwandter Dialekt der hebräischen Sprache. Eine hochberühmte Stadt im Alterthum, wegen ihrer Größe, ihrer Schönheit und der Ueppigkeit ihrer Einwoner, die stolze Babel, wie sie die Bibel nennt, hat einen Namen, welcher zu den semitischen Sprachen gehört, das Thor Gottes, bab El *). Noch jetzt ist die arabische Sprache über einen großen Theil von Asien und über den nördlichen Theil von Afrika verbreitet, zwar in mancherlei Abänderungen, aber doch im Wesentlichen dieselbe. Eine Tochter dieses Stammes ist bis nach Habesch (Abyssinien) vorgedrungen. Da die hebräische Sprache schon früh eine heilige Sprache war, indem die Religionsbücher der Juden darin geschrieben sind, so hat sie auch die Hand der Grammatiker in einem hohen Grade erfaren und ist dadurch regelrichtig geworden. In neuern Zeiten war dieses derselbe Fall mit der arabischen Sprache; sie wurde die heilige Sprache der Muhammedaner durch den Koran. Aber die Hand der Grammatiker kam zu spät, die Declination der Hauptwörter, welche man ihr aufzwingen wollte, nach Anleitung der San-

---

*) Die Gelehrten mögen mir nicht übel nehmen, wenn ich die Ableitung von balbel, Verwirrung, eigensinnig für Spielerei halte.



schriftsprachen, wovon sie umgeben war, wie **babun, baban, baben**, gefiel dem Volke nicht, welches den Geist der Sprache nicht selten besser auffaßt als die Gelehrten, und niemand spricht auf diese Weise.

Die semitischen Sprachen entfernten sich bald von der einsilbigen Sprache der ersten Zeiten. Sie traten sogleich mit einer scharfen Bestimmung des ersten einfachen Lautes auf, sie setzten nämlich zu dem zweiten Mitlauter, der die erste Silbe schon genauer bestimmt, in der Regel einen dritten noch mehr bestimmenden Mitlauter und bildeten auf diese Weise das Stammwort oder Wurzelwort aus zwei Silben und drei Mitlautern, wie **darab, katab** und dgl. Dieses Stammwort ist ein Zeitwort, ein Wort, das eine Handlung bedeutet, denn die Handlung liegt dem Menschen am nächsten, die Sache liegt ihm ferner, wie schon oben gesagt wurde, weil der Mensch keinesweges, wie die Schule will, mit Begriffen anfängt. Es ist auch nicht die Gegenwart, welche der Mensch zuerst auszudrücken versucht, diese schnell vorüber eilende und daher schwer zu fassende Gegenwart, es ist vielmehr die Vergangenheit, die eben verflossene Vergangenheit, welche, mit der Gegenwart verbunden, sich zuerst dem Redenden darbietet. So ist das Stammwort in den semitischen Sprachen die vergangene Zeit eines Zeitworts, noch in seiner Allgemeinheit gehalten; z. B. **darab** er hat geschlagen oder er schlägt, **katab** er hat geschrieben und schreibt.

Mangelhaft sind überhaupt die Bestimmungen der Zeit in diesen Sprachen. Nur zwei Formen ha-

den ist, eine vergangene (Präteritum), deren eben erwähnt wurde, und eine völlig unbestimmte (Futurum der Grammatiker, eigentlich Aoristus), die durch den Zusatz eines bestimmenden Wortes die Bedeutung der Vergangenheit und der Zukunft erhält. Es ist sonderbar, daß die erste Form das Personenwort anhängt, wie **katal** er hat getödtet, **katalti** ich habe getödtet, **kataltu** du hast getödtet, **katalnu** wir haben getödtet, **kataltum** ihr habt getödtet, **katalu** sie haben getödtet. Daß dagegen die zweite Form nicht allein hinten einen Zusatz bekommt, sondern auch vorn eine Veränderung erleidet, wie **naktol** wir werden tödten, **taktolun** ihr werdet tödten, **iaktolun** sie werden tödten u. s. f. Dieser Eigenthümlichkeit der Semitischen ist schon oben beiläufig erwähnt worden.

Die semitischen Zeitwörter haben Formen des Leidens oder Werdens (Passive), die aber auf verschiedene Weise gebildet werden und eigentlich in die Zahl der Conjugationen übergehen, von denen sogleich die Rede sein wird. Man bildet sie in diesen Sprachen durch vorgesetzte Silben, sehr oft aber durch einen Umlaut oder eine Veränderung der Selbstlauter. Eine ähnliche Umänderung macht auch die Form der Anrede, der Imperativ und das von dem Zeitworte abgeleitete Sachwort, der Infinitiv. Für die ungewissen Weisen des Wünschens, Mögens u. s. w. haben sie ebenfalls eine Veränderung der Selbstlauter (**fut. antitheticum**) oder sie bedienen sich eines angehängten Mitlauters (**futurum paragogicum**), oder sie nehmen einen Mitlauter am Ende weg (**futur.**

apocopatum). Doch treffen diese Veränderungen allein nur die eine der beiden unbestimmten Zeiten, das sogenannte Futurum, indem die vergangene Zeit solcher Veränderungen gar nicht fähig ist. Auch haben sie nie allein und für sich diese ungewisse Bedeutung, sondern es müssen Verbindungswörter hinzukommen, welche vorn oder hinten angehängt werden. Durch solche Verbindungswörter bekommen auch die Hauptzeiten, die sogenannte vergangene und zukünftige, erst ihre bestimmte Bedeutung und werden wirklich vergangene und zukünftige Zeit. Es ist also kaum eine Spur von milder Biegung in den eben erwähnten Veränderungen des Zeitworts vorhanden und nur der Umlaut der Selbstlauter könnte dahin gerechnet werden.

Aber das Zeitwort leidet gar viele andre bestimmte und scharfe Veränderungen, welche diese Sprachen der Mandschusprache, den Tatarischen und den Amerikanischen nähern, Veränderungen, von welchen wir nur wenige Spuren in den Sanskritsprachen finden. Die Grammatiker nennen sie Conjugationen. So wird aus khatab schreiben — der Kürze wegen nehme ich unser Wurzelwort, den Infinitiv — khattab schreiben machen oder lehren; aus darab schlagen, daarab sich mit einem schlagen; aus katal tödten, aktal einen dem Tode aussetzen und eben so aus kabal ankommen, akbal vorwärts gehen; aus kam gerade stehen, istakam sich aufrichten; aus asuad schwarz, asuadd schwarz sein. Auch werden besondere Bedeutungen durch ein vorgesetztes ta gemacht,

die zwar etwas von der passiven Bedeutung haben, aber wiederum die gewöhnliche Veränderung in die leidende oder werdende Form zulassen. Alle diese Beispiele sind aus der arabischen Sprache, welche besonders reich an solchen Formen ist, aber sie finden sich auch im Hebräischen; nur in einer geringern Menge. Die letztere Sprache hat die Verdoppelung des mittlern Mitlauters wie im Arabischen, die Verwandlung dieser Form in eine passive durch Umänderung des Selbstlauters, sie ändert **schabab** liegen in **hischbib** liegen machen und bildet daraus ferner die passive Form **hoschbab**; sie setzt **hith** vor, wodurch aus **massear** übergeben **hithmasser** sich selbst übergeben, wird.

Diese und andere Verschiedenheiten der hebräischen Sprache von der Arabischen in einzelnen Dingen, bei der großen Uebereinstimmung im Ganzen; Verschiedenheiten, welche ursprünglich scheinen und nicht von einander abgeleitet, wie sie in Mutter- und Tochtersprachen vorkommen, scheinen darauf zu deuten, daß diese Völker aus kleinen Stämmen zusammen wuchsen und früher in einem Zustande waren, in welchen die amerikanischen Völker noch jetzt sind. So wie hier große Wälder die Menschen trennten, so war es im Orient die Wüste, welche die Volkschaften sonderte und sie wenigstens lange Zeit um einzelne Wasser- und Weideplätze versammelt hielt. Wir wissen aus der Geschichte, daß Moses mit den Israeliten dreißig Jare in der Wüste herumzog, und in dieser Zeit konnte sich wohl dieses Volk manche For-

men angewöhnt haben, nebst andern Eigenthümlichkeiten ihrer Rede. So treffen wir noch eine ähnliche Sprache im Orient, die Syrische, welche nicht weniger bei einer großen Aehnlichkeit mit den semitischen Sprachen im Allg meinen, doch ihre besondern ganz abweichenden Verschiedenheiten zeigt und besonders das o gar sehr liebt Den semitischen Sprachen fehlen jene milden Bildungen, wodurch die Veränderungen des Hauptworts ausgedrückt werden, welche wir Fälle oder Casus nennen; sie bezeichnen nur die Zahl durch solche Biegungen und zwar nicht allein, wie gewöhnlich, die Vielzahl, sondern auch die Zweizahl. Der Dualis findet sich in den ältern Sprachen fast allgemein, er gehört zu den scharfen Biegungen, indem er etwas sehr Bestimmtes anzeigt, da hingegen die Zeichen der Vielzahl, als sehr unbestimmt, zu den milden Biegungen zu rechnen sind. Unstreitig entsteht er durch die vielen gedoppelten Theile des menschlichen Körpers, als Augen, Ohren, Hände, Füße, und es ist daher kein Wunder, daß er sich ursprünglich in den meisten Sprachen findet, aber das Volk läßt ihn bald weg, so wie es sich von den Fesseln der scharfen Biegung befreiet, wie wir am Griechischen sehen, wo er immer mehr verschwand, und auch an den slawischen Sprachen, wo ihn von den neuern Sprachen nur die Krainische und wenige andere erhalten haben. Auch im Hebräischen findet man nur Spuren vom Dualis. Ausführlich und vortrefflich handelt vom Dualis Wilh. v. Humboldt in den Schriften der Akademie d. W. zu Berlin für 1827.

Statt der Biegung des Hauptworts, wie s in den Sanskritsprachen gewöhnlich ist, finden wir i einigen semitischen Sprachen, dem Hebräischen, Chal däischen, Syrischen, Abyssinischen ein sonderbares Ve faren, die Beziehung zweier Wörter auszudrücken die ich von keiner andern Sprache kenne. Es ist de sogenannte **status constructus.** Die Veränderun fällt hier auf das regierende Wort, statt daß sie i den Sanskritsprachen auf das regierte fällt. So heiß **dabar** im Hebräischen das Wort, aber in der Ver bindung wird der erste Selbstlauter sehr kurz un **debar nabi** heißt das Wort des Propheten. I der Vielzahl wird die Endigung verkürzt; **debarim** heißen die Wörter, aber die Wörter der Propheten **dibre nebijim.** Fast möchte ich glauben, diese Gebrauch sei nicht ursprünglich Volkssprache, sondern Klügelei der Sprachkünstler gewesen, die jede Sprache traf, wo heilige Bücher waren, wie schon oben gesagt wurde.

Die Biegungssilben in den semitischen Sprachen sind meistens scharf und bedeutend. Bestimmte Mitlauter, welche man dienende nennt (servile), machen die Participien und bilden die Zeitwörter zu Hauptwörtern um. Sie werden leicht daran erkannt, daß man sie zu den drei Wurzelmitlautern hinzugesetzt findet, wie im Worte Mohammed die drei letzten Mitlauter zu der Wurzel gehören, **hamad** er hat gelobt, wo dann **m** das Particip, der gelobte bezeichnet. Auf die Selbstlauter kommt dabei nicht viel an und alle diese Sprachen zeichnen sich wirk-

lich dadurch aus, daß sie weniger Werth auf die Selbstlauter legen als andere Sprachen. Es werden ferner die Beziehungen zu einem Gegenstande fast immer durch Mitlauter ausgedrückt, die man dem Worte vorsetzt, wie **be** in, **le** zu, **mi** von, z. B. **breschith** im Anfange, **lecha** dir, **mehem** von ihnen. Aus dem letztern ist ein besonderes Wort **min** im Arabischen geworden, nicht so aus den übrigen. Eben so und gar eigenthümlich in diesen Sprachen ist es, daß man die Verbindungswörter als einzelne Silben den Wörtern vorsetzt, wie das äußerst häufig vorkommende **ve**, und ferner **le**, z. B. **lejakhal** daß er esse, **kha** wie, z. B. **khana** wie ich, **phe** so und noch andere. Wenn auch dadurch eine große Kürze hervorgebracht wird, so entsteht doch auch zugleich eine große Unbehülflichkeit im Bau der Perioden, die so weit geht, daß man schon an den griechischen und lateinischen Uebersetzungen den semitischen Verfasser der Grundsprache erkennt, wenn man nicht die Uebersetzung in eine Umschreibung umgewandelt hat. Die größte Kürze bekommen aber die semitischen Sprachen und zeigen sich recht als Sprachen scharfer Biegung dadurch, daß man nicht allein die Personenwörter ich, du, er u. s. w. mit dem Zeitworte verbindet, wie in andern Sprachen, sondern auch mich, dich, ihn u. s. w. durch eine angehängte Silbe, ja auch mein, dein, sein u. s. w. durch eine dem Hauptworte angehängte Silbe, wie die den Christen wohl bekannten Worte zeigen: Eli, Eli mein Gott, mein Gott, **lama asabhtani**, warum hast du mich

verlassen, wo nämlich das angehängte i mein bezeichnet, und die dem letzten Worte angehängten Silben ta und ni, du und mich.

Durch diese Mittel haben die semitischen Sprachen eine große Kürze und zugleich eine außerordentliche Kraft erhalten. Vorzüglich tritt in der hebräischen Sprache diese Kraft mit einer solchen Würde hervor, daß sie unter allen Sprachen am meisten verdiente, ein Gewand für das Wort Gottes zu sein. Es ist schwer für uns, gebunden an unsere schwache, umständliche, deutliche Sprache, die vielen Hülfswörter wegzudenken, oder, man möchte sagen, wegzuempfinden, um sich in ein Volk zu versetzen, welches diese durchdringende Sprache redete und zu fühlen, wie es von der Kraft einer solchen Rede so durchdrungen sein konnte, daß es zu furchtbar erhabenen Gesinnungen hingerissen wurde, wovon uns die Bibel alten Testaments Beispiele genug giebt. Die Nachkommen jenes Volkes, unfähig das Erhabene der Sprache zu fassen, haben damit getändelt, wie man mit den Reliquien der Märtyrer tändelt; sie haben die Buchstaben in der Bibel gezählt, einzelnen Worten fremde, geheimnißvolle Bedeutungen gegeben und überhaupt den Geist wie Körper behandelt.

Ich darf die semitischen Sprachen nicht verlassen, ohne der Sprache eines Volkes zu erwänen, welches früher als alle andere, so viel wir wissen, zu einer hohen Stuffe der Bildung gelangt war. Es ist die Sprache der Aegypter. Wir haben nur einige schwache Ueberbleibsel dieser Sprache in der

Sprache der Kopten, die man wohl für die Urbewohner des Landes halten kann, deren Sprache auch so viel Eigenthümliches, von den Sprachen der benachbarten Völker Verschiedenes hat, daß man ihr wohl einen besondern Ursprung zuschreiben muß, und wo könnte sie den wohl anders finden, als bei den Urbewonern dieses Landes, den alten Aegyptern? Wenn man bedenkt, wie lange dieses Volk unter der einflußreichen Herrschaft der Griechen war, so wird man sich nicht wundern, daß sie manche Worte von den Griechen aufnahm, aber der ganze Bau der Sprache und schon die Art der Laute war so verschieden, daß die griechische Sprache nur einen geringen Einfluß haben konnte. In Rücksicht auf manche Laute, z. B. kh stand sie den semitischen Sprachen näher, besonders dem Hebräischen, mit denen sie in der Hauptsache übereinkommt, daß sie mehr eine Sprache von scharfer als milder Biegung ist. Dieses zeigt sich besonders in den zugesetzten Silben, welche die persönlichen Bestimmungen bezeichnen, wobei sich die Sonderbarkeit findet, daß die Silbe zwischen dem Artikel und dem Hauptworte gesetzt wird, z. B. **pabal** mein Auge, **penbal** dein Auge, **pephbal** sein Auge u. s. w. oder wenn das Wort weiblichen Geschlechts ist **tabo** mein Baum, **tenbo** dein Baum, **tephbo** sein Baum u. s. w. Das **b** wird weich, wie **b** im Neugriechischen oder Spanischen ausgesprochen. Noch ähnlicher wird diese Bezeichnung der Semitischen, wenn eine Silbe angehängt wird, wie **roi** mein Mund, von **ro** Mund, und in der Vielzahl

neteron unsere Schulden, von netero die Schulden, heraph sein Angesicht, von hera Gesicht u. dgl. Eben so werden auch diese Silben den Zeitwörtern angehängt, wie matugoi befreie mich, wo das i mich bedeutet, wie im Arabischen. Doch ist es gewiß nicht aus dieser Sprache genommen, denn so bald das Zeitwort nicht auf o sich endigt, wird t angehängt, wie aphchat er hat mich gesetzt. Auch haben die übrigen angehängten Silben keine Aehnlichkeit, wie n uns, ph ihn, k dich und selbst i bedeutet dich, wenn vom weiblichen Geschlecht die Rede ist, wie penahti petaphnahmi dein Glaube hat dich (Weib) gerettet. Etwas mehr weicht diese Sprache von den Semitischen darin ab, daß die Fälle (casus) des Sachworts, aber noch alle zusammen, auch der Nominativ, bald durch em oder en bezeichnet werden, wie empephlaos seinem Volke, wo em den dritten Fall bezeichnet, p den Artikel, eph sein und laos ein griechisches Wort, Volk heißt. Hier sehen wir die milde Biegung in der Bezeichnung der Fälle, das allgemeine em mit der scharfen Biegung der persönlichen Bezeichnung verbunden. Am weitesten entfernt sich die Sprache von den Semitischen in dem Zeitworte. Die Wurzel ist, wie in den Sanskritsprachen, der Anruf, der Imperativ, keinesweges die dritte Person der vergangenen Zeit. Es werden ferner gar viele Zeiten bezeichnet; die gegenwärtige, drei vergangene und drei zukünftige und zwar durch Silben, welche man der Wurzel vorsetzt, zugleich mit der Bezeichnung der Person z. B. eiiri ich mache, kiri du

machst, naichi ich war, nakchi du warest, aitont ich bin aufgestanden, puipachalcholo ich würde ihn getödtet haben, eiesahi ich werde sagen, tenanchem ich werde befreien und tairi ich werde machen. Die Sprache hat kein Passivum und nur eine Zeitbestimmung für die wünschende Form.

Eine sonderbare Erscheinung in dieser Sprache ist der Artikel. Der bestimmte für das männliche Geschlecht in der einfachen Zahl ist pi, p oder ph, wie piuro, puro oder phuro der König, zusammentreffend mit pharao der Bibel; für das weibliche Geschlecht t, th mit der englischen oder neugriechischen Aussprache und ti, wie tchora die Gegend, tarchi der Anfang, beide griechische Wörter, thbaki die Stadt, auch tibaki; in der vielfachen Zahl für beide Geschlechter ni, wie niphoi die Bäche. Der unbestimmte Artikel für beide Geschlechter in der einfachen Zahl ist u, wie uromi Mensch, in der vielfachen Zahl han, wie hanhiomi Weiber. Man sieht, der Artikel wird dem Worte immer zugesetzt, wie das al im Arabischen und he im Hebräischen, und nicht getrennt wie im Griechischen und Germanischen. —

Die Koptische Sprache hat zusammengesetzte Zeitwörter. Waren sie schon im Alteghptischen?

So erscheint die alteghptische Sprache als ein Uebergang der semitischen Sprachen zu den Sanskritsprachen, wie das Volk selbst eine Vermittelung zwischen dem Orient und dem Griechenthum war. Das Strenge, Beschränkte der orientalischen Rede fing an,

stehen, pi trinken, kri verkaufen, yu binden, g riechen, di fliegen, si liegen, ni füren, ma me li umarmen, su hervorbringen und viele andere m Hieher gehören auch br tragen, kr machen, sr hen, wr wälen, weil r in dieser Sprache e Selbstlauter vorstellt. Zuweilen kehrt sie auch Sache um und fängt mit dem Selbstlauter an, ad essen, āp erlangen u. a. Am häufigsten sind die Wurzeln, wo ein zweiter Mitlauter der ein gen auf einen Selbstlauter ausgehenden Wurzel nähere Bestimmung giebt, auf die Weise, wie es oben bei der Bildung der Sprache überhaupt gegeben haben, z. B. wid wissen, watsch spre was wollen, sus schlafen u. dgl. m. Wohl nie geht sie in ihrer Wurzelbildung, über die letztere sammenstellung von Lauten hinaus; das Verfaren semitischen Sprachen, zweisilbige Wurzeln zu bi ist ihr fremd und sie hat sich dadurch nicht den zur weitern und mannichfaltigen Ausbildung versp

Ausgezeichnet ist die Sanskritsprache durch Menge der Biegungen der Hauptwörter. Di teinische Sprache hat bekanntlich sechs Fälle (cas wodurch sie die mannichfaltigen Beziehungen des W tes auf andere bezeichnet; die slawischen Spra die russische und polnische z. B. haben statt des ten Falls des Ablativs zwei, den Instrumentalis, durch mit oder durch erklärt wird, wie Zarem dem König, durch den König, und den Narrati welcher durch von erklärt wird, wie Zare von König, mithin sieben Fälle. Die Sanskritsprach

der nicht allein die sechs Fälle der Lateiner, son=
rn auch noch überdieß den Instrumentalis der sla=
ischen Sprachen und einen Locativus, welcher durch
s Wort, in, zu erklären ist, so daß also acht Fälle
er Casus vorhanden sind, ein Reichthum, wie keine
prache in dieser Hinsicht ihn besitzt. Von der ei=
ı Seite ist dieses ein Vorzug der Sprache; es
:d dadurch nicht nur eine große Menge von Be=
hungen angedeutet, sondern diese auch mit einer
ßen Kürze, so daß sich in jeder Veränderung des
ortes eine Fülle von Beziehungen spiegelt. Die
de wird dadurch in einem hohen Grade bedeutungs=
l, lieblich und ergreifend; sie bekommt eine Man=
hfaltigkeit der Endungen, und mit diesen Abwech=
ıng und Wohllaut; sie erlangt dadurch eine große
eiheit in der Stellung der Worte, da jedes seine
ziehungen an sich trägt und nicht gezwungen ist
ch den Ort, wo es sich befindet, seine Bedeutung
ıd zu geben. Für die dichterische Darstellung, für
eindringende Rede sind Sprachen dieser Art vor
n andern zweckmäßig gebildet. Aber sie haben
en Mangel, es fehlt ihnen die Bestimmtheit und
hin die Deutlichkeit, welche für das gemeine Le=
, ja nicht allein für das gemeine Leben, sondern
h für das wissenschaftliche durchaus nöthig ist.
ht weniger ist die Deutlichkeit sehr nothwendig,
viel und schnell gesprochen wird, damit man eben
rasch verstehe, als die Rede forteilt. Nun wird
r durch die Stellung des Wortes vor und nach
m andern am sichersten die Beziehung desselben

zu einander angezeigt und man hat nicht nöthig, die getrennten Wörter mühsam zusammen zu stellen. Dann ist ferner das kräftige Beziehungswort (Präposition) weit auffallender und darum deutlicher als die schwache Endung. Und endlich bezeichnet man auch viel schärfer durch solche Verbindungswörter als durch den bloßen Fall der Endigung, vorausgesetzt, daß die Sprache nicht arm an Verbindungswörtern ist, wie die sinesische, welche allerdings jenen Beziehungswörtern eine so allgemeine Bedeutung geben muß, daß man ihren Sinn nur errathen kann. Am allerdeutlichsten wird freilich die Rede, wenn man das Beziehungswort mit der Endigung zugleich anwendet um zwei Wörter zu verbinden. Darum nagt auch der Zahn der Zeit an den Biegungen; sie vermindern sich mit der Zeit in jeder Sprache, besonders wenn sie sich weit verbreitet, und die Töchtersprachen unterscheiden sich besonders dadurch von der Mutter, daß sie die Biegungen mehr oder weniger verworfen haben. — Auch der erste Fall (Nominativ) wird im Sanskrit durch einen angehängten Mitlauter bezeichnet, und so wird aus der Wurzel gatscha, Elephant, in der einfachen Zahl: Nominat. gatschas, Genit. gatschasya, Dat. gatschè, Accus. gatscham, Vocat. gatscha, Ablat. gatschat, Instrument. gatschen, Locat. gatsche, in andern Fällen endigt sich das Wort auf i. Außer der vielfachen Zahl bezeichnet sie auch den Dualis, wie alle alte Sprachen.

Die Bestimmungen der Zeit an den Zeitwörtern durch Biegungen, die sich in den semitischen Spra-

chen nur schwach zeigten, sind hier schon sehr ausgebildet; die Sprache hat eine gegenwärtige, drei vergangene und zwei zukünftige Zeitbestimmungen. In der ersten vergangenen Zeit wird ein a vorgesetzt, in der zweiten wird, der Regel nach, der erste Mitlauter wiederholt, wie schon oben erwähnt wurde, in der dritten wird nicht allein a vorgesetzt, sondern auch in vielen Fällen ein s angehängt, und überhaupt werden manche Veränderungen in den Selbstlautern gemacht. Die Bildung der ersten zukünftigen Zeit ist gar merkwürdig, weil sie den Ursprung der Hülfswörter anzudeuten scheint. Es wird nämlich ein Participium der zukünftigen Zeit mit der gegenwärtigen des Wortes seyn verbunden, doch nur in der ersten und zweiten Person, nicht in der dritten, wo das Particip allein steht; von da geben, kommt data ein Gebenwerdender, datasmi ich werde geben, von data und asmi ich bin. — Mit diesen reinen Zeitbestimmungen sind noch die ungewissen Formen vom Können (Potentialis), Bitten, und der Bedingung (Conditionalis) vermengt, vermuthlich weil sie sich auf eine unbestimmte Zeit beziehen; die Grammatik anderer Sprachen hat sie genauer getrennt. Sie werden durch Biegungen gemacht, der Conditionalis auch durch ein vorgesetztes a. Der Imperativ entfernt sich am wenigsten von der Wurzel oder ist sie selbst.

Schon oben wurde gesagt, daß die Personen durch Biegungen angezeigt werden, und daß hier gewiß nicht besondre Personenwörter angehängt sind, weil

kein Unterschied in dem Geschlecht Statt findet, wie es in den semitischen Sprachen, wenigstens zuweilen geschieht. Zum Beispiel **bodhami** ich kenne, **bodhasi, bodhati; bodhawas, bodhathas, bodhatas; bodhamas, bodhatha, bodhanti.** Die Aehnlichkeit mit den lateinischen und griechischen Formen fällt auf. Aber jene scharfen Biegungen, wodurch die Beziehung auf eine Person, wie mich, dich, sich, angedeutet wird, kennt die Sprache beim Zeitworte nicht, nur allein dem Sachworte (Substantiv) wird das mein, dein, sein angehängt; ein Ueberbleibsel jener Biegungen.

Zwei Formen ziehen sich durch alle Bestimmungen der Zeit und der Weisen (**modi**). Die indischen Grammatiker nennen die eine **Atmanepadam**, Selbstform, die andere **Parasmaipadam**, die einem andern angehörende, auf einen wirkende Form. Die Wörter erklären die Bedeutung, doch entscheidet meistens der Sprachgebrauch, ob eine Wurzel in der einen oder der andern Form gebräuchlich ist. Man sieht, die Formen haben Aehnlichkeit mit den griechischen Zeitwörtern in **o** und in **mi**, ja die **Parasmaipadam**-Form hat ebenfalls in der ersten Person der gegenwärtigen Zeit **mi**, wie das oben angeführte Beispiel zeigt. In **Atmanepadam** wird dieses Beispiel folgendermaßen gebogen: **bodhe, bodhase, bodhate; bodhawahe, bodhate, bodhate; bodhamahe, bodhadwe, bodhante,** allerdings gar sehr von **Parasmaipadam** abweichend. Auch im Griechischen bestimmt der Sprachgebrauch, welche Form zu wählen ist. Ich zweifle, daß dieses ein

Ueberbleibsel scharfer Biegung der weniger gebildeten Sprache sei. Auch hat die Sanskritsprache noch andere solche Formen, z. B. eine Causalform, wie **bodhaja** lehren, kennen machen, von **budha** kennen oder wissen; eine Form des Verlangens, eine Form des Verstärkens, wie sie auch in den Töchtersprachen vorkommen, doch nicht mit solcher Regelmäßigkeit — daß eine werdende Form, ein Passivum vorhanden sein werde, läßt sich von dieser biegungsreichen Sprache wohl erwarten. Es hat die Personenendungen des **Atmanepadam**, setzt aber vor diesen Endungen in der gegenwärtigen und der ersten vergangenen Zeit in der Anrufs-Weise und der Weise des Könnens ein **yu**, woraus man wohl sieht, daß die Sprache die ungewissen Weisen und auch den Anruf mit den Zeitbestimmungen zusammennahm. — Durch angehängte Silben bildet die Sprache viele Participien, auch Infinitive und Gerundium. Doch die semitischen Sprachen sind auch nicht arm an solchen abgeleiteten Bildungen.

Es liegt offenbar in jenen beiden Formen, dem **Parasmaipadam** und dem **Atmanepadam** ein feiner Unterschied, der sich leichter fühlen als aussprechen läßt, denn wollte man ihn aussprechen, so würde er die harte Unterscheidung des bloß auf einen Gegenstand bezogenen Zeitworts und des nicht bezogenen haben, welches doch nicht der Fall ist. Eben so muß man das griechische Verbum mi von der gewöhnlichen Form nur durch das Gefühl unterscheiden, bestimmte Regeln für den Gebrauch giebt es

nicht. Die Römer wie die Griechen, auch die Neu griechen brauchten oft das Zeitwort des Leidens ode Werdens (Passiv) in thätiger (activer) Bedeutung welches sie deponens nannten; eine merkwürdige zarte Form, die man ebenfalls dem Gefühl anheim geben muß, um sie zu empfinden. So merkt man wohl den Unterschied, wenn man sagt locutus sum ich habe geredet, von dixi ich habe gesagt.

Die Sprache hat den Mangel der semitischen Sprachen; es fehlen ihr Verbindungswörter, Conjunctionen; sie war noch nicht durch die gesellschaftliche Unterhaltung ausgebildet und verbildet. An Bestimmungswörtern, Präpositionen, fehlt es ihr hingegen nicht. Aber die Art und Weise der semitischen Sprachen, durch angehängte und vorgesetzte Silben diese Bestimmungswörter zu ersetzen, liebt sie nicht, die Feindin aller scharfen Biegungen.

Die Sanskritsprache erhielt schon früh eine genaue und feine Grammatik; sie hat eine Menge sogenannter Wohllautsregeln, so hart sie auch durch ihre rauhen Mitlauter ist; sie hat dadurch viele Abänderungen des Haupt- und Zeitworts, Declinationen und Conjugationen, welche vorzüglich daher rühren, daß Laute zusammen kommen, deren Verbindung dem Redenden nicht geläufig war; sie ist dabei doch sehr sorgfältig und genau in der Zusammensetzung und Ableitung der Wörter, welches Alles von dem Fleiße und dem Nachdenken zeigt, die man auf die Sprache verwandte. Vermuthlich rührt diese große Aufmerksamkeit auf die Bildung der Sprache daher,

daß es früh heilige Bücher im Sanskrit gab, die einerseits die Regel angaben, andererseits aber wiederum die ausbessernde Hand der Grammatik erleiden mußten, in welcher Rücksicht sie der Hebräischen gleicht. Auch fehlt es ihr nicht an späteren Grammatikern, wie man aus von Bohlens Werke: Das alte Indien, Königsb. 1830. Bd. 2. S. 470 sehen kann.

Die Sanskritsprache liebt die Zusammensetzung der Wörter in einem hohen Grade. Es ist schon oben von den verschiedenen Arten der Zusammensetzung geredet und zugleich erwähnt worden, daß sie sich insgesammt im Sanskrit finden. Aber es giebt eine dieser Sprache eigenthümliche Verknüpfung der Wörter, von der wir nur geringe Spuren im Deutschen haben, wo nämlich eine ganze Reihe von Wörtern in einer gleichen Beziehung zu dem Endworte steht, z. B. **hastjasvarathaghoscha** Elephanten-Pferde-Wagen-Lärm, von **hastin** Elephant, **aswa** Pferd, **ratha** Wagen, **ghoscha** Lärm. Im Deutschen sagen wir auf eine ähnliche Art: Thier-, Pflanzen- und Steinkunde, doch können wir das und in diesen und ähnlichen Fällen nicht wohl weglassen. Noch sonderbarer ist es, daß diese Sprache bloß mit und verbundene Wörter so zusammenstellt, daß sie dem letzten eine gemeinschaftliche Biegung giebt, z. B. **tschandradityau** Mond und Sonne, von **tschandra** Mond und **aditya** Sonne, mit der Endigung des Dualis **au**. Die zu große Zusammensetzung scheint mir indessen eine Uebertreibung, welche ihre eigene Kraft zerstört, und die Zusammensetzung von funfzehn Sil-

ben, welche v. Schlegel anführt*), um ein wi
Land zu bezeichnen, welches Löwen=, Parder=,
sche=, Tiger=, Büffel=, Bärenhaufen hält, ist w
lich mehr eine kalte Aufzälung dieser Thiere als
Dichterwort, welches ein lebendiges Bild giebt.
Einheit wird zerstört und das Bild zerfällt in
großen Menge der Verbindungen.

Da fast ganz Europa Sprachen redet, w
zu dem Sanskritstamme gehören, da wir die Gesch
dieser Sprachen bis beinahe auf zwei Jahrtaus
kennen, und die Veränderungen, welche sie wä
dieser Zeit erlitten haben, so entsteht die Hoffn
allgemeine Regeln für jene Veränderungen zu fin
Und wirklich zeigen sich diese Regeln gar leich
entschieden und mit so geringen Ausnamen, daß
sie bald entdecken muß.

Von einer dieser Veränderungen ist schon
geredet worden, daß nämlich die rauhen und ha
Töne sich immer mehr aus der Sprache verlie
Zuerst verwirft sie die Aussprache des Volkes,
letzt die Schrift, indem man hier noch gern den
stamm des Wortes, wenigstens dem Auge darste
will. Unsere deutsche Sprache schwankt noch
und da in der Rechtschreibung, die bei unsern N
baren ziemlich festgestellt ist. Die lächerlichen Ue
treibungen, deren sich manche Verbesserer schu
machten, unter andern Chr. Heinrich Wolke, der s

---

*) Indische Bibliothek von A. W. v. Schlegel. Bonn. 1
1. B. S. 116.

niederdeutsche Aussprache ganz Deutschland aufdringen wollte, und smidet, ersleicht u. s. w. schrieb, haben von Aenderungen abgeschreckt. Doch könnte man in einigen Fällen wohl entschiedener sein, so z. B. im Verwerfen des y, da die Verwechselung von Sein, dem Zeitworte, welches man auch Seyn schreibt, mit Sein als Wort des Besitzes höchstens in der Hegelschen Philosophie Statt finden könnte, und man aus einem ähnlichen Grunde Meinen (Glauben, Vermuthen) Meynen schreiben müßte, was doch fast gar nicht mehr geschieht, weil man meine nicht (glaube nicht) verwechseln könnte mit meine nicht, nämlich meine Kleider. Eben so ist es mit dem H, welches man bald als Dehnungslaut gebraucht, bald um die Abstammung zu bezeichnen, wobei man doch keinesweges sich gleich bleibt. Wenn man auch dem Gebrauche gemäß und nicht unrichtig das Jahr schreibt, so sehe ich doch nicht ein, warum man die Jahre schreiben soll, da hier das Dehnungszeichen wegbleiben kann. Aber nicht in dem Worte dehnen, wo es die eigenthümliche Aussprache bezeichnet, ganz verschieden von der Aussprache in denen.

Eine andre große Veränderung, welche alle Sprachen durch den Gebrauch erlitten, ist die Verminderung der Biegungen und die Einfürung besonderer bestimmender Wörter an ihrer Stelle. Die Biegungen geben der Sprache, wie schon erwähnt, Kürze und eben dadurch Kraft und Würde; sie geben ihr Mannichfaltigkeit, indem man die Wörter stellen kann, wie man will, weil sie schon durch ihre Endung die

Verbindung bezeichnen, denn daß in dem Verse: Justum et tenacem propositi virum die Worte justum et tenacem zu virum gehören, sieht man schon an der Endung; sie geben ihr endlich eine dichterische Fülle, indem die Wörter dadurch eine sehr allgemeine Beziehung und Bedeutung bekommen, wie wir an dem Ausdrucke tenacem propositi sehen. Aber es kommt dem Volke nicht allein auf das Ergreifende der Rede an; es verlangt vielmehr für den täglichen Gebrauch Deutlichkeit, Genauigkeit und Leichtigkeit. Diese haben nun die Biegungssprachen keinesweges in dem Grade wie die Sprachen, welche sich der Verbindungs- und Hülfswörter bedienen. Wie viel Bedeutungen hat nicht eine Biegung in einer Biegungssprache, z. B. der zweite Fall (Genitiv) im Lateinischen, welchen wir durch die vorgesetzten Wörter: aus, in, mit, von u. s. w. erklären müssen! Man nehme nur den lateinischen Vers desselben Dichters; Integer vitae scelerisque purus. Aber wir müssen nicht allein durch solche kleine Wörter die viel bedeutende Biegung erklären, wir wollen es auch, da wir für den gewöhnlichen Gebrauch nicht lange nachsinnen mögen, und anhaltend Gedichte zu lesen, ermüdet mehr als einfache Rede. Unser Können, Mögen, Sollen, Wollen, Werden, machen die Sache gewiß deutlicher als die leicht übersehene und noch viel leichter überhörte geringe Aenderung des Zeitworts. Es ist schwerer eine Biegungssprache rasch und geläufig zu sprechen als eine, welche weniger Biegungen und dafür eine bestimmtere Wortfolge

hat, weil man unter den verschiedenen Stellungen der Wörter, die sich dem Geiste darbieten, eine wählen muß. Es ist schwerer, lateinisch geläufig und gut zu sprechen als deutsch, und schwerer deutsch als französisch, weil in der letztern Sprache die Wortfolge noch bestimmter ist als in der deutschen, wo wir der, den, das sagen können, Wörter, die man an der Biegung erkennt und die daher eine veränderte Wortstellung erlauben, da hingegen der Franzose nur le sagt, welches seine Bedeutung durch die Stelle bekommt. Darum sprechen auch die Franzosen überhaupt genommen in der Gesellschaft besser als die Deutschen. Alle diese Gründe kommen zusammen, um die Völker zu bewegen, so bald sich ihr gesellschaftlicher Zustand mehr ausbildet, den Biegungen zu entsagen und sich mehr an die kleinen Wörter zu halten, wodurch die Beziehungen angedeutet werden.

Eine dritte Veränderung, welche die Sprachen erlitten, besteht in der Abkürzung. Sie entsteht aus einem der Gründe, warum die Biegung verworfen wurde, nämlich um Geläufigkeit für den Sprechenden zu gewinnen, und daher kürzen auch die am geläufigsten redenden Völker am meisten ab. Die ganze französische Sprache, möchte ich sagen, ist ein Beweis für diese Behauptung, denn fast jedes Wort ist aus dem gleichbedeutenden Lateinischen zusammengezogen dame, domina; point, punctum; pas, passus und unzälige mehr.

Nach allem diesem scheint es mir ohne Zweifel,

daß die Sanskritsprache die Mutter der griechisc
lateinischen, germanischen und slawischen Spra
ist. Sie hat von allen diesen die rauhesten T
sie besitzt einen großen Reichthum an Biegungen
behält in ihren Zusammensetzungen alle die bedeu
den Buchstaben, welche die übrigen sehr gern
werfen. Noch rechne ich hieher einen Hauptgr
daß nämlich im Sanskrit die meisten Wurzeln
den Verbindungswörtern sich befinden, mit denen
die Beziehungen der Wörter bezeichnen, wie s
oben gezeigt wurde. In dem Buche über die
welt, und zwar in der ersten Auflage, meinte ich
Zendsprache sei die Mutter und die Sanskrit eine
rer Töchter, aber eine genauere Kenntniß dieser Spr
welche ich Bopp's vergleichender Grammatik verda
machte, daß ich diese Meinung in der zweiten
lage verließ.

Nachdem das Buch über die Urwelt in der
sten Auflage erschienen war, ließ der verstorbene
lius von Klaproth unter dem Namen **Louis**
Léon, ancien Capitaine de Cavallerie
Briefe drucken, einen an Adelung und einen an
Adelung wurde sehr heftig angegriffen; ich konnt
frieden sein. Er meinte, daß die griechische, lat
sche, germanische und slawische Sprache zum S
skrit mehr in dem Verhältnisse von Schwester
chen als von Mutter- und Tochtersprachen stän
Aber es war an ihm die gemeinschaftliche M
nachzuweisen, wenn es nicht die Sanskritsprache
sollte. Gern will ich zugeben, daß die Sans

ache, wie wir sie jetzt kennen, von der ursprüngli= n verschieden war; es ist sogar wahrscheinlich, daß sich in frühern Zeiten den Sprachen mit scharfer egung mehr näherte, es ist sogar möglich, daß sie s einer Sprache mit scharfer Biegung entstand, er so lange wir keine andre kennen, welche nähere chte darauf hat die Stammmutter zu sein, müssen r die Sanskrit dafür halten.

Wie nun die Verschiedenheit der Sprachen ei= s Stammes, abgesehen von den oben angezeigten ränderungen, entstehen könne, läßt sich auf fol= nde Weise einsehen. Jede einzelne Sprache faßt s Allgemeine des Urworts dadurch verschieden auf, ß sie nur ein Merkmal heraushebt und dieses al= n, mit dem Laute des Urworts bezeichnet. Indem r Lateiner bei dem Allgemeinen im Worte gerere hen blieb, ergriff der Germane eine besondere Be= utung in dem ähnlichen Laute Kören, auswälen, her die Chur und Gern. Indem der Germane s Wort Streiten auf den Anfang bezog, wandte r Lateiner sich an das Ende **Stratus**. Der Germane chte beim Worte Gott nur an seine Güte, der teiner an das Geben, **dedit Deus**. Für den eutschen wie für den Lateiner ist das Essen sein asein; er ist und ißt, indem der Italiener und ranzose nur das Kauen sieht, **manducare, man- iare, manger**; der Spanier und Portugiese hinge= n die Gesellschaft heraushebt, **comedere, comer**. ie **Luna** der Lateiner hat ihren Ursprung vom cheine **lumen**, wie noch jetzt der Neugrieche den

Mond nicht bei seinen altgriechischen Namen Σέληνη nennt, sondern den scheinenden (Φεγγάρι); der Germane dachte vermuthlich an eine Bewegung, welches sich noch im Lateinischen movere, motus befindet. Daher wird auch das Zeitmaaß im Monat vom Mond hergenommen; der Lateiner mißt nur, mensis. Bei den Germanen ist der Herr der Heerfürer, bei den Römern hat der Herr, dominus, ein Haus, domus, bei den Griechen wird der Herr, Κύριος, Eigenthümer, von Κύρειν erlangen; in den Romanischen Sprachen ehrt man damit das Alter Senior, Sennor, Signore. Auf diese Weise entstehen aus dem Urlaute verschiedene Wörter und aus der Muttersprache entspringen Töchtersprachen von gar verschiedener Art und Natur, flüchtig und leicht, oder ernst und still.

Eine der schönsten Töchter der Sanskritsprache ist die Griechische. Mit der dichterischen und erhabenen Fülle des Alterthums tritt sie durch die Schärfe der Bestimmungen, durch den Reichthum der Verbindungswörter und durch den Wohllaut ihrer Töne zur neuern Zeit über. Die harten und hauchenden Mitlauter ihrer Mutter sind gemildert, statt kha, gha, tha, dha, bha finden wir die einfachen k, g, t, d, b, die harten und scharfen tscha, dscha und nun gar tschha oder dschha sind ganz verworfen; der Unterschied zwischen dem Zungen t oder d und dem Zähne t oder d hat sich verloren, und die Nasentöne des n bemerkt man in einem weit geringern Grade. Auch werden die Mitlauter keinesweges so sehr gehäuft, als dieses noch hin und

wieder im Sanskrit der Fall ist. Sie hat nur so viel von harten Tönen, von harten Zusammensetzungen als nöthig ist, um der Sprache Kraft zu geben, damit sie wilde und schreckliche Gegenstände darstellen könne.

Zwei Dialekte der griechischen Sprache standen einander gegenüber, der Dorische und der Jonisch-Attische, von welchen der Aeolische sich nicht sehr unterscheidet. Jener, der Dorische, liebt das **a** vor allen andern Selbstlautern, dieser hingegen, der Jonisch-Attische, liebt die Doppellaute, das **oi, ai, ei** und **ae** oder das lange **e**. Das **a** ist ein breiter Laut, daher man auch die Dorer der breiten Mundart beschuldigte, zugleich aber ist er der sangbarste, und dieß mag wohl die Ursache sein, daß die Attischen Tragiker in ihren Chören sich des dorischen **a** bedienten, wo ihre attische Sprache das lange **ae** hatte. Der dorische Dialekt stand unstreitig dem Sanskrit und also dem Stamme am nächsten, welcher ebenfalls das **a** allen andern Selbstlautern vorzieht. Dieses bestätigen manche Formen des Zeitworts, z. B. die dritte Person der Mehrzahl, wo die Dorer **typtonti** sagen wie im Sanskrit **bodhanti**, statt **typtusi**, welches in den übrigen Dialekten des Griechischen die Form ist. Eben so heißt es in der ersten Person der Mehrzahl im Dorischen **typtomes**, wie **bodhamas** im Sanskrit, wofür die übrigen Dialekte **typtomen** sagen. Der Uebergang zu andern Formen und zu andern Doppellauten als die Muttersprache hatte — denn ich weiß von keinem **oi** im

Sanskrit, welches im Griechischen häufig ist — liegt in Eigenheiten des Volkes oder Völkchens, wo sich diese Besonderheit ausbildete. So liebt unser hochdeutscher Dialekt das ei und hat darum aus **lingua latina** die lateinische Sprache gemacht, wo der Plattdeutsche, der immer das ei in i zurückführt, richtiger bei dem Worte latinisch bleibt, welches einst C. H. Wolke wieder einfüren wollte. Die englische Sprache spricht jedes lange i wie ei aus. Es giebt noch andere solche Besonderheiten in der Sprache, welche Buttmann *) wohl nicht treffend Individualitäten nannte und als Aufopferungen, besonders der Logik und der allgemeinen Analogie, erklärte, deren Grund er theils in gewissen Charakterzügen der Nation suchte, theils in einer nicht ganz schulgerechten Auffassung der Grundregeln. Solche Individualitäten, besser Launen, Capricen, wenn man ein ausländisches Wort wälen dürfte, schrieb Buttmann der griechischen Sprache besonders zu. Aber nicht die Logik, sondern ein bildendes und regelndes Gefühl giebt die Sprachgesetze und ein feineres Gefühl hebt sie wiederum in einzelnen Fällen auf, wie eine feinere Forschung in der Natur die Art von der Gattung unterscheidet. Wohl war es Buttmanns Individualität, in äußern Verhältnissen sich über die Regel wegzusetzen — sein Inneres blieb doch ein fester, edler Stamm.

---

*) Ausführliche griechische Sprachlehre von Philipp Buttmann. Berlin 1819. 1. Bd. S. 2.

Noch erlebte Buttmann die Erscheinung der Sanskritsprache in seinen Kreisen, wodurch die griechische Grammatik eine andere Gestalt bekam. Weit entfernt von der gewöhnlichen Beschränktheit der Gelehrten, hörte er ruhig die neue Lehre, und er konnte das, denn sein Schiff hatte auch ohne Compaß Schätze für die Wissenschaft mitgebracht.

Die Biegung des Zeitworts hat in der griechischen Sprache eine Vollendung erhalten, welche die Sanskritsprache noch nicht hatte und welche in dem Grade von keiner andern Sprache erreicht worden ist. Man sieht offenbar, daß die Biegung ursprünglich aus dem Sanskrit hervorging; das sogenannte verbum in mi ist offenbar aus dem **Parasmaipadam** entstanden und Aehnlichkeiten der übrigen Conjugationen mit dem **Atmananepadam** lassen sich nachweisen. Aber die griechische Sprache hat außer der leidenden Form, dem Passivum, noch eine mittlere Form, ein **Medium**, dessen zarte Bedeutung für alle anderen Sprachen zu fein war um sie aufzunehmen. Sie hat ferner zwar eben so viel Weisen (modi) als die Sanskritsprache, nur in etwas anderer Bestimmung, sie hat nämlich aus dem **Potentialis** und **Conditionalis** des Sanskrit einen **Optativus** und **Conjunctivus** gemacht, aber sie hat diese verschiedenen Weisen nach verschiedenen Zeitbestimmungen abgeändert, was im Sanskrit nicht geschieht. Sie hat gewissermaßen nicht mehr Zeitbestimmungen als ihre Mutter, nämlich vier vergangene Zeiten (s. Buttmanns Grammatik) und zwei zukünftige, aber

sie hat diesen noch die unbestimmten Zeiten, die Aoristen zugefügt, die ebenfalls der Sprache nicht allein eine große Mannichfaltigkeit, sondern auch ein Schweben der Bedeutung geben, welches man mit den halben Tönen in der Musik vergleichen könnte. Die Personenendungen sind wie im Sanskrit, doch schärfer bezeichnet und übereinstimmender, welches sich besonders ergiebt, wenn man die Biegung im Atmanepadam und Parasmaipedam vergleicht. Ueberhaupt bemerkt man in den Biegungen des Zeitworts eine größere Regelmäßigkeit als im Sanskrit, wie besonders die vielförmige vergangene Zeit, wie sie die Grammatiker nennen, im Sanskrit beweiset.

Die griechische Sprache hat den Dualis im Zeitworte sowohl als im Hauptworte behalten, dieses Zeichen des ältern Abstamms.

Es fällt auf, wenn man von dieser Fülle der Biegungen des Zeitworts zu den Biegungen des Hauptworts übergeht und drei Fälle der Sanskritsprache im Griechischen vermißt, den Ablativ, Instrumentalis und Locativ. Vielleicht schienen sie dem Volke überflüssig, da der neugebildete Artikel den Mangel zu ersetzen schien. Oder war es die Einwirkung der germanischen Sprachen, welche die Sprache in dieser Rücksicht verstümmelte? Wir werden unten noch Beispiele dieser Einwirkung anzufüren haben.

Der Artikel in der griechischen Sprache gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen dieser außerordentlichen Sprache. Er fehlt entweder ganz in der ältern Sprache oder zeigt sich nur in schwachen Spu-

ren. Das hebräische ho ist nur eine Andeutung, das arabische al würde mehr hieher gehören, wenn wir wüßten, ob die Sprache, die wir erst seit spätern Zeiten kennen, schon in den ältern Zeiten einen Artikel gehabt hätte; der ägyptische würde mit dem Griechischen überein kommen, wenn er trennbar wäre; auch hat er durchaus keine äußere Aehnlichkeit, denn pe hat einen ganz andern Klang als ho und hos. Doch ist es sehr möglich, daß der ägyptische Artikel Einfluß auf die griechische Sprache gehabt und die Bildung des Artikels gefördert hat. Er ist, wie es mir scheint, aus dem Zeichen des Nominativs im Sanskrit entstanden, welcher der Wurzel ein s anhängt; er bekam bei dieser Selbstständigkeit einen besondern Selbstlauter und wurde hos, welcher, als nachgesetzter Artikel, der sich dann in den vorgesetzten, ho, he, to, der, die, das, verwandelte. Noch jetzt wird das s am Ende von den Neugriechen in der gesprochenen Rede oft weggelassen, und die Veränderung des s in t gehört zu den gewöhnlichen. Der Artikel giebt der Sprache eine große Bestimmtheit, nachdem man ihn vorsetzt und wegläßt, wie die neuern Sprachen zeigen, und da er in der griechischen die vollen Biegungen des Hauptwortes hat, so entsteht dadurch nicht allein eine noch größere Bestimmtheit, sondern auch das Vermögen, eine ganze Rede, wie ein einzelnes Wort, biegen und verändern zu können.

Aber nicht allein den Artikel hat die griechische Sprache angenommen, sondern auch eine Menge Verbindungswörter (Präpositionen und Conjunctionen),



mehr als irgend eine Sprache der neuern Zeit. Diese kleinen Wörter umschweben in reicher Fülle die Rede und geben ihr außer der Bestimmtheit eine Feinheit, die den Betrachter mit immer neuer Bewunderung erfüllt. Die Sprache bekommt durch sie das, was die Griechen Ironie nannten und was wir nur einigermaßen mit schalkhaft ausdrücken können. Viele dieser Wörter wie **de, ge, te, an, per** haben eine so zarte, ich möchte sagen, ätherische Bedeutung, daß sie die Rede in einem leichten Schweben erhalten. Die Wörtchen **ge** und **te** können nicht für sich stehen, aber sie können überall angehängt werden und unterscheiden sich dadurch gar sehr von den scharfen Biegungssilben, welche die Rede fesseln. Man kann die kleinen Wörter in der Sprache mit den kleinen Lichtern vergleichen, wie sie der Maler nennt, wodurch die Darstellung den höchsten Grad von Lebendigkeit erhält.

Die griechische Sprache liebt die Zusammensetzung der Wörter und macht davon einen weisen Gebrauch. In der Regel fügt sie nicht mehr als zwei Hauptwörter zusammen, und wenn das dritte hinzukommt, so gehört dieses zu den Verbindungswörtern, welche das zusammengesetzte Wort näher bestimmen. Die ellenlangen Zusammensetzungen der Sanskritsprache hat sie, die zartgebildete, ganz verworfen.

So ist die griechische Sprache ohne Vorliebe, ohne Vorurtheil betrachtet, die vollkommenste aller bekannten Sprachen.

Zu den merkwürdigen Erscheinungen in der Ge-

schichte der Sprachen, gehört, daß die lateinische Sprache, obwohl ebenfalls eine Tochter der Sanskrit und ihr vielleicht eben so nahe als die griechische, sich in der Zusammensetzung der Wörter so sehr beschränkt hat, daß sie die Fähigkeit verloren, neue Zusammensetzungen aus Hauptwörtern zu machen. Nur aus der alten Sprache hat sie einige behalten, um ihre Abkunft zu bezeichnen. Es ist schlimm, daß sie diesen Mangel auf ihre Töchter, auf die romanischen Sprachen, fortgeerbt hat. Die Zusammensetzungen aus einem Hauptworte und Verbindungswörtern hat sie allerdings und in nicht geringer Menge, wie alle Töchter der Sanskrit, wie procuro, adpono u. s. w.

Es fehlen der lateinischen Sprache manche der mannichfaltigen Biegungen des Zeitworts, welche die griechische Sprache auszeichnen, doch hat sie noch sehr viele in Vergleichung mit ihrer germanischen Schwester. Eben so fehlen ihr viele Verbindungswörter, an denen die griechische reich ist, besonders jene kleinen Wörter, die der Rede Licht und Schatten geben, von denen kurz vorher die Rede war. Sie entbehrt ferner des Artikels, und wenn sie dadurch auch an Beweglichkeit verliert, so hat sie doch auf der andern Seite wieder eine Würde gewonnen, welche den stolzen Römer vor dem gewandten Griechen auszeichnete — den Dualis hat die Sprache ganz verworfen.

Aber sie hat eine Fallendung des Hauptworts mehr von ihrer Mutter behalten, als die Griechische, sie hat einen Ablativ, mit welchem sie den Instrumentalis und den Locativ des Sanskrit vereinigt.

Dieses vermehrt die Kürze und Kraft, die so eben von ihr gerühmt wurde und worin sie vielleicht alle Sprachen des Sanskritstammes übertrifft.

Ihr Wohlklang ist sehr groß. Die harten hauchenden Töne der griechischen Sprache hat sie gemildert, die Doppellaute in einfache Töne verwandelt; ihre starken Endungen fallen eindringend ins Ohr.

Kann man es dem vorigen Zeitalter verargen, wenn es ungern sich von dieser Sprache trennen wollte? Aber es kehrt der Strom nie wieder zur Quelle zurück, und wer könnte seine Tropfen auffangen, um sie wieder zurück zu gießen!

Wohl nie hat ein Schriftsteller seine Sprache nach ihrem innersten Wesen so gekannt wie Tacitus. Er wählte eine Darstellung in wenigen großen, kräftigen Zügen, vor denen man im Nachdenken versunken steht und aus jedem Zuge immer neue Gedanken und Gefühle entwickelt. Es ist schwer, nicht auf einige Erzälungen hinzuweisen, an denen sich diese Kraft und Kürze in hohem Maaße zeigt. Man lese die Geschichte von Libo Drusus, der schon in seiner Jugend zu Ausschweifungen verführt, an Wahrsager und Traumdeuter glaubte, sich überhaupt unvorsichtig benahm und nun angeklagt wurde, daß er Neuerungen wolle. Besonders legte man Werth auf eine gefundene Schrift, wo bei Namen, die zur regierenden Familie gehörten, wunderliche Zeichen standen. Da er läugnete, befahl Tiberius seine Sklaven freizulassen, um gegen ihn, auf die Tortur gebracht, zeugen zu können; ein neues Mittel dem Gesetze zu

entgehen, welches verbot, einen Sklaven zum Zeugen gegen seinen Herrn zu gebrauchen. Noch hatte man ihm überlassen, sich an den Senat zu wenden, als schon Soldaten sein Haus umringten, und er sah, daß ihm nichts bliebe als der Tod. Er versuchte sich selbst zu tödten, und als es nicht gelang, bat er seine Sklaven es zu thun; diese verweigerten es und als in dieser Unruhe das Licht umgestoßen wurde, gab er sich nun, schon von der Dunkelheit des Grabes umgeben, zwei tödtliche Stiche. **Responsum est**, sagt Tacitus, **ut senatum rogaret. Cingebatur milite domus, strepebant etiam in vestibulo, ut audiri ut aspici possent, cum Libo, ipsis, quas in novissimam voluptatem adhibuerat, epulis excruciatus, vocare percussorem, prensare servorum dextras, inserere gladium, atque illis, dum trepidant, dum refugiunt, evertentibus appositum mensa lumen, feralibus jam sibi tenebris, duos ictus in viscera direxit.** Welche Darstellung! Eine ähnliche Erzälung ist die vom Tode der Messalina, die in ihren Garten flüchtete und von ihrer Mutter ermahnt wurde, sich zu tödten, wozu das verdorbene Gemüth keinen Muth hatte. Plötzlich trat der Tribun herein, still, der Freigelassene, ihr Wächter, schimpfte wie ein Sklave, sie sah nun ihr Schicksal, versuchte sich zu tödten, aber da es nicht gelang, wurde sie vom Tribun getödtet. **Custos**, heißt es, **et exactor e libertis Euodus datus. Isque raptim in hortos progressus reperit fusam humi, assidente matre**

Lepida quae florenti filiae haud concors, supremis ejus necessitatibus ad miserationem evicta erat, suadebatque, ne percussorem opperiretur, transisse vitam, neque aliud quam morte decus quaerendum. Sed animo per libidines corrupto, nihil honestum inerat, lacrimaeque et questus irriti ducebantur, cum impetu pulsae fores, astititque tribunus per silentium, at libertus increpans multis et servilibus probris. Tunc primum fortunam suam introspexit, ferrumque accepit, quod frustra jugulo ac pectori per trepidationem admovens, ictu tribuni transfigitur; corpus matri concessum. Ein gewöhnlicher Geschichtschreiber würde noch eine kleine Nachrede gehalten haben, aber hier fällt der Vorhang und Tacitus wendet sich zu Claudius, dessen Schilderung der Geschichte mehr gehört. Eben so schrecklich ergreifend ist der Tod der Agrippina, der Mutter des Tyrannen Nero, erzählt. Die nächtliche Schlacht bei Cremona, der Sturm auf Cremona und die Zerstörung dieser Stadt gehören ebenfalls zu den furchtbaren Geschichten, Rembrandscher Schilderungen, wo in dichter Dunkelheit feurige Züge erscheinen. Ich könnte noch viele andre Erzälungen anfüren, die sich durch eindringende Kraft auszeichnen, aber nur noch eine, in einem mildern Lichte gehaltene, kann ich nicht widerstehen herzusetzen. Es ist die Gemahlin des tapfern, geliebten, bewunderten, vermuthlich durch Gift getödteten Germanicus, die mit der Urne in den Armen, welche die Ueberreste

ihres Gemahls verschloß, das Schiff besteigt, um nach Italien zurück zu kehren. **At Agrippina, quamquam defessa luctu et corpore aegro, omnium quae ultionem morarentur, intolerans, adscendit classem, cum cineribus Germanici et liberis, miserantibus cunctis, quod femina nobilitate princeps, pulcherrimo modo matrimonio, inter venerantis gratantisque aspici solita, tunc ferales reliquias sinu ferret, incerta ultionis, anxia sui et infelici fecunditate fortunae totiens obnoxia.** Welche Fülle der Bedeutung, besonders in den letzten Worten!

Man hat viel über Tacitus geschrieben, über seinen Charakter als Geschichtschreiber, der bald gelobt bald getadelt wird, und der, unparteiisch geprüft, wohl etwas Befangenes verrathen möchte, auch hat man von seiner Kunst geredet als Geschichtschreiber, die eine dramatische sein sollte, ohne zu bedenken, daß jede Geschichte Stoff zum Drama geben kann, wenn man nur das wegläßt, was sich dahin nicht schickt und Züge hinzusetzt, die den Zusammenhang vollenden. Beides soll der gute Geschichtschreiber nicht thun, und Tacitus hat es, wenigstens in der Regel, nicht gethan. Seine Kunst liegt in der Darstellung, in dem Auffassen einzelner ergreifender Züge, in der Wahl des Ausdrucks und in dem geschickten Gebrauche eines Vortheils, den ihm seine Sprache darbot, des sechsten Falls, der Ablative, die gleichsam als aufgetragene helle Lichter dem Gemälde Leben und Glanz gewären. Darum ist es auch ganz unmög-



lich, die Schriften des erhabenen Geschichtschreibers in eine der neuern Sprachen zu übersetzen, wo man in dem Sande der kleinen Wörter waten muß. Aber allerdings rührt die Dunkelheit, welche man Tacitus vielleicht nicht mit Unrecht Schuld giebt, von dem Mangel dieser kleinen Wörter her, welche außerordentlich viel zur Deutlichkeit beitragen.

Indem ich von den Germanischen Sprachen reden will, scheint es mir zweckmäßig, mit dem Urtheile eines des größten Kenners, Jak. Grimm, anzufangen, welches er in seiner deutschen Grammatik (2. Ausg. Th. 1. S. 335) ausspricht, wo von der Conjugation die Rede ist. »In der Conjugation erfärt ein Wort, sagt er, vielfältigere und bedeutendere Bestimmungen als in der Declination. Außer dem Verhältniß der Person und des Numerus muß auch das des **tempus**, **modus** und **genus** ausgedrückt werden. Die Flexionsfähigkeit des deutschen Verbums erscheint inzwischen sehr gesunken. Vom **genus passivum** vergehen mit der gothischen Sprache die letzten Reste; das **medium** mangelt überall, wenn man eine altnordische, einigermaßen analoge Reflexirform abrechnet. Vier **Modi** sind vorhanden: Infinitiv, Imperativ, Indicativ, Conjunctiv; kein Optativ. Das Empfindlichste ist der Verlust mancher Tempusflexionen; nur das **praesens** und ein **praeteritum** sind uns geblieben, kein **futurum** und keine Abstufung der Vergangenheit kann durch bloße innere Abänderung des Wortes mehr erreicht werden.« Grimm unterscheidet nun weiter die starke und die schwache



vergangene Zeit; jene durch Wiederholung und Ablaut gebildet wie in den übrigen Sanskritsprachen, diese durch das eingeschobene t, vermuthlich später und nur für abgeleitete Wörter gebildet. Es scheint mir wahrscheinlich, daß diese beiden Conjugationen von zwei Dialekten der germanischen Sprachen herrüren, die sich hier vereinigten. Die starke Conjugation ist gerade zu dem Sanskrit entsprossen, sie wird durch Wiederholung des ersten Mitlauters und durch Veränderung des mittlern Selbstlauters gebildet; die zweite schiebt ein t ein, ich liebte und gehört dem persischen Dialekt an, wo aus mipursem ich frage, mipursidem ich fragte, wird.

Eine Folge dieser mangelhaften Biegungen des Zeitworts war das Herbeirufen der Hülfswörter, um die zukünftige Zeit zu bezeichnen und genauere Bestimmungen der Vergangenheit zu geben. Sie sind in den germanischen und slawischen Sprachen zu Hause. Wir haben eine geringe Spur davon im Sanskrit, mehr Spuren finden sich im Griechischen und Lateinischen, wo die vergangene Zeit in der leidenden Form durch das Hülfswort Seyn ausgedrückt wird. Dieses Hülfswort ist rein sanskritisch, von as seyn (esse) daher asmi, asi, asti, smas, stha, santi, ich bin, du bist, er ist, wir sind, ihr seid, sie sind. Wir Deutschen vermengen es mit einem andern Worte in bin, bist, welches sich ebenfalls im Sanskrit findet, als bhu, existiren, und welches in den slawischen Sprachen und im Persischen seinen Hauptsitz genommen hat. Daß die Sanskritsprache

die Stämme rein erhalten hat, indem sie die Töchtersprachen vermengten, ist einer von den unzähligen Beweisen, daß die Sanskritsprache wirklich die Mutter und nicht etwa eine ältere Schwester ist. Ob das Hülfswort werden, wesen im Niederdeutschen, daher gewesen, von dem Sanskritworte was, wonen, abstamme, oder von was (mit einem andern s) wollen, da will im Englischen noch ein Hülfswort ist für werden im Deutschen, will ich Sprachforschern zur Beurtheilung überlassen. Das Wort, Sollen, noch im Englischen ein Hülfswort, shall, findet sich auch noch als Hülfswort im Persischen, so wie die erste Person am, ich bin, im Englischen ebenfalls mit dem Persischen gleichlautend ist. Ist das Hülfswort, haben, altgermanisch und in das Lateinische erst übergegangen?

Ueber die Declination wollen wir wiederum Grimm reden lassen (S. 597). »Alle deutschen Sprachen unterscheiden Singularis und Pluralis; vom früheren Dualis giebt es einige Trümmer. Sie unterscheiden vier casus: Nominativ, Genitiv, Dativ, Accusativ; mit den Formen des Nominativ fallen die des Vocativs, mit denen des Dativs die des Ablativs und Instrumentalis zusammen. Allein auch des Vocativs und Instrumentalis früheres Dasein bewähren theilweise Spuren. Späterhin fällt der Accusativ zum Nominativ, ja der Dativ büßt seine Auszeichnung ein. — Keine der deutschen Mundarten besitzt die casus in vollkommener, ursprünglichen Gestalt; Vocale und Consonanten haben sich vielfäl

tig abgeschliffen und dadurch allmälig vermischt, endlich aufgelös't. — Noch bleibt einer durch die ganze deutsche Zunge waltenden Unterscheidung zwischen starker und schwacher Flexion zu erwähnen. Erstere ist die ältere und (innerlich) einfachere; die schwache scheint durch Einschaltung eines zur Declination anfangs unwesentlichen Bildungs n entstanden, zeigt sich demzufolge niemals an reinen Wurzeln. Dieses Bildungs n führte schnellere Abschleifung der wahren casus herbei und erschien dann als eigene, der Declination wesentliche Form.« Das Abschleifen ging wohl voran und das n erschien erst später als Nachhall, da besonders die Niederdeutschen die Gewohnheit haben, die letzte Silbe nicht zu betonen. Die Oberdeutschen sagen habe, gebe, esse u. s. w. statt haben, geben, essen.

Es ist merkwürdig, daß die Declination des Hauptworts (Substantivs) in den alten germanischen Sprachen der Declination des Beiworts (Adjectivs) in den slawischen Sprachen nahe kommt.

Die germanischen Sprachen haben den Artikel wie die griechische Sprache und zwar in den ältesten Denkmälern, so viel ich weiß. Sie müssen die Personenwörter immer zu dem Zeitworte setzen, ebenfalls schon in den frühesten Zeiten ihrer Bildung, so viel mir bekannt ist. Das sächliche Geschlecht haben die neuern germanischen Sprachen aus den alten Sprachen beibehalten, welches die romanischen Sprachen nicht thaten. Ueberhaupt sind die neuern germanischen Sprachen von den ältern weit weniger abgewi-

chen, als die romanischen Sprachen von ihrer gemeinschaftlichen Mutter, der lateinischen. Eine Untersuchung liegt uns nahe, — die Vergleichung unserer Muttersprache, einer germanischen Sprache, mit den romanischen Sprachen, welche Süden und Westen unseres Welttheils einnamen, indem unsere Schwestern zum Norden übergingen, nachdem sie die östliche Kette der slawischen Sprachen durchbrochen hatten. — Nur leichte Andeutungen mögen es sein, aber ohne Vorliebe für irgend eine dieser Sprachen gegeben.

Die germanischen Sprachen stehen überhaupt den romanischen Sprachen an Wohllaut nach, denn die Mutter der letztern, die lateinische, ist ein Muster von Wohllaut. Ein Theil derselben, zu denen unsere deutsche Sprache gehört, hat die harten, hauchenden Kehllaute behalten und verbindet sie mit andern Mitlautern auf eine Weise, wie sie kein Ausländer aussprechen kann. Noch nicht, ist das Schibolet der deutschen Sprache. Die nordischen Sprachen und die Englische haben zwar diese Kehllaute verworfen, aber die letztere hat dafür das breite w behalten, welches ihr eigenthümlich und gar nicht angenehm ist. Ferner haben die germanischen Sprachen weit mehr Mischlaute (Doppellaute) behalten als die romanischen Sprachen. Besonders ist die englische Sprache durch ihr breites oi und ihr häufiges ei andern Völkern auffallend. Es läßt sich nicht läugnen, daß die beiden nordischen Sprachen, die schwedische und die dänische, unter den germanischen Sprachen die wohlklingendsten sind, und sie würden

it den romanischen Sprachen wetteifern können, wenn
re Wörter nicht gar zu oft in harte Mitlauter sich
digten. Die italienische Sprache ist die wohlklin-
ndste und somit singbarste der neuern Sprachen,
geachtet ihres tsche und tchi, denn die spanische
prache hat den Kehllaut ch von den Arabern (?) an-
nommen, der an Härte doch wohl jenes ee und ci
ertrifft, und die portugiesische kann wegen der vie-
n Nasentöne nicht mit der italienischen wetteifern.
ie französische ist eben dieser Nasentöne wegen,
eniger singbar als die Italienische, auch fehlen ihr
ischlaute nicht, wie eu, ai und u, nach ihrer Aus-
rache.

Die deutsche Sprache leidet ferner an den stum-
en Endungen, welche einst Friedrich d. Gr. sehr
angenehm waren, nämlich en, es, er. Das en ist
t, die Perser brauchen es auch im Infinitiv, wie
risten greifen, namuden zeigen u. dgl. Alle diese
ummen Endungen haben eine schleppende Weitläuf-
keit in die Sprache gebracht, die nur in einigen
illen, in der sanften Klage des Dichters, eine vor-
eilhafte Wirkung zu thun vermag. Daraus ist nun
ser Werden, Gewesen, Haben u. dgl. m. entstan-
, Wörter, die den Sprechenden und Schreibenden
aufhörlich und höchst beschwerlich in den Weg tre-
. Die dänische Sprache hat diese stummen En-
ngen wenig verbessert; sie läßt zwar das n weg,
hält aber das stumme e; die schwedische Sprache
eint hierin viel geleistet zu haben, indem sie statt
ses stummen e das hochtönende, singbare a ein-

führte, aber es ist meistens nur Schein, denn man hört in der Aussprache fast immer nur ein e. Aber die englische Sprache verdient den Preis in dieser Hinsicht; sie wirft die stumme Endung weg und verwandelt dadurch zweisilbige Wörter in einsilbige. Die große Menge von einsilbigen Wörtern giebt der englischen Dichtersprache eine Kürze und eine Kraft, die nicht selten andern Sprachen unerreichbar ist. Auch die Rede bekommt dadurch eine Zierlichkeit, indem es leichter ist, einsilbige Wörter zu stellen als vielsilbige. Alt ist dieses nicht. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts hing man im Englischen ein stummes e an viele Wörter, wenn man es auch nicht sprach, was doch vermuthlich in den frühern Zeiten geschehen war. Dieses wird noch wahrscheinlicher dadurch, daß man auch das deutsche en anhing, so fangen z. B. die Canterbury tales von Chaucer an: whilome as olde stories tellen us, There was a duk, that highte Theseus.

Der größte Mangel, den die germanischen Sprachen erlitten, ist der Verlust vieler Biegungen des Zeitworts, und es läßt sich nicht läugnen, daß die romanischen Sprachen, indem sie jene Biegungen der Sprache erhielten, dadurch einen großen Vorzug vor jenen gewannen. Besonders ist der Verlust der künftigen Zeit (Futurum) sehr schmerzlich, da die Sprache ihn durch Umschreibung ersetzen muß, die sich am wenigsten für den Entschluß in die Zukunft schickt. Das Werden und Wollen ist eine Plage für den Dichter, ein Uebelstand für den Redner, der sich bemühen

uß, dem unaufhörlichen Werden, im Lieben werden nd Geliebt werden und sogar Werden geliebt weren, zu entgehen. Man nimmt daher nicht selten ie Gegenwart statt der Zukunft, aber das können uch die Schriftsteller in den romanischen Sprachen nd der Eindruck ist ein andrer. Nicht weniger giebt e doppelte Form für die vergangene Zeit eine Beimmtheit und zugleich eine Mannichfaltigkeit der lede, welche der romanischen Sprache und besonders r französischen einen großen Reiz gewären. Durch ese Biegungen erhalten überhaupt die romanischen Sprachen eine Lebendigkeit, die wir nur mit großer unst in unserer Sprache ersetzen können. Doch hat e deutsche Sprache vor ihren Schwestern voraus, ß sie durch den Umlaut (oder Mischlaut) die Unwißheit bezeichnet.

Dazu kommt noch der Uebelstand, daß die geranischen Sprachen die Zeitwörter für sich gar nicht brauchen können, ohne die Personenwörter beizufün. Nur in einigen wenigen und seltnen Fällen agt es der Dichter sie wegzulassen, z. B. hast lieb habt, Herzchen, doch darf er es nicht zu oft wiertholen, um nicht ins Kindische zu fallen. Nicht ein die Kürze wird dadurch verhindert, sondern auch : Bestimmtheit, indem der Nachdruck durch das igefügte Personenwort vermehrt wird, da wo man gewöhnlich nicht anwendet. Die französische Sprache, am meisten den Eindruck des Nordens erfaren, ilt diesen Uebelstand, hilft sich aber dadurch, daß

sie doppelte Personenwörter zusammenstellt, z. B. Moi je suis u. s. w.

Doch die germanischen Sprachen haben auch Vorzüge, deren die romanischen Sprachen ganz ermangeln. Sie haben noch Trümmer einer Declination erhalten, die ihnen gar wichtig sind, besonders gewährt das angehängte s im zweiten Falle, im Genitiv, der Dichtung und der Rede außerordentliche Vortheile. Dazu kommt noch, daß der Artikel einiger Biegungen fähig ist, wodurch eine große Mannichfaltigkeit der Wendungen möglich wird. Die deutsche Sprache hat von diesen Biegungen am meisten erhalten, die nordischen weniger, die englische am wenigsten, indem sie nur auf das s im Genitiv eingeschränkt ist. Den romanischen Sprachen fehlen alle Biegungen der Declination, denn es ist nicht sehr bedeutend, daß man im Französischen du statt de le und au statt a le sagen kann; nur die vielfache Zahl können sie bezeichnen. Noch kommt dazu, daß die deutsche Sprache wie die nordischen das sächliche Geschlecht im Artikel unterscheidet, welches die romanischen ebenfalls nicht vermögen, und so auch die englische. Die nordischen Sprachen haben noch überdieß den Vortheil, daß sie den Artikel dem Sachworte anhängen dürfen, da wo keine starke Bedeutung darauf ruht, wie **Konung** König, **Konungen** der König und **den Konung** som u. s. w. der König, welcher u. s. w. Dagegen haben sie keine besondere Bezeichnung für das weibliche Geschlecht, ein Artikel, den bedeutet der und die.

Die nordischen Sprachen, die dänische und schwedische, haben eine leidende Form für das Zeitwort; ein Vorzug, wodurch sie alle neueren Sprachen des Sanskritstammes übertreffen. Sie hängen ein s an, z. B. finna finden, finnas es wird gefunden.

Der größte Vorzug, den die germanischen Sprachen vor den romanischen haben, besteht in der Freiheit der Zusammensetzung, wodurch die Sprache in einer steten Veränderung und Ausbildung sich befindet. Schon oben ist auseinander gesetzt worden, wie sehr diese Sprachform das Gefühl erregt und wie wichtig sie daher dem Dichter sein muß. Es ist die Frage, ob dieser Vorzug nicht alle anderen Vorzüge aufwiegt und überwiegt, die wir an den romanischen Sprachen gerühmt haben. Die deutsche Sprache besitzt diesen Vorzug im höchsten Grade, die nordischen Sprachen kommen ihr hierin nicht ganz gleich, so viel ich weiß, die englische Sprache entbehrt auch dieses Vorzuges, da sie zu viel Wörter aus dem Französischen übergenommen hat, und sie muß ihn durch die Einsilbigkeit ihrer Wörter zu ersetzen suchen.

Wohl ist es ein Vorzug, daß wir von den Wörtern unserer Sprache die Abkunft und Verwandschaft leicht erkennen. Die Fülle von Bedeutungen schließt sich dadurch uns auf, die Fülle von Empfindungen, mit welcher das Wort aus den Tiefen des Geistes hervortrat. Das Wort allein, das Wort für sich kann dem Betrachter ein erhabener Gegenstand werden, in dessen Anschauen er sich verliert, in dem immer neue

Gestalten aus der Tiefe sich entwickeln und hervorsteigen.

Es ist schon oben erinnert worden, daß die Sprachen überhaupt, indem sie Bedürfniß des gemeinen Lebens werden, gar viel von ihrer tiefen Fülle der Bedeutung verlieren, aber dafür an Bestimmtheit und Verständlichkeit sehr gewinnen. Auffallend ist dieses, wenn man die romanischen Sprachen mit ihrer Mutter, der Lateinischen, vergleicht. Die Wortfolge in der ersten ist weit natürlicher und somit genauer und geregelter als in der letzten, und es würde kein Orakel eine so zweideutige Antwort geben können als Turnus erhielt: Ajo te Aeacida Romanos vincere posse. Besonders ist die französische Sprache ein Muster von Genauigkeit und Bestimmtheit, daher man sie mit Recht zur diplomatischen Sprache gewählt hat. Ihr article partitif hat eine Genauigkeit, auf die alle andern Sprachen, welche sie auch sein mögen, nicht geachtet haben, sie sagen wie wir Deutschen, gieb mir Wein, gar unbestimmt, indem der Franzose nur von dem Weine fordert donnez moi du vin.

Wenn nun auch keine Ueberzeugung gewonnen wird, ob die germanischen Sprachen den Vorzug vor den romanischen, oder diese vor jenen verdienen, so bleibt doch kein Zweifel, daß die germanischen Sprachen in dem ältesten Zustande, worin wir sie kennen, im Alt-Gothischen, dem Griechischen, dem Lateinischen und dem Sanskrit weit nachstehen, und daß sie sich zum Sanskritstamme so verhalten, wie eine spät

eleitete romanische zu der lateinischen. Dieses
t der große Verlust an Biegungen, dieser Eigen-
nlichkeit und Schönheit der Sanskritsprachen.
her nun diese sonderbare Gestalt der alten ger-
ischen Sprache? Ich weiß mir dieses nicht anders
rklären, als daß die germanischen Völker im öst-
n Asien entfernt von Völkern wohnten, welche
skrit oder Zend sprachen, umgeben von Völkern,
deren Sprachen wenig milde Biegung herrschte.
opferten sie ihre besten Eigenschaften der schlech-
Umgebung auf Ein Beispiel giebt uns die per-
: Sprache. Sie ist ohne Zweifel vom Sanskrit-
m, sie steht der germanischen Sprache nahe. Sie
nicht allein viele ähnliche Wörter, sie hat auch
ähnliche Conjugation, sie sagt em, i, est, ihm,
end ich bin, du bist, er ist, wir sind, ihr seid,
ind; sie gebraucht Hülfswörter, wie die germani-
Sprache mit buden und schuden seyn, ja man
:t ein stummes en im Infinitiv. Aber die semi-
en Sprachen haben arg darauf gewirkt; alle Bie-
gen des Hauptworts (Substantivs) sind verloren
ngen, das Zeitwort, sonst am Ende mit den mil-
Biegungen des Sanskrit versehen, bekommt durch
esetzte Silben, mi und bu, scharfe Biegungen,
die Zeit noch einmal und wie im Semitischen
ezeichnen, ja sie hat sogar die Eigenthümlichkeit
semitischen Sprachen, die sich sonst nirgends fin-
den status constructus, angenommen, wo näm-
das regierende Beiwort, nicht das regierte, die
änderung erleidet. Ja sie nimmt Wörter aus

der arabischen Sprache und verbindet sie als Participien mit einem persischen Hülfsworte.

Diese Einwirkung einer Sprache auf die andern zeigen auch die neuern Sprachen, und unter diesen vor allen andern und am Ueberzeugendsten die neugriechische Sprache. Sie hat die Wörter der alten Sprache unverändert behalten und nur da fremde Wörter angenommen, wo der Gegenstand im Alterthum nicht bekannt war, sie hat ähnliche Biegungen wie die alte Sprache, in der Conjugation wie in der Declination, nur daß sie, wie alle neueren Sprachen, Fälle der Declination und Zeiten der Conjugation verworfen hat. Aber bei allen diesen Aehnlichkeiten wirkte doch der Verkehr mit den germanischen Völkern so sehr, daß die Neugriechen das Hülfswort, haben, annahmen, es auch, wie in den germanischen Sprachen, gebrauchten und es nur wie in den alten Sprachen veränderten, mithin ἔχα sagten; ein Gebrauch, der ganz fremd dem Altgriechischen war. Noch auffallender ist es, daß sie die zukünftige Zeit umschreiben und wie die germanischen Sprachen mit den Hülfswörtern, Wollen, bilden, auch Wollen wie in der alten Sprache änderten, θέλω γράφει ich werde schreiben, welches nicht einmal die romanischen Sprachen befolgt haben. Eben so wenden sie das Wörtchen ἀπὸ, von, wie die Italiener ihr di au, auf eine Weise, wie ἀπὸ nie im Altgriechischen angewendet wurde; unstreitig durch die Verbindung mit Italien bewirkt. Ich zweifle nicht, daß der Gebrauch der Hülfswörter in den romanischen Sprachen von einem

ıdrücke des Germanischen herrührt. Der Sprach·
rauch fängt im untersten Volke an und steigt end=
bis zu den höhern und schreibenden Ständen.
in schrieb noch lateinisch und altgriechisch als das
lk schon italienisch und neugriechisch sprach. Durch
Volk, das verkehrende und Handel treibende, ha=
benachbarte Sprachen Einfluß auf einander. So
t der Elsasser nicht selten je suis été, und in
len Provinzen von Deutschland, welche den fran=
ischen Einflüssen ausgesetzt waren, ist es ganz ge=
hnlich zu sagen, ich habe ihm begegnet, oder auch
hl, ich habe ihm gefolget. — Die sonderbare Sprach·
cheinung, daß der Neugrieche keinen Infinitiv hat,
ıdern ihn mit να daß, und der dritten Person der
ünftigen Zeit im Altgriechischen umschreibt, scheint
nfalls germanischer Einfluß, denn die englische
prache setzt im Infinitiv das Wörtchen to vor, so
e die nordischen Sprachen das Wörtchen at.

Die slawischen Sprachen bilden einen andern
ßen Nebenstamm der Sanskritsprache, von dem
le kleinere Zweige ausgegangen sind, vielleicht mehr
von dem germanischen Stamme. Wer daran
eifeln möchte, daß sie ebenfalls dem Hauptstamme
Sanskritsprache angehören, wird aus Bopp's ver=
ichender Grammatik des Sanskrit, Zend, griechi=
n, lateinischen, litthauischen (einer slawischen
rache), gothischeg und deutschen Sprache sich über=
gen können. Sie nähern sich in der Declination
n Sanskrit mehr als irgend eine andere Tochter=
ache, ja sogar mehr als die lateinische; sie haben

nämlich eine Fallendung (casus) mehr als die letztere und nur eine weniger als im Sanskrit, sie haben statt des Ablativs den Instrumentalis und den Localis oder Locativ, oder, wie ihn andere Grammatiker nennen, den Narrativ. Dazu fehlt ihnen der Artikel, und so treten sie in dieser Art wahrhaft römisch auf. Doch muß man bedenken, daß der Localis nicht ohne ein vorgesetztes Wort, ohne w, kann gebraucht werden. Aber das Zeitwort hat gar sehr verloren, nur die gegenwärtige und die zukünftige Zeit sind geblieben; für die vergangene Zeit, so wie für das Passivum, bedienen sie sich der Participien, die sie aber in einigen Sprachen ohne das Hülfswort brauchen können. Viele dieser Sprachen drücken auch die zukünftige Zeit nur durch Umschreibung mit einem Hülfswort aus. Die polnische Sprache biegt eine vergangene Zeit nach den Personen, aber da sie zugleich das Geschlecht anzeigt, welches den Sanskritsprachen außer dem Particip fremd ist, so sieht man wohl, daß man das Particip nachahmend gebogen hat. Doch diese Mängel in den Biegungen des Zeitworts werden hinlänglich ersetzt durch die mannichfaltigen Participe, sowohl in der handelnden als leidenden Art; ferner durch Gerundien, z. B. **dwigaja** im Bewegen, **dwigaw**, **dwigawschi** indem man bewegt hat u. s. w., ein Vorzug, dessen die germanischen Sprachen gar sehr entbehren. Die Hülfswörter gehören meistens dem bhu Geschlecht im Sanskrit an, sind aber mannichfaltige Abände-

rungen dieser Wurzel; nur in einigen Sprachen z. B. im Krainischen tritt sim hervor.

Die Sprache in Krain hat noch einen Dualis, sowohl in der Declination als in der Conjugation und zwar in beiden Fällen sehr vollständig.

Die Zusammensetzung der Wörter ist mehr beschränkt als in den germanischen Sprachen; Verbindungen von zwei Substantiven sind sehr selten und überhaupt die neue Wortbildung gehemmt.

Es fehlt diesen Sprachen nicht an jenen kleinen Wörtern, welche der Sprache Licht und Schatten geben, auch die Stuffen der Ungewißheit in den Wörtern bezeichnen, besonders ist die polnische Sprache reich daran.

Alle slawischen Sprachen stehen also auf einer bedeutenden Stuffe der Ausbildung und geben darin keiner neuen Sprache nach. An Wohlklang kommen sie zwar der lateinischen Sprache und den romanischen Sprachen nicht gleich, doch übertreffen sie vielleicht alle andre neueren Sprachen. Durch ein angehängtes zartes i wissen sie den Mitlautern am Ende des Wortes eine weiche Aussprache zu geben, die diesen Sprachen ganz eigenthümlich ist. Sie haben Kehllaute, doch nicht in großer Menge, und eine große Mannichfaltigkeit von Zischlauten, die keinesweges unangenehm sind, auch wo sie nahe zusammentreffen, wie in dem Buchstaben schtscha. Die polnische Sprache hat die Ziererei, das r durch einen Zischlaut in der Aussprache zu unterdrücken, auch das t in einen Zischlaut c oder z zu verwandeln,

eine Zirrerei, worin sie mit der hochdeutschen Sprache zusammentrifft, wie die Worte Zinn (tin), Zahn (tan u. dgl. dens), zwei (twe, two, duo) u. a. m. zeigen. Da dieses im Deutschen nicht wie im Polnischen überall geschieht, so deutet dieß vielleicht auf den ursprünglichen Unterschied der Dental und Lingualbuchstaben im Sanskrit. Die polnische Sprache zieht auch die Silben sehr zusammen und häuft dadurch die Mitlauter, doch wird in der Aussprache durch die Zischlaute die Härte sehr gemildert. Daß diese Völker das harte (gestrichene) l haben, ist schon oben gesagt worden, aber das lispelnde th können sie nicht aussprechen, sie verwandeln es in griechischen Wörtern in ein f, so wird **Feodosia** aus **Theodosia**.

Eine Tochter der Sanskritsprache, aber in einem fernen Lande erzogen und unter Fremden gebildet, ist Ossians klagende Sprache, die galische oder gallische *) Sprache. Daß sie die Sprache des alten Galliens war, beweisen die Namen der Städte, Flüsse und Berge dieses Landes, welche noch ihre Ableitung in der hochländischen Sprache finden. Jetzt hat sie sich in das Hochgebirge von Schottland zurückgezogen, wo sie noch immer sorgfältig gepflegt wird, auch lebt sie noch, doch mit manchen Abweichungen, in Irland. Daß sie zu dem großen Sanskritstamme ge-

*) Die Hochländer schreiben gaelic mit einem ae, welches sonst in der Sprache wenig vorkommt. Man spricht aber keinesweges ä wie im Deutschen, sondern a.

:, beweis't zuerst die Uebereinstimmung der Per-
nwörter in der einfachen Zahl mi, tu, e oder i,
du, er oder sie, wenn sie auch in der vielfachen
l abweichen, sin, sibh (siv), iad, ferner die
nlichkeit der Zahlwörter, worauf zwar nicht viel
rechnen sein möchte, dann das Hülfswort Seyn
(bhith), offenbar mit dem englischen be und dem
nskrit bhu zusammenhängend, endlich die Bestim-
ig der Wörter durch milde Biegung, ohne die
rse Biegung der semitischen oder gar der tatari-
n Sprachen anzuwenden, wozu man noch den Ge-
uch des Hülfsworts Seyn in der Conjugation
len kann, wie die germanischen und noch ähnlicher
slawischen Sprachen ihn haben. Die Sprache
ört zu den harten Sprachen, sie liebt die Hauch-
te, die Doppellaute, und wenn sie vormals gespro-
ı wurde, wie man sie noch schreibt, welches man
ıl annehmen darf, so häufte sie die Mitlauter gar
:. Aber die Aussprache hat sie gar sehr gemil-
t, indem sie die Mitlauter oft ruhen läßt, manche
ppellaute in einfache verwandelt und den Mitlau-
mit dem Hauchlaute h in einen sanftern Mit-
ter zusammenfließen läßt. So mildert sie mh in
:n Laut, welcher dem v nahe kommt, und man
:cht Malmhina ungefähr wie Malvina. Macpher-
hat mit Recht in seiner Uebersetzung der Ossian-
n Gedichte die hochländischen Wörter nach der
lischen Ansprache geschrieben, so weit die letztere
zuließ. Die Biegungen des Hauptworts sind in
er Sprache in geringer Anzahl, wodurch sie sich

den germanischen Sprachen anreihet, auch ist der Umlaut nicht selten statt der Biegungssilbe, ja sie verändert die Aussprache der Mitlauter, indem sie den Hauchlaut h beifügt, um die Biegung zu bezeichnen. Sie hat einen unbestimmten Artikel wie die Engländer in a oder an. Merkwürdig ist es, daß in dem dritten Falle (Dativ) der Vielzahl das sanskritische **abh** vorkommt, als **bardaibh** den Barden, von **bard** der Barde. Die Conjugation ist gar eigenthümlich. Sie hat viele Zeitbestimmungen, eine gegenwärtige, vergangene und zukünftige, auch die beiden letzten in der ungewissen Weise, sie hat eine leidende Form, ein Passivum, aber nur in der vergangenen und zukünftigen Zeit, sowohl in der bestimmten als unbestimmten Form, und nicht ganz unzweckmäßig, denn es kommt selten vor, daß jemand seinen gegenwärtigen Zustand ausdrückt und leicht läßt sich die Wortstellung umändern. Das Hülfswort Seyn wird gar oft gebraucht, man sagt, ich bin schreibend, ich war schreibend u. s. w. aber nicht, haben. Die Zeitbestimmungen geschehen durch Endsilben, wie in allen Schwestersprachen, aber diese Sprache ändert das Wort nicht für die Personen, sondern setzt beständig das Personenwort, ich, du, er u. s. w. hinzu, und zwar nach dem Zeitworte. Es ist allerdings sonderbar in den germanischen Sprachen, daß sie das Personenwort immer hinzufügen, da sie doch Biegungen haben, um sie fehlen zu lassen, wie schreibe, schreibest, schreibet; vielleicht war aber zu wenig Unterschied in den Endungen, denn es folgt gleich in der

vielfachen Zahl, schreiben, schreibet, schreiben, und so scheint es, als ob mit dem Abschleifen der Biegungen die Nothwendigkeit sich immer mehr zeigte, die Personenwörter zu gebrauchen. Allerdings verlor die galische Sprache durch diese Umständlichkeit einigermaßen wieder, was sie durch die bessere Zeitbestimmung gewonnen hatte. Doch dieses Wenige mag hinreichen, um unsere bessern Sprachforscher auf die vergessene Schwestersprache aufmerksam zu machen *).

Auch die Kimrische Sprache, noch in Wales gesprochen, gehört, wie die Sprache in der Nieder-Bretagne, dem Sanskritstamme an. Diese beiden Sprachen sind aber als Zweige, sowohl von einander als von der galischen Sprache verschieden. Die baskische Sprache weicht, wie das oben Gesagte schon zeigt, gar sehr von allen übrigen Sprachen ab, und die finnische Sprache muß, wie die lappländische zu den tatarischen Sprachen von unbekanntem Stamme gezählt werden.

*) Als ich dieses schrieb, wußte ich noch nicht, daß unser vortrefflicher Sprachforscher Bopp sich mit diesen Sprachen, besonders der Irischen, beschäftigt.

Zweiter Abschnitt.

Die Kunst.

Durch die Sprache haben wir eine ganze
nere Welt kennen gelernt. Das Wort allein fü
eine ganze Bestimmung mit sich, oft begleitet
Furcht und Hoffnung, von Erinnerung und Se
sucht, von Schmerz und Freude, aber auch, w
alle diese Empfindungen es nicht begleiten, kon
doch das mehr oder weniger angenehme Gefühl
Auffassens hinzu, um das Wort ausdrucksvoll
machen. Das Auffassen, Besinnen, ist noch n
Denken; der denkende Geist reißt sich von dem
genstande los, erhebt sich über ihn und versetzt
aus dem Aeußern in das Innere, in eine gei
Gegend, in die Gegend der Betrachtung. Auch
diesem Verfaren ist ein Gefühl, und zwar in eig
licher Bedeutung des Wortes, erhebendes Gefühl
bunden. So sehen wir hier schon in einem einzi
Worte eine reiche und tiefe Fülle des innern M
schen.

Aber jene innere Fülle des Lebens strebt n
außen, sie strebt nach Entwickelung, wie die Kno
schwillt um eine Blume zu entfalten, wie der K
sich ausdehnt, um einen Stamm zu treiben.
will, daß alle Menschen sie fassen, sie ergreifen;
wünscht, daß ein andrer sie verstehe. Die Dars

ung des innern Lebens durch das äußere, damit je-
es ergriffen und gefaßt werde, nennen wir Kunst,
e Darstellung des äußern Lebens durch das innere,
mit es verstanden, damit es begriffen werde, heißt
Wissenschaft.

Die Sprache ist allerdings das erste und zugleich
s ursprüngliche Mittel der äußern Darstellung, und
se, sofern sie sich auf die Kunst beschränkt, ohne
r Wissenschaft überzugehen, heißt Dichtung. Aber
ist nicht das einzige Mittel; es giebt eine Dar-
llung, die mehr nach außen geht, nämlich Bild und
eberde, und eine andre, die mehr im Innern wohnt,
mlich Ton und Gesang. Auf diese Weise zeigt
die bildende Kunst als bleibend und bestän-
; der Tanz als leicht und schwindend, die Mi-
ik als vorübergehende Verknüpfung der Dichtkunst
t der bildenden Kunst überhaupt, und endlich die
onkunst, die zu tief im Innern verborgen, sich
s Tanzes als Abmessung und der Worte als Ge-
ng bedienen muß, um einigermaßen nach Außen zu
cheinen.

Zur Ausübung einer jeden Kunst gehört Begei-
rung; Anakreon bedurfte ihrer sowohl als Homer,
trauß, wenn er einen Walzer componirt, nicht we-
ger als Beethoven, und Pajazzo muß von seiner
olle ergriffen sein, wie der Schauspieler, der Wal-
stein vorstellt, wenn er es gut machen will. Was
aber Begeisterung? Eine der wunderbarsten Er-
einungen im Menschen, und vielleicht geeignet, über
ser eigenes wunderbares Leben einige Auskunft zu

geben. Drei, ja man kann noch weiter gehen und sagen, fünf Erfordernisse gehören zum Künstler. Zuerst Auffassen und Erfarung. Es war eine reiche üppige Welt von Göttern und Helden, als Homer auftrat und viele Erzälungen hatte er gehört und Vieles ohne Zweifel gesehen und erlebt, mit Gefühl gesehen, gehört und erlebt. Mit Gefühl, noch nicht mit Bewußtsein, denn dazu gehört, daß man sich vorsetzt, das Gehörte und Erlebte zu behalten, was zur Ausübung nicht nöthig, oft schädlich ist. Einer unserer größten Dichter, Goethe, hat mehr gelebt als Klopstock und man merkt es bald an den Werken beider Dichter. Rafael, sagt man, kannte die Liebe, aber gewiß ging bei ihm Venus Urania der Göttin aus dem Schaume des Meeres voran. Nur ein reiches, viel bewegtes Leben, macht den großen Dichter und Künstler. Dann entsteht im Innern die wunderbare Bildung des Erlebten, die sich gar wohl und in aller Rücksicht mit der Bildung und Entwikkelung des Körperlichen vergleichen läßt, wo die beständige Aufname der Narung eine immer größere Ausbildung zur Folge hat. Diese Vergleichung zeigt, was eine genauere Untersuchung der Natur in ihren ersten bildenden Kräften, der anziehenden und der ausdehnenden gelehrt hat, daß keinesweges das Körperliche dem Geistigen so hart und schroff gegenüber steht, als der gewöhnliche Glaube will; eine Lehre, die uns in die tiefsten Geheimnisse des Lebens führt und die alte Feindschaft zwischen Seele und Körper versöhnt. Die physische Kraft ruht, wenn dem fal-

lenden Körper Raum fehlt um sich zu bewegen, und die lebende Kraft ruht, wenn ihr die Organe fehlen, durch die das Leben besteht. Doch mit dieser innern Bildung des Erlebten, die allerdings aller Darstellung vorangehen muß, ist noch nicht Alles gethan, es ist nur die Anlage zur Kunst vorhanden, sie ist noch im Innern geblieben und hat sich noch nicht im Aeußern darstellen können, weil ihr das Organ dazu fehlte. Dieses Organ ist die Sprache, der Meißel, der Pinsel, das Saiteninstrument oder die Flöte. Der Dichter muß die Sprache, worin er dichten will, nicht allein kennen, er muß sie gründlich gelernt haben, er muß sie nach dieser Erlernung auch oft ausgeübt haben. Alle großen Dichter haben gewiß eine Menge unvollkommener Versuche gemacht, ehe sie das erreichten, was sie wurden. Der Maler muß den Pinsel füren lernen und die Farben mischen, ehe er malen kann, ja er muß erst schmieren, ehe er malt. Ehe Phidias den Marmor belebte, wurden Steine von kaum menschlicher Form an die Grenze gesetzt, und Mozart mußte lernen und üben, ehe er seine Meisterstücke hervorbrachte. Nach allen diesen Vorbereitungen erscheint das Kunstwerk in einem geregelten Taumel, in einem verständigen Rausche mit wilder Unruhe im Innern und sanfter Ruhe im Aeußern. Was die Natur im Verborgenen thut, oder was wir in ihrem Dienste vermögen, wenn das junge Geschöpf im Schooße der Mutter entsteht, nach dem Bilde der Aeltern und doch mit eigenthümlicher Gestalt, mit ihren Tugenden und Fehlern, aber doch

nicht ohne eigene Fehler und Tugenden, das geschieht hier in dem Kunstwerke, das auch sich von dem Künstler losreißt, nach dem vorschwebenden Entwurfe sich bildet, aber doch beim Fortbilden seinen Urheber zu eigenthümlichen Schönheiten oder auch zu eigenthümlichen Fehlern hinreißt. Das ist die Begeisterung des Künstlers.

Aber was erweckt, was erregt den Künstler, indem er ein Kunstwerk entwirft und vollbringt, was entzündet jenen, oft unwiderstehlichen Bildungstrieb in seinem Innern? Die unbewußte Anbetung einer unbekannten Gottheit, der Göttin der Schönheit. Wer vermag zu sagen, was die Schönheit ist! Daß es niemand wage, sie nach ihren Prädicaten zu definiren! Wir gebrauchen gern diese fremden Wörter, um dadurch die Anmaßung der Schule anzudeuten. Dieses unbekannte Wesen trat zuerst aus seinem Schleier einigermaßen hervor in der Platonischen Idee, der oft verkannten, misgedeuteten, verworfenen Idee. Dann sprach Winkelmann ihr Wesen zuerst würdig aus, indem er kurz sagte, die Schönheit ist das Göttliche. Aber wenige haben den Gedanken in seiner ganzen Würde aufgefaßt, die meisten haben geglaubt, es sei Winkelmann nur darum zu thun gewesen, seine Unwissenheit in dieser Rücksicht zu verbergen. Seine Unwissenheit war mehr als ihre Weisheit. Der Göttin der Schönheit wollen und sollen alle Künstler in stiller Anbetung huldigen und opfern.

1.

Dichtkunst.

Das erste Wort des Menschen, die erste Sprache desselben war Darstellung seines ganzen Innern zum Fassen, zum Ergreifen, war also Dichtung. Aber diese ursprüngliche Sprache wurde bald dieses dichterischen Lebens beraubt und sank zur gewöhnlichen Sprache des alltäglichen Lebens herab. Die öftere Wiederholung stumpfte die Empfindung und es kam dem Sprechenden bald nur darauf an, den Gegenstand verständlich zu machen, wovon die Rede war, wobei denn nach und nach das Gefühl sich minderte und endlich ganz und gar verschwand. Vorzüglich verlor das Wort sein dichterisches Leben dadurch, daß es seine ursprüngliche Bedeutung ganz verlor und nur als Bezeichnung des Verhältnisses gebraucht wurde. Wir haben im ersten Abschnitte gesehen, daß auf diese Weise die Verbindungswörter in den Sprachen entstanden. Je mehr also eine Sprache sich solcher Verbindungswörter bedienen muß, desto mehr hat sie von ihrer frühern, ursprünglichen Würde verloren, und wir haben gesehen, daß die neuern Sprachen den alten hierin weit nachstehen, indem sie durch Verbindungswörter ausdrücken, was die Alten durch Biegungen bezeichneten. Die Biegung läßt das Wort in seiner ursprünglichen Haltung, in der Fülle seiner Bedeutung, die Verwandlung in ein Verbindungswort tödtet es und macht es zu einem bloßen verknüpfenden Laute. Allerdings wird die Sprache da-

vollbracht eine edele That. Wenn aber der Dichter sagt, er hat vollbracht die edelste der Thaten, so liegt ein großer Nachdruck in dieser Rückkehr zur gewöhnlichen Wortstellung.

Die Sprachen verhalten sich sehr verschieden in Rücksicht auf die Veränderungen in der Wortfolge. Die alten Sprachen, mit ihren großen Reichthum an Biegungen, erlaubten gar viele Veränderungen, ohne unverständlich zu werden, wodurch diese Sprachen einen ergreifenden, dichterischen Ausdruck erhielten. Vorzüglich zeichnet sich die lateinische Sprache hierin aus und übertrifft sogar die griechische in dieser Rücksicht. Man vergleiche eine Ode von Horaz mit einem Pindarischen Siegsgesange und man wird hier die Wortfolge viel natürlicher finden als dort. Besonders fällt es da auf, wo Horaz deutlich Pindars Nachahmer ist, wie in der Ode:

Quem virum aut heroa lyra vel acri
Tibia sumis celebrare Clio?
Quem Deum? cujus recinet jocosa
Nomen imago.

und dagegen:

Ἀναξιφόρμιγγες ὕμνοι
Τίνα θεὸν, τίν᾽ ἥρωα, τίνα δ᾽ ἄνδρα κελαδήσομεν;

Aber nicht bloß der Anfang zeigt dieses, sondern man mag beide Gedichte bis zum Ende mit einander vergleichen, und man wird das griechische Gedicht in seiner Wortfolge viel natürlicher finden. Daß die lateinische Sprache sehr gewaltsam scheinende

Umkehrungen erlaubte, möchte ich dem sechsten Falle (Ablativ) zuschreiben, der den Griechen fehlte und der auch in der erwähnten Stelle doppelt sich zeigt.

Die neuern Sprachen, denen die Biegungen der lateinischen und griechischen Sprache fehlen, sind auch viel beschränkter in den Veränderungen der Wortfolge als jene beiden alten Sprachen; ein Umstand, der sie also von dieser Seite zum dichterischen Ausdruck weniger geschickt macht. Doch glänzt unstreitig die deutsche Sprache unter den neuern durch die Freiheit, die sie hat und die sie sich nehmen darf, die Stellung der Worte abzuändern. Ueberall vermag sie das regierte Wort dem regierenden vorzusetzen, den zweiten, dritten und auch den vierten Fall vor den ersten, ja sie wagt es zuweilen, die Personenwörter von dem Zeitworte zu trennen, und merkwürdig ist sie dadurch, daß sie das Particip von den Hülfswörtern weit zu entfernen und beider Stellung mannichfaltig zu verändern vermag. Das Letztere hat zwar zu einer sehr langweiligen Geschäftssprache die Veranlassung gegeben, aber es ist auch Quelle vieler schöner und abwechselnder Wendungen geworden. Welche Sprache kann sich Versetzungen erlauben, wie folgende!

Vorsäulen, goldumstralte, zum schönwölbigen Thor des Gemachs
Stellend gedenken das staunungswürdige Haus
Wir zu erbauen. Es ziemt des Werkes Antlitz
Aufzuthun fernleuchtend. Wenn jemand in Olympia Sieger
War, bei dem schicksalkündenden Heerde des Zeus Prophet

Und einst mitbaute zur Hoheit Syrakossä, wenn der Sänger
entginge
Denn wol der Mann, wo er trifft auf süßen Ruhms Loblieder bei neidlosen Bürgern?

Pindars Olympische Gesänge. Sechster
Uebersetzung v. F. Thiersch.

Wenn in dieser Stelle Dunkelheit sein sollte, so liegt sie nicht sowohl in der Stellung der Wörter als vielmehr im ungewöhnlichen Gebrauche mancher Wörter. Uebrigens achte ich diese Uebersetzung als ein merkwürdiges Kunstwerk unserer Sprache.

Dagegen ist die französische Sprache sehr arm an solchen Versetzungen und ihre dichterische Sprache wird daher dem Ausländer gar oft ermüdend. Sie setzen den zweiten Fall vor den ersten, den Genitiv vor den Nomativ, sie verändern die Stelle des Beiworts (Adjectivs), was wir allerdings im Deutschen nicht dürfen — das ist beinahe Alles, was sie vermögen. Beide Dichterwendungen zeigt der Anfang vom **L'homme des champs**, eines ihrer klassischen Dichter Delile.

Boileau jadis a pu d'une imposante voix
Dicter de l'art des vers les rigoureuses lois
Le chantre de Mantoue a pu des champs dociles
Hâter les dons tardifs par des leçons utiles.

Wohl band Boileau durch seine strengen Gesetze der Sprache die Flügel.

Manche ältere Aesthetiker haben diese Stellung der Wörter nach Gründen betrachtet und das Zweckmäßige derselben, so wie das Unzweckmäßige aus ein-

ınder zu setzen gesucht. Alle solche Kritiker gestehen ein oder müssen eingestehen, daß den Dichtern solche Gründe nicht vor der Seele standen, als sie das Gedicht machten. Für wen ist also die Auseinandersetzung solcher Gründe? Gewiß nicht für den angehenden Dichter, denn er wird ängstliche, gezwungene Werke liefern, wenn er beim Arbeiten an solche Regeln denkt. Jene Kritiken sind also nichts als Betrachtungen über die Zweckmäßigkeit oder auch Unzweckmäßigkeit der menschlichen Natur im Dichten, also gewissermaßen eine Physiko-Theologie und nicht weniger Irthümern ausgesetzt, als jene jetzt verrufene Wissenschaft. Auch ist die Aesthetik zwar nicht so sehr verrufen als die Physiko-Theologie, aber doch eben so wenig geachtet und geliebt als diese. Warum aber nicht? Der Grund ist hier leicht zu finden. Der Mensch trägt in seinem Innern eine Welt von Gefühlen, Bewegungen und Bestrebungen, die sich durch Darstellung in der äußern Welt und zwar als Dichtkunst vermittelst der Rede entwickeln und ausbilden. Der Same muß gebildet sein, er muß befruchtet sein, um eine Blume zu entwickeln; man kann ihm wohl einen fruchtbaren Boden geben, man kann ihn bewässern, aber man kann die Blume nicht machen.

Was wir bis jetzt gesagt, waren allgemeine Mittel zur dichterischen Bildung, wir kommen nun zu den besondern.

Die Rede besteht aus Sätzen, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, die dann, unter sich verbunden

einen Hauptsatz, eine Periode bilden. Der Ausdruck, Satz, gehört eigentlich der philosophischen Untersuchung an und bezeichnet nur die Uebersetzung des Aeußern in das Innere, das Losreißen des Geistes von dem Gegenstande zur reinen Betrachtung. In der dichterischen Darstellung soll aber der Geist sich nicht von dem Gegenstande losreißen, sondern darin versunken bleiben, das Innere soll ganz in das Aeußere übergehen und die Betrachtung soll das Innere dem Aeußern nur anknüpfen, ohne sich davon zu entfernen. Auf diese Weise entsteht der dichterische Satz, verschieden vom philosophischen. Da jener nun ganz im Aeußern liegt, so verlangt er auch bald die Bedingung aller Schönheit, das Maaß, nämlich ein Verhältniß der Sätze zu einander in Länge oder Kürze. Zuerst bestimmt nur das Gefühl diese Länge oder Kürze, verbunden mit der Nothwendigkeit, die in den Worten liegt, welche zum Ausdruck gewählt wurden; dann, wenn die Dichtkunst eine höhere Stuffe erreicht hat, wird dieses Maaß genauer und künstlicher bestimmt.

Ein solches freies, willkürliches, allein durch Gefühl und jene Nothwendigkeit bestimmtes Maaß finden wir in den biblischen Gesängen. Wenn man auch ihr Alter nicht bestimmen kann, so sind sie doch sehr alt und eben jene zwanglose Willkür in den Sätzen zeigt ihr hohes Alter. Zugleich bemerkt man eine merkwürdige Kunst in jenen Gesängen, daß nämlich die Gedanken nahestehender Sätze in einem gewissen Verhältnisse zu einander stehen. Oft ist es

nur eine Wiederholung desselben Gedankens mit andern Worten, oder eine Wiederholung mit einem Zusatze, oder es ist derselbe Gedanke in derselben Wendung nur mit einem andern Gegenstande, oder es ist ein völliger Gegensatz, oder es ist überhaupt nur eine Aehnlichkeit in der Art des Ausdrucks. Beispiele giebt der 105. Psalm.

Und schlug alle Erstgeburt in Egypten; alle ihre ersten Erben.

Gedenket seiner Wunderwerke, die er gethan hat; seiner Wunder und seines Wortes.

Und schlug ihre Weinstöcke und Feigenbäume; und zerbrach die Bäume in ihren Grenzen.

Er breitete eine Wolke aus zur Decke, und ein Feuer des Nachts zu leuchten.

Er sandte einen Mann vor ihnen her; Joseph ward zum Knechte verkauft.

Man sieht, wie durch diese Wiederholungen, diese Uebereinstimmungen der Eindruck nicht allein verstärkt, sondern auch die Würde der ganzen Rede erhöhet wird. Es liegt eine erhabene Feier in solcher Rede.

Die Erklärer der Bibel haben diese Kunst in den biblischen Gesangen den Parallelismus genannt, ein treffender Ausdruck, dem wir kaum einen gleichbedeutenden deutschen an die Seite stellen können. Die Kürze ist dieser Art der Darstellung wesentlich, auch giebt es keine so kräftige, keine so eindringende Sprache, als die Sprache Davids und der Propheten; eine Sprache scharfer Biegung, worin das Haupt-

wort mit keinen angehängten Bestimmungen gewaltig erscheint. Auch haben wir in keiner Sprache Gesänge, wo das Erhabene so würdig, so ergreifend, so alles vor sich niederwerfend hervortritt, als in den Gesängen der Bibel. Ein Beispiel wird dieses erläutern. Es sei der Gesang, den Moses nach dem Durchgange der Kinder Israels durch das rothe Meer sang, 2. Buch Moses 15. Kap. Zuerst wollen wir Luthers Uebersetzung hersetzen:

Ich will dem Herrn singen,
Denn er hat eine herrliche That gethan,
Roß und Wagen hat er ins Meer gestürzet.
Der Herr ist meine Stärke und Lobgesang.
Er ist mein Heil.
Das ist mein Gott,
Ich will ihn preisen.
Er ist meines Vaters Gott,
Ich will ihn erheben.

Der Parallelismus ist in diesem ganzen Gesange deutlich genug, besonders in den letzten vier Zeilen; auch hat Luthers Uebersetzung, da sie sehr wörtlich ist, ihn wohl erhalten, nur heißt es in der Urschrift, und er war mir zum Heil, statt: Er ist mein Heil. In der Urschrift läuft der Ausdruck mit den Thaten Jehovah's besser parallel als in Luthers Uebersetzung, wo er vielmehr zu dem Folgenden gehört. Aber doch macht sich aus Luthers Uebersetzung — so gut sie auch an sich ist — niemand einen Begriff von der Kürze und der Kraft in der Urschrift, die alle kleinen Wörter wegläßt oder anhängt. Sie lautet folgendermaßen; abgetheilt wie Luthers Uebersetzung:

Aschirah la Jehovah
Chi gaoh gaah
Sus verochbo ramah bejom
Asi, vesimrah Jova
Vajchi li lischuah
Seh Eli
Veanvehu
Elohei abi
Vaarommenhu.

Es ist ganz unmöglich in unserer Sprache diese ürze zu erreichen, es ist in jeder neuern Sprache nmöglich. Ja es möchte den ältern Sanskritspraen schwer werden, dieses zu leisten, da sie das Wort ein nicht anhängen können, wie **Asi**, meine Stärke, li, mein Gott, **Abi**, mein Vater. Auch können doch alle Beziehungswörter nicht anhängen, wie er **be** mit **jom** verbunden, ins Meer.

Herder, sonst wahrlich Meister im Uebersetzen, it diesen Gesang ganz entstellt *). Er sagt:

Ich singe dem Herrn, denn groß ist Er,
Roß und Wagen stürzte er
Nieder ins Meer.
Meine Macht, mein Lobgesang ist Er,
Mir zu Hülfe kam der Herr.
Er mein Gott, ich sing ihm Lob,
Gott meiner Väter, ich preise ihn hoch.

Hier ist der Parallelismus kaum zu erkennen, r in der Urschrift scharf hervortritt. Der Aus-

*) Vom Geist der Ebräischen Poesie. Herders Werke, 3. Thl. 82 (Tübing. 1806).

druck, denn groß ist Er, erscheint matt gegen das Besondere: er hat eine herrliche That gethan. Der Zusatz Nieder, führt die Vorstellung von Mühe herbei, er warf, ramah, ist leicht, und ins Meer, bejom, eine Kleinigkeit. Was die letzten vier Zeilen betrifft, so wird gewiß ein jeder Luthers Uebersetzung vorziehen, und meines Vaters ist bedeutender, als meiner Väter. Diese kleinen Bemerkungen werden den Eindruck nicht stören, den Herders vortreffliches Werk auf jeden Leser gemacht hat und machen wird.

Der Parallelismus zeigt sich besonders in vielen Psalmen, und ergreift auch in den Uebersetzungen auf eine merkwürdige Weise. Der oben erwähnte 105. Psalm ist ein auffallendes Beispiel dieser Dichtung; er bewegt sich immerfort in parallelen Darstellungen, indem er die Geschichte des israelitischen Volkes erzählt. Im 36sten Vers wird völlig derselbe Gedanke mit andern Worten wiederholt. In der Urschrift tritt das Gegenüberstehen der Worte stark hervor, wovon die sonst vortreffliche Uebersetzung Luthers nur eine schwache Andeutung geben kann.

Außer der Bibel ist mir ein ähnlicher Parallelismus ganz unbekannt. Von dem Maaße der dichterischen Sätze findet man aber Beispiele, und zwar, wie es mir scheint, am deutlichsten in Ossians Gedichten. Macpherson und die übrigen Hochländer, welche die Gedichte der galischen Barden von den Eingeborenen gehört haben, versichern uns einstimmig, es sei überhaupt kein bestimmtes Silbenmaaß zu hören, nur in einzelnen lyrischen Stellen trete es her-

vor. Wohl aber ist ein Maaß der Sätze deutlich
u erkennen. Die Verse haben ungefähr dieselbe
Länge und endigen sich auch zuweilen mit Assonan-
en, doch nie mit Reimen, wie die hochländische Socie-
ät schon anführt. Desto mehr muß es auffallen, wenn
in Professor in Greifswalde, Ahlwardt *), der nie
n Schottland gewesen war und seine ganze Kennt-
iß der galischen Sprache von einem jungen Hoch-
länder hatte, den er nicht einmal nennt, dreist be-
hauptet, der Ossiansche Vers habe seine bestimmten
Gesetze, wie die Verse im Horaz und Pindar. Ohne
Zweifel hat er das Silbenmaaß überall hinein ge-
zwungen, denn gleich im ersten Beispiele **Thigeadh
n oiche le duin**, Komme die Nacht mit Gesang,
scandirt er —◡◡—◡◡—. Aber der Doppellaut
ea ist schon lang und wird durch das angehängte, aber
nicht ausgesprochene **dh** noch länger, und man spricht
higē. Seine Uebersetzung, wenn sie zuerst erschienen
wäre, hätte wahrlich nicht den Eindruck gemacht, den
Macphersons Uebersetzung machte, die in ihrer ein-
fachen Würde sich der Urschrift sehr näherte. Durch
Goethe's Uebersetzung der Gesänge zu Selma in
Werthers Leiden, der englischen Uebersetzung treu
nachgebildet, wurde Ossian in Deutschland bekannt,
und Jünglinge und Mädchen lernten Englisch, um
die Gesänge des alten Barden zu lesen. Es ist
wahr, man findet in Macpherson's Uebersetzung, ver-

---

*) Die Gedichte Oisians von Chr. Wilh. Ahlwardt. Leipz.
811. 3 Thle.

glichen mit der galischen Urschrift, zweckwidrige
kürzungen und Einschiebsel, woraus folgt, daß M
pherson nicht der Verfasser dieser Gedichte war,
man ihm vorgeworfen oder von ihm gerühmt h
aber dieß sind Flecken, die den Eindruck des Ga
nicht stören. Lächerlich ist es, wenn Ahlwardt
hauptet, Macpherson habe sein Original nicht
standen; ein Vorwurf, den ihm nicht einmal die h
ländische Societät gemacht hat. Von vielen Oss
schen Gedichten, unter andern auch von den Ge
gen zu Selma, hat man die Urschrift nicht ge
den. Es ist nicht wahrscheinlich, daß alle Gedi
welche Ossians Namen führen, von diesem a
Barden und Königssohne herrühren; man täuscht
gar leicht, wenn man meint, es herrsche in i
derselbe Geist, wie man es früher von den Hom
schen Gedichten meinte; auch haben wir viele h
ländische Gedichte, selbst der Angabe nach nicht
Ossian, welche man gewiß nicht von Ossians Ge
ten unterscheiden kann.

Die Dichtkunst blieb nicht beim Maaß der S
stehen, sie ging noch weiter und kam auch zum S
benmaaß. Die Verbindung der Silbenmaaße
ter einander zu einem gemessenen Satze nennt
den Rhythmus, ein Wort, welches zu behalten
möchte, da noch kein zweckmäßiges deutsches W
gefunden ist.

Der Rhythmus ist der Tanz der Worte
Tanz eine gefällige Bewegung. Ich nenne gef
was auf Wohlgefallen Anspruch macht, wenn es

noch kein Wohlgefallen erregt. Daß die Rede eine Bewegung der Worte ist, leidet keinen Zweifel und die dichterische Rede will eine gefällige Bewegung der Worte sein, folglich Tanz. Das Alterthum erkannte dieses schon längst dadurch an, daß es viele Kunstwörter für Arten des Silbenmaaßes von Wörtern hernahm, die zum Gehen und Laufen gehören, selbst Rhythmus wird von einer drehenden oder kreisenden Bewegung abgeleitet. Die Sache ist so klar, daß sie keiner philosophischen Theorien bedarf, die doch die Hauptsache, die Ursachen des Wohlgefallens, nicht erklären, welche noch niemand erklärt hat und erklären kann. Es ist übrigens sehr zu loben, daß man die Metrik und ihre Gesetze nach griechischen und lateinischen Mustern zn bestimmen suchte, allerdings weiter nichts als Bestimmung nach Mustern ohne weitere Gründe. Auch die sogenannten Gesetze in der Metrik sind von Mustern hergenommen, denn von welchen Gründen könnte man solche Gesetze ableiten, da man die Gründe des Wohlgefallens nicht kennt? Doch wohl nicht von frostigen Caussalitätsbestimmungen! Auch nicht von Einheit in der Mannichfaltigkeit, allerdings eine Bedingung eines jeden Kunstwerks, aber auch nicht mehr als Bedingung, die immer das Wesen voraussetzt.

Im Wechsel von Langsam und Geschwind kann nur das Gefällige des Tanzes bestehen, in Lang und Kurz das Gefällige des Silbenmaaßes. In der Musik kommt noch ein Wechsel heraus, der Wechsel von Hoch und Tief. Aber jener Wechsel von Lang

und Kurz muß ein geregelter sein, wenn er auf Gefallen Ansprüche machen soll. Dieses ist die Bedingung nicht des Gefallens allein, sondern auch des Begreifens, überhaupt aller Auffassung. Nur das Beständige wird aufgefaßt, das durchaus und in aller Beziehung Unbeständige kann nicht aufgefaßt werden. Also Wiederkehr desselben Wechsels oder eines ähnlichen Wechsels von Lang und Kurz. Statt des Wechsels mögen wir auch eine Verknüpfung von mehren Längen oder mehren Kürzen annehmen, da sie zwischen den Abwechselungen von Lang und Kurz auch einen gefälligen Wechsel machen können. Eine solche Verbindung von Längen oder Kürzen oder auch Längen und Kürzen zugleich, nannten die Römer einen Fuß. Wir wollen sie bald Fuß, bald Wechsel nennen, zumal da doch immer, wie im Takt der Musik, ein Aufschlag (Arsis) und ein Niederschlag (Thesis) darin vorkommt, auch wenn nur Längen oder Kürzen verbunden sind. Jeder Wechsel besteht aus mehren Zeittheilen, Kürzen oder Längen. Zuerst von den Wechseln zweier Zeittheile.

Der Spondeus, bestehend aus zwei Längen, ist der gewöhnliche langsame Gang des Menschen, und ein Vers aus bloßen Spondeen kann nur in Verbindung mit andern Versen von verschiedener Abmessung gefällig werden. Wohl aber ist der Spondeus sehr geschickt zum Aufhalten des gar zu raschen Ganges der Verse, um Ruhe und Würde wiederum herzustellen oder überhaupt zu begründen. Der Pyrrhichius, aus zwei Kürzen, ist ein anhaltendes Laufen,

n und für sich dem Menschen ein unnatürlicher Gang, nd auch beim Aussprechen eines nicht ganz kurzen Verses aus lauter Pyrrhichien, käme der Mensch au= er Athem. Der Trochäus (Lang und Kurz) ist der Gang der Freude, das Hüpfen auf einem Beine, wobei der erste Ansatz der stärkere ist; Trochäen ilden das erste natürliche Silbenmaaß aller Volks= esänge, von dem Liede an, welches die römischen Soldaten hinter dem Siegeswagen des triumphi= enden Cäsar sangen: **Ecce Caesar nunc trium-phal**, bis zum Bankelsängerliede: Höre, Gretel, höre ur zwei Worte u. s. w.

Der Jambus (Kurz und Lang) ist das Auf= pringen, oder vielmehr das Anspringen gegen einen ndern; der jambische Vers daher der Ausdruck des anfes, des Schimpfens, der Bitterkeit, der Satyre, aher hieß in der alten griechischen Sprache, Jamben achen (ἰαμβίζειν) jemanden schmähen, und lange Zeit ar der jambische Vers der eigentliche Vers jener rsten Satyre der Alten. Dann steht auch der Jam= us der natürlichen Sprache am nächsten und jede rage, jeder Befehl, oder auch nur jede Ermanung ird eine jambische Rede: Was willst du? was achst du? Geh hin, thu das, nicht jenes, und so urde bald der jambische Vers die gewöhnliche Sprache, n Trauerspiel sowohl als im Lustspiel und für das ste ist er es auch bis auf die neuesten Zeiten ge= lieben.

Wechsel von drei Zeittheilen: Der Dactylus ine Länge und zwei Kürzen) bezeichnet den Sprung

und eine Reihe von Dactylen bewegt sich wie der Lauf im Sprunge, wie der Galopp. Der eine Fuß setzt an, der Körper hebt sich auf ihn und dann folgt das Niedersetzen beider Füße schnell hinter einander. Um den zu raschen Lauf, da wo es sein mußte, aufzuhalten, wurden Spondeen statt der Dactylen gesetzt und so bildete sich der Hexameter, vielleicht das vollkommenste Silbenmaaß für die erzählende Dichtung, welches man je gefunden. Die Länge des Satzes oder des Verses von sechs Füßen, ist eine mittlere, nicht zu kurz und durch Absätze ermüdend, nicht zu lang und durch Ausdehnung ermüdend. Ein Spondeus schließt den Vers, oder ein Trochäus, der am Ende dem Spondeus gleich wird; doch geht in den meisten Fällen ein Dactylus vorher, um den Schluß stärker zu bezeichnen oder das Sätzemaaß auffallend zu machen. Die Mannichfaltigkeit dieser Versart ist groß, da der Dichter, wo er will oder wo das Gefühl es ihm angiebt, jenen Wechsel mit dem Spondeus eintreten läßt.

Der sogenannte heroische Hexameter ist, wie es scheint, die älteste griechische Versart. Die delphischen Orakelsprüche hatten dieses Versmaaß, alle, welche uns die Geschichtschreiber aus sehr alten Zeiten überliefert haben. Nach der Angabe der meisten, sagt Pausanias *), war Phaemonöe die erste Priesterin zu Delphi, welche den Hexameter sang. Aber, setzt er hinzu, Baeo, eine Sängerin aus der Gegend

*) Phocic. c. 5.

m Delphi, die eine Hymne auf Apollo sang, leitet e Erfindung des Hexameters von den Hyperboräern, mentlich von einem Olen her. Dieses ist auch hr wahrscheinlich. Was von Süden und übers Meer nach Griechenland kam, war ägyptisch und hoenicisch, der Sprache fremd, und mußte übersetzt erden; von Norden hingegen drang ein, was der Sanskritsprache angehört. Nun scheint allerdings der Hexameter eine sehr veränderte und verbesserte indiche Sloke. Diese, noch immer die Versart der groen indischen erzählenden Gedichte, welche mit den ltesten griechischen Gesängen viel Aehnliches haben, lieb auf dem Uebergange vom bloßen Maaße der Sätze zum Silbenmaaße. Sie besteht aus vier Abchnitten, zuerst aus einem Abschnitte von vier Silen ohne bestimmtes Maaß; dann kommt ein zweiter, benfalls aus vier Silben, einer langen vorn und zwei inten, oder auch zwei langen in der Mitte, (—⏑—— der ⏑——⏑, dem ersten Epitritus oder Antispast); er dritte hat wiederum vier Silben ohne bestimmtes Maaß, und der letzte, auch viersilbig, besteht aus wei Jamben oder einer kurzen Silbe vorn und drei inten (⏑—⏑⏑ dem zweiten Päon). Ungeachtet die Sloke nicht den vollen Rhythmus, die Mannichfaltgkeit und Lebendigkeit des Hexameters hat, so macht e doch einen graßen Eindruck, der vorzüglich von n Längen in der Mitte herrührt. Aber sie ist darum ußerst schwer im Deutschen nachzubilden. Das Mögche hat indessen Bopp in seiner Uebersetzung von rdschuna's Reise zu Indra's Himmel geleistet. Ich

legenheiten mehr singend gesprochen wurden als die neuern Sprachen. Singend, nämlich, ungefähr so, wie wir von einigen Völkern und Menschen sagen, daß sie singen, indem sie reden, was in unsern neuern Sprachen eintönig und daher unangenehm klingt, in jenen alten Sprachen hingegen wegen der größern Mannichfaltigkeit der Längen und Kürzen wahrscheinlich nicht unangenehm war. Ohne diese singende Aussprache würde man nicht die letzten Silben lang machen können, wenn sie an sich kurz mit einem Mitlauter enden und das folgende Wort mit einem Mitlauter anfängt. Daher ist auch diese Weise, die Endsilben lang zu machen oder die Position in keiner neuern Sprache angenommen worden.

Die deutsche Sprache hat sich geschickter bewiesen, die Silbenmaaße der Alten aufzunehmen als ihre germanischen Schwestern und als die romanischen Sprachen. Dieses rührt erstlich daher, weil die deutsche Sprache mehr milde Biegungen hat als alle jene Sprachen, z. B. in der vielfachen Zahl die liebenden, die trauernden, die einnehmenden u. s. w. oder in der vergangenen Zeit, gefallen, gewarnet, geliebet u. s. w.; ferner besitzt unsere Sprache viele abgeleitete Worte, wie herrliche, freundliche, glückliche u. dgl. m., noch dazu ausgezeichnete Dactylen; endlich und vorzüglich machte die Zusammensetzung vielsilbige Wörter, wie sie der Dichter verlangt. Dadurch bekommt er die blauäugige Athene, den weisheitsvollen, göttergleichen Odysseus, auch schwerwandelndes Rindvieh und unzälige andre, deren sich die Uebersetzer alter

Gedichte mit Glück bedient haben. Darum nahm auch die deutsche Sprache den Hexameter auf, sobald sie sich in ihrer Eigenthümlichkeit erkannte, und zwar, wie ich meine, zuerst in der Schweitz, im ersten Viertel des verflossenen Jahrhunderts, denn von einzelnen älteren Versuchen kann nicht die Rede sein. — Es strömte damals eine Syndflut von hexametrischen Gedichten über Deutschland, die jetzt vergessen sind und auch damals wenig gelesen wurden. Bodmer hat viele Hexameter geliefert, auch Wieland in seiner frühern Periode, die er plötzlich mit den komischen Erzälungen in einer leichtern Versart vertauschte. Dann kam Klopstock und nach ihm viele andre und Goethe, der in Hermann und Dorothea sich gemächlich im Hexameter gehen ließ, ohne die Strenge des alten Hexameters erreichen zu wollen. Mit Recht, denn mit aller Anstrengung erreichen wir ihn doch nicht, und eben diese Anstrengung macht im Gedicht einen unangenehmen Eindruck. Wir erreichen ihn nicht, weil unserer Sprache, wie schon angedeutet, die Musik der alten Sprache fehlt, weil wir altklugen Leute unsere Längen und Kürzen, unsere ganze Prosodie verständig nach der Bedeutung und nach der Abstammung eingerichtet haben. Ueberall fehlt es an langen Silben, weil unsere Sprache durchaus keine Position, wovon oben geredet wurde, hat und haben kann. Voß wird für den größten Meister im deutschen Hexameter geachtet und doch höre man Verse wie folgende, nicht mühsam gesucht, sondern aus dem Anfange seiner Uebersetzung der Odyssee genommen:

Sage mir, Muse vom Manne, dem vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, nachdem er die heilige Troja zerstöret,
Vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat,
Auch im Meere so viele herzkränkende Leiden erduldet.

Im zweiten Verse stört sogleich auf eine unangenehme Art, die lang gemachte Silbe, ge, in umgeirrt, im dritten die Trochäen, Vieler, Menschen, die Spondeen sein sollten. Doch Uebersetzungen alter Gedichte sind eigentlich nur Ueberschriften über den Inhalt der Urschrift, denn wie wollte unsere Sprache durch Umschreibung der Biegungen auch nur entfernt die Fülle des Inhalts erreichen können.

Dem Hexameter gesellten die Alten gar oft den Pentameter zu und ließen beide mit einander in elegischen Versen wechseln. Der Pentameter hat im Anfange zwei Daktylen, an deren Stelle man Spondeen setzen darf, dann kommt ein Nachschlag und nun folgen wiederum zwei Dactylen mit einem Nachschlage. Dieser doppelte Ruhepunkt giebt dem Verse seine Eigenthümlichkeit und ist auch der Grund, warum er niemals allein und ohne Hexameter kann gebraucht werden. Aber mit ihm ist er vorzüglich geeignet etwas Treffendes zu sagen; er wird ein Pfeil, der auf den Punkt trifft. Der erste Gebrauch dieser Versart war vermuthlich zu Sittensprüchen, Gnomen; auch sind die ältesten Gnomen, die wir besitzen, die Gnomen des Theognis, in dieser Versart geschrieben, denn die hexametrischen, welche man Pythagoras und Phokylides zuschreibt, gehören ohne Zweifel einem spätern Zeitalter an. Aus dem Sittenspruche

entstand das Epigramm, welches vorzüglich bei den Griechen eine Ausbildung und Mannichfaltigkeit erhalten hat, wie bei keinem andren Volke. Dann wurde diese Versart zu den Trauergesängen gebraucht und erhielt daher bei den Alten den Namen der elegischen Versart, den sie auch behalten hat, wenn auch der Gegenstand nichts weniger als Klage war. Allerdings besteht die Klage nur aus einzelnen Empfindungen, die gleich den Seufzern auf einander folgen und sehr treffend durch den Schluß des Pentameters bezeichnet werden. Die Römer haben, in Nachahmung der Griechen, den elegischen Vers in allgemeiner Bedeutung viel gebraucht, man darf nur Ovidius, Tibullus, Propertius nennen, auch haben sie dieselbe Kunst darauf verwandt wie die Griechen. Unter den Deutschen hat Klopstock zuerst, wie ich meine, diese Versart ausgebildet; sein Gedicht, die künftige Geliebte, ist schon von 1748 und man findet darin sehr gute Pentameter, wie

Heißest du Laura? Laura besang Petrarca in Liedern,
Zwar dem Bewunderer schön, aber dem Liebenden nicht.

Auch der Anfang ist nicht ganz zu verwerfen, ob es gleich in dieser elegischen Stimmung nicht wohl thut, weh in wehmüthig kurz zu hören.

Dir nur, liebendes Herz, auch meine vertraulichsten Thränen
Sing ich traurig allein, dieses wehmüthige Lied.

Uebrigens macht dieses ganze Gedicht keinen ungenehmen Eindruck durch die Qual um Empfin-

dung, die in Klopstocks Gedichten überhaupt den Leser oft genug quält. Unter den Neuern hat Goethe viele vortreffliche Gedichte in dieser Versart geliefert und, wie es zu gehen pflegt, vortreffliche Pentameter neben sehr schhlechten. So z. B.

Alles, was ich erfuhr, ich würzt es mit süßer Erinn'rung,
Würzt es mit Hoffnung, sie sind lieblichste Würzen der Welt.

worin auch der Gedanke lieblich ergreift.

Dagegen

Weiß hat Newton gemacht aus allen Farben. Gar Manche
Hat er euch weis gemacht, das ihr ein Säculum glaubt.

wo der Trochäus im ersten Abschnitte vor der Schlußsilbe einen widrigen Eindruck macht, der durch den verunglückten Gedanken nicht entfernt wird. Von Schiller haben wir ebenfalls Gedichte in dieser Versart, meistens Epigramme mehr voll Verdruß als Witz; auch sind gute und schlechte Pentameter bei ihm zu finden. Die Xenien machten einst Aufsehen durch ihren bittern Inhalt sowohl als die schlechten Verse.

Die Alten setzten oft Dactylen an die Stelle der Trochäen und Jamben in den jambischen und trochäischen Versarten. Gewöhnlich geschah dieses nach Willkür oder wie das Gefühl es forderte, das heißt, sofern sie einen Dactylus setzen wollten, denn die Stelle, wohin man ihn setzen konnte, war fast immer genau bestimmt. Indessen gab es auch trochäische und jambische Versarten, in denen nothwendig ein Dactylus an einer gewissen Stelle vorkommen mußte. Unter diesen Versarten will ich nur von einer zusam-

mengesetzten, merkwürdigen reden, der Sapphischen nämlich. Diese Versart besteht aus vier Versen, drei sind trochäisch von fünf Füßen, haben aber an der dritten Stelle einen Dactylus und an der zweiten einen Spondeus, der vierte Vers ist der dactylische Ausgang eines Hexameters. Allein ohne jenen Ausgang würde die Versart etwas Tändelndes haben; eine Tändelei, die noch größer wird, wenn der Dactylus in die zweite Stelle vorrückt, wie er oft von Catull gebraucht wird. Einige Würde bekommt dieser Vers schon dadurch, daß er in der zweiten Stelle einen Spondeus aufnimmt. Aber die Spannung durch drei nicht ganz kurze Verse bis zur hexametrischen Auflösung giebt der Versart einen so feierlichen Gang, daß sie zu den erhabensten Gesängen kann gebraucht werden. Wir haben aus dem hohen Alterthum zwei Gesänge der Sappho, von der die Versart den Namen hat; der eine drückt die Qual der Liebe und den Trost, den die Kyprische Göttin der Sängerinn giebt, lieblich aus, die andere schildert die Gewalt der Liebe mit großer Innigkeit. Die Verse dieser Sängerinn haben nicht immer den Einschnitt an der dritten Stelle, der in den Horazischen sich immer findet und der unstreitig die feierliche, aber ruhige Würde gar sehr vermehrt, wie das Säculargedicht dieses Dichters auffallend zeigt. Bei dieser Gelegenheit ist es nöthig, etwas von jenen Einschnitten oder von der Cäsur zu sagen.

Allerdings ist der Rhythmus ein Tanz der Worte, aber das Wort steht über dem Tanz und beherrscht

ihn. Kämen die Wörter ganz mit den Füßen überein oder endigte sich der Fuß immer mit dem Worte, so würde die Rede von der tanzartigen Bewegung fortgerissen werden und die Bedeutung ganz von dieser Bewegung abhängig sein. Endigt sich aber der Fuß in dem Worte oder gehören die Silben desselben Wortes zu verschiedenen Füßen, so zeigt sich die Herrschaft des Wortes über die Bewegung, und es kommt eine Würde und Haltung in die Rede, deren sie sonst ermangelt, ja der Vers erscheint nachlässig ohne jene Endigungen des Fußes im Worte, die man Einschnitte oder Cäsuren nennt. Sich gehen lassen, ist ein Ausdruck in der deutschen Sprache, der sehr gut und übereinstimmend mit dem, was hier gesagt wurde, den Zustand der Nachlässigkeit bezeichnet. Auch im Hexameter zeigt sich der Mangel an Einschnitt sogleich auf eine unangenehme Weise; die Alten legten ihn meistens in die dritte Stelle, also in die Mitte und allerdings zeigt er dort seine stärkste Wirkung. Im Pentameter kann er zuweilen, doch nicht immer fehlen; der Schluß wird schärfer bezeichnet, wo er fehlt.

Die Sapphische Versart hat ihre großen Schwierigkeiten im Deutschen, wegen des Spondeus in der zweiten und des Einschnitts in der dritten Stelle. Auch wüßte ich kein vorzügliches Beispiel davon anzuführen; unsere bessern Dichter haben keine Versuche darin gemacht. Klopstock hat die Versart auf eine eigenthümliche Weise verändert; er läßt nämlich den Dactylus in den drei ersten Versen von der er-

sten zur dritten Stelle fortrücken. Die Versart ist äußerst sanft und klagend und gehört unstreitig zu den besten Versarten, die Klopstock neu versucht hat. Die Ode hat die Ueberschrift: Die todte Clarissa.

Blume, du stehst verpflanzet, wo du blühest
Werth in bess'rer Beschattung aufzuwachsen
Werth schnell wegzublühen, der Blumen Edens
Bess're Gespielin.

Der Wechsel giebt dieser Versart eine Leichtigkeit in unserer Sprache, welche verschwinden würde, wenn der Dactylus immer in die dritte Stelle fiele, weil uns die Mannichfaltigkeit der lateinischen Sprache fehlt, einen Dactylus zu bilden.

Merkwürdig genug ist es, daß keine Versart von ältern und zuweilen auch noch von neuern deutschen Dichtern so gräßlich verstümmelt worden ist, als diese; sehr oft hat man sie auf eine widerwärtige Weise mit Reimen ausgeschmückt. Die Ursache ist leicht zu finden. Die Versart scheint leicht nachzuahmen, und ist sehr schwer.

Es kann hier nicht der Zweck sein von den verschiedenen Versarten der Alten zu reden; es sei mir nur erlaubt, noch einige Bemerkungen über diesen Gegenstand zu machen.

Der choriambische Vers, worin der Choriambus, ein viersilbiger Fuß von einer langen, zwei kurzen und einer langen vorkommt, hat einen springenden Gang wie der dactylische, nur ruht er sich nach jedem Sprunge aus durch die lange Endsilbe, oft um

einen neuen Sprung zu versuchen. Dadurch beko der Vers mehr Haltung und folglich mehr Wi als er ohne diesen Nachsatz haben würde; er s sich mehr zur lyrischen als zur erzählenden Dicht Die beständige Wiederholung eines gleich langen riambischen Verses ermüdet durch den unaufhörl Sprung, und niemand wird das Versmaaß de sten Ode des Horaz zweckmäßig finden. Aber e nehmer wird das Versmaaß, wenn eine Abwe lung, wenigstens in der Länge der Verse hineinko wodurch einige Ruhestellen sich bilden. So z. B der Horazischen Ode.

Felices ter et amplius,
Quos irrupta tenet copula nec malis
Divulsus querimoniis
Suprema citius solvet amor die.

Oder noch angenehmer in einer andern ho schen Ode

Dianam tenerae dicite virgines,
Jntonsum, pueri, dicite Cynthium
Latonamque supremo
Dilectam penitus Jovi.

Vortrefflich hat diese Versart Klopstock na ahmt in seiner Ode, der Züricher See.

Von des schimmernden Sees Traubengestade her,
Oder flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm in röthendem Strale
Auf dem Flügel der Abendluft,

Komm und lehre mein Lied jugendlich heiter sein
Süße Freude, wie du! gleich dem beseelteren

Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft der fühlenden Fanny gleich.

Zugleich eine belehrende Ode über diesen Dich-
r, der nur innere Empfindung angeben, nicht dar-
ellen konnte, und der sogleich das Aeußere verläßt,
:s schimmernden Sees Traubengestade, und die Freude
:staltlos in einem Stral versteckt, auf luftigen Flü-
:ln schwebend herbeiruft. So kommt er nach dem
hönen Anfange der Ode: Willkommen silberner
Rond, sogleich auf das Besondere, Subjektive zurück,
ıdem er sagt: Des Mondes Erwachen ist mir, schö-
er noch als die Sommernacht. Schon gut! antwor-
t der Leser.

Aber die höchste Würde und Erhabenheit be-
ımmt der chorambische Vers in dem alkäischen Vers-
aaße. In den beiden ersten Versen wird der Sprung
:s Choriambus vorbereitet durch den festen Baccheus,
nen Fuß von einer kurzen Silbe und zwei darauf
lgenden langen, dann folgt ein ruhiger jambischer
ers, und zum Schluß endigt der rasche Lauf zweier
)actylen mit dem erholenden Schlusse zweier Spon-
:en oder Trochäen das Ganze. Bekannt ist dieser
:achtvolle Vers durch die Horazischen Oden, z. B.

Caelo tonantem credidimus Jovem
Regnare: praesens Divus habebitur
Augustus adjectis Britannis
Imperio, gravibusque Persis.

Auch diese Versart ist von Klopstock sehr gut
chgeahmt, nur ist es im Deutschen nicht leicht, ei-

nen Spondeus in dem Baccheus der ersten beiden Verse zu bringen. Doch gelangen Klopstock alle Nachahmungen der alten Versmaaße weit besser, als Ramler, dessen gereimten Oden bei weitem die reimlosen übertreffen. Ein Beispiel von Klopstock möge hier stehen:

Aus allen goldnen Zeiten begleiten dich
Natur die Dichter! Dichter des Alterthums
Der spätern Nachwelt Dichter! Segnend
Sehn sie ihr heilig Geschlecht hervorgehn.

wo die zweite Silbe im Worte, Dichter, einmal lang wird, weil der Abschnitt darauf fällt, eine Freiheit, die sich unsere Sprache noch mehr gestatten kann, als die griechische. — Homer bedient sich ihrer jedoch — weil sie sich mehr von dem Tone der Wörter entfernt, um auf den Sinn zu sehen.

Ich erinnere mich nicht mehr, wo es gesagt wird, daß der Bischof Lowth versucht habe, eine Alkäische Ode im Englischen zu machen. Es war die Uebersetzung einer Ode von Denis auf Joseph II, aber es schien mir, als ob der Versuch misglückt sei, und das muß er wohl, da kein anderer Engländer es wieder versucht hat. Uebrigens ist nach dem Hexameter und Pentameter die alkäische Versart von deutschen Dichtern am häufigsten und oft mit Glück nachgeahmt worden, doch hat im Ganzen der Geschmack dafür im Deutschen abgenommen.

Die höchste Kunst des Silbenmaaßes herrscht unstreitig in den Pindarischen Oden. Bald eilt es mit geflügelten Worten dahin, bald geht es einen

ruhigen, sanften, bald einen festen, kräftigen Gang. Die Versart der Strophe wird in der Antistrophe wiederholt, dann tritt ein neues in der Epode dazu und vermehrt dadurch die Mannichfaltigkeit. Von allen Pindarischen Oden sind nicht zwei in demselben Versmaaße gedichtet. Eine solche Kunst der Sprache war nur in der bildsamsten aller Sprachen möglich, in der die Zusammensetzung lange Worte liefert, die Biegungen eine Abwechselung von Längen und Kürzen darbieten und die kleinen Wörter von leichter, man könnte sagen, luftiger Bedeutung überall die Lücken ausfüllen und glätten. Aber der Gedanke entspricht nicht immer den Worten; er ist oft nicht erhaben und bleibt sehr zurück, indem die Sprache ihren stolzen Gang verfolgt. Sie greift schon über in die Musik und die Ode wurde auch immer von Flöten begleitet. Man möchte daher die Pindarische Ode in dieser letzten Rücksicht mit unsern Opernarien vergleichen, wo der Gedanke in der Musik fast untergeht und die gewöhnlichen Sängerinnen noch obenein dafür sorgen, daß man nichts versteht. Thiersch hat, wie oben schon erwähnt, die Pindarischen Oden in das Deutsche übersetzt, indem er das ursprüngliche Silbenmaaß beibehalten. Das ist sehr zu loben; wir werden dadurch von manchem Zwange befreit, den man der Sprache aufdringen möchte. Es ist wahr, aber kein Tadel, daß man noch jetzt bei solchen Uebersetzungen das Original zu Hülfe nehmen muß, um den Sinn zu finden; denn das wird sich ändern, und man lies't sie schon viel leichter als vor

funfzig Jaren. Der Uebersetzer wollte uns zeigen, wie biegsam unsere Sprache sei; deutsch können Pindars Oden nie werden.

Als Dichtung stehen höher, meiner Meinung nach, die Chöre der griechischen Tragiker. Sie haben eine freiere Bewegung, weil sich die Versart nicht immer in Strophen und Antistrophen wiederholt. Ein erhabener Gedanke tritt oft mit aller Pracht der schönsten Sprache auf. Ich habe mich niemals überwinden können, eine metrische Uebersetzung in unserer Sprache zu lesen. Warum sollte ich mich zur alten Frau drängen, die ich als schönes, junges Mädchen kannte?

Die kunstvolle Sprache, welche wir in den Komödien von Aristophanes finden, war ein Spott, den der muthwillige Dichter auf die Tragiker, besonders Euripides, ergoß. Aber das kunstvolle, gesuchte Silbenmaaß in den Komödien von Plautus kann ich mir nur dadurch erklären, daß die Schauspieler der alten Zeit Masken hatten, in denen sie redeten, wo es denn wohl nöthig war, durch irgend eine Kunst das Mienenspiel zu ersetzen, und allerdings war die Kunst dann bleibender als in den Mienen unserer Schauspieler, deren flüchtiges Spiel nur zu schnell wieder schwindet und kaum die Unsterblichkeit des künftigen Tages erreicht.

Wir kommen zu dem letzten Mittel, der alltäglich gewordenen Sprache wiederum einen dichterischen Geist einzuhauchen, dem Reim. Dem nüchternen Verstande erscheint er ein leeres Wortgeklingel; als

ob der Rhythmus, eben so betrachtet, mehr wäre, als ein Spiel mit Lang und Kurz. Die Sprache nimmt im Rhythmus den Gang der Rede, den Tanz, zu Hülfe, um ausdrucksvoll zu werden, durch den Reim ruft sie den Ton, die Musik, herbei, um die Tiefe des Ausdrucks wieder zu erreichen. Wie der Sinn des Gesichts der Sinn der äußern Empfindung ist und durch Gestalt und Bild Gefühle erregt, so ist das Gehör der Sinn der innern Empfindung, und der Ton bringt jene unbildsamen und darum unbegreiflichen Regungen hervor, die das Innerste des Geistes bewegen, ohne daß wir wissen oder vermuthen können, woher jene sonderbare und gewissermaßen wunderliche Regung entstehe, die uns oft bis in das Innerste zu erschüttern vermag. Es erregt der Ton im Worte schon an und für sich Empfindungen, die dasselbe mehr oder weniger zur Dichtung geschickt machen. Die Wiederholung im Reime muß nun auch diese Empfindungen stärker und eindringlicher machen. Doch nur die Wiederholung des Tons, nicht des ganzen Wortes, dieses wäre eben so, als wenn man denselben Ton in der Musik wiederholen wollte. Der Ton bringt nur die Grundempfindung hervor, auf der die Bedeutung wechselt; er ist der Baß in der Musik, der die andern Stimmen begleitet und ihnen zum Grunde liegt. So sehen wir in dem Reim eine tiefe und verborgene, aber reiche Quelle des Gefallens, welche die Völker wundersam anzog, und, wo sie einmal überströmt, alle Dichtung ergreift.

Der Reim ist bei den Sinesen vermuthlich ent-

standen. Die Sprache, ganz untüchtig zum Rhythmus, aber selbst schon halb Gesang, fand nur in dem Reim das Mittel, sich aus dem Kreise der niedern Welt zur Dichtkunst zu erheben. Ob sie von dort unmittelbar oder mittelbar zu den Arabern kam, möchte schwer zu sagen sein. Das östliche Asien hatte manche Künste, welche den Griechen und Römern der Vorzeit unbekannt waren, die Destillation und Sublimation und ihre Produkte, Branntwein und Kampher gingen von dort aus, kamen auf einem oder dem andern Wege zu den Arabern und von dort endlich zu den europäischen Völkern. Es ist allerdings ein sonderbares Doppelgeschenk, welches uns der Osten gab, Reim und Branntwein. Doch dürfen wir die Seide nicht vergessen, deren zarter Glanz zwischen beide in die Mitte tritt.

Die Araber verbanden den Reim noch nicht mit dem Rhythmus, sondern nur mit Versen, welche bloße Absätze darstellen. In der gleichen oder ungleichen Länge ihrer Absätze gehen ihre Verse mehr oder weniger zum rhythmischen Verse der Alten über. Von der letztern Art, welche sich fast nur durch den Reim von unserer Prosa unterscheidet, haben wir in unserer Sprache ein Meisterstück der Uebersetzungskunst oder vielmehr der Nachbildungskunst erhalten, die Makamen des Hariri in freier Nachbildung von Fr. Rückert (Stuttg. u. Tübing. 2. Aufl. 1837. 2. Thl.). Hier ist dieses Buch nur anzufüren wegen der Fülle von Reimen, die man in unserer Sprache nicht vermuthete und deren Reichthum sehr überrascht. Auch

von dem eigentlichen arabischen Liede wird man in diesem merkwürdigen Buche Uebersetzungen finden.

Bei dem weitern Fortschreiten des Reimes nach Europa vermälte er sich mit dem Rhythmus, aber mit den leichtern, einfachern Versarten, welche ihm untergeordnet erscheinen. Mit den höhern Versarten verbunden macht er einen widrigen Eindruck; eine Zerrissenheit der Empfindung, die nicht leicht ertragen wird. Eine alkäische Ode in Reimen würde abscheulich sein. Die ältere deutsche Dichtkunst machte verstümmelte Sapphische Verse in Reimen, wovon die beiden ersten Verse erträglich waren, der dritte aber gereimt mit dem letzten, dem hexametrischen Ausgange, unangenehm auffiel. Zuerst ging der Reim zu der lateinischen Sprache über. Man hat dieses als einen Beweis angesehen, daß der Reim nicht von den Arabern kam. Aber die Araber hatten schon im fünften Jahrhunderte n. Chr. Wettkämpfe in der Dichtkunst lange vor Mohammed, und seit der Entstehung des Byzantischen Kaiserthums war der Verkehr der westlichen Völker mit den östlichen sehr groß. Kamen die Dichter jener Zeit von selbst auf den Reim, so entsteht die Schwierigkeit, warum dieses nicht früher geschah, denn die lateinische Sprache erträgt den Reim sehr wohl, so bald die Versart eine von den leichtern, eine trochäische oder jambische ist. Wir haben viele gereimte lateinische Gedichte, auch aus den Zeiten, wo die lateinische Sprache längst aufgehört hatte, eine lebende zu sein. In dem medicinischen Werke, die **Schola Salernitana**, sind viele gereimte latei-

nische Verse, auch solche, in denen Mitte und Ende sich reimen, z. B.

Fons, Speculum, Gramen, haec dant oculis relevamen
Mane igitur montes, sub serum inquirito fontes.

Die ältere germanische Dichtkunst hat diese Reimverbindung auch z. B. im Krist von Otfried.

This sint buah frono, sio zeigont filu scono
Uns zellent se ana baga, thie kristes altmaga.

Doch diese Art zu reimen wurde bald verworfen; die Häufung und Näherung der Reime wird leicht ermüdend, besonders wenn sie mit gleich großen Sätzen verbunden wird, und noch mehr, wenn diese ein geregeltes Silbenmaaß haben. Man fühlte bald, daß der Wechsel der Reime seinen Reiz habe und nun wurde schon sehr früh in Italien und der nah gelegenen Provence die Kunst der Reime auf eine sehr mannichfaltige Weise ausgebildet und über den ganzen Westen von Europa verbreitet. Die Deutschen folgten bald nach; Wolfram von Eschenbach hat eine große Mannichfaltigkeit von geschickt gestellten Reimen, aber sie schritten nicht in gleichem Maaße fort, vermuthlich weil schon die Hohenstaufen sich mehr dem Auslande zuwandten. Unserm großen Kaiser Friedrich, dem Hohenstaufen, schreibt man ein Gedicht zu, aber in der provençalischen Sprache, worin er alle Schönheiten der damals ihm bekannten Völker rühmt und auswählt, aber keine deutsche. Merkwürdig ist es auch, daß wir noch ein kleines Gedicht von Dante haben, worin lateinische,

italienische und provençalische Verse mit einander wechseln und die Verse gleicher Sprachen sich reimen. Doch vor allem bildet das Sonnett mit seinen geschickt verflochtenen Reimen ein vollendetes Ganze von großer Kunst. Zwei gleichreimende Verse oder Zeilen in den ersten beiden vierzeiligen Stanzen halten das Gefühl in einer Stimmung, die sich sanft auflöset in den beiden letzten dreizeiligen Stanzen, wo sich immer nur zwei Zeilen reimen. Das Sonnett darf nur einen herrschenden Gedanken enthalten, nur ein Gefühl äußern, welches in den ersten Stanzen gesteigert, zuletzt still sinnend schweigt. Es ist das Gedicht der Andacht und so auch jener Liebe, die nur das Gefühl der Andacht erweckt. Es ist nicht zweckmäßig für fröhliche Empfindungen; doch kann es als komische Parodie von Wirkung sein. Da es aus lauter fünffüßigen Versen in Jamben besteht mit einem Nachschlage, also nur weibliche Reime hat, so läßt es sich nur mit großen Schwierigkeiten in andern Sprachen ausführen, die verwandten, spanische und portugiesische, ausgenommen. Im Deutschen machen die schwachen Endungen der weiblichen Reime, so wie der Mangel an Reimen überhaupt, daß es selten gelingt. Man muß die Reime mühsam herbei suchen, und das führt den Dichter in abgelegene Gegenden, wo er blind herum stolpert.

Die achtzeiligen, dreimal gereimten Stanzen sind in Italien das eigenthümliche Versmaaß für das Heldengedicht geworden, und von den Italienern zu den Spaniern und Portugiesen übergegangen. Es ist ein

gleichförmiges Wogen der Worte, die sich bald in sanften Wellen ergießen, bald in großen Fluten erheben, aber nie an Felsen stoßen und zerschellen. Das Letzte kann der Hexameter in seiner größern Freiheit, und darum behält er eine größere Mannichfaltigkeit und Stärke. Außer der deutschen Sprache und den oben genannten, hat es keine Sprache versucht, dieses Versmaaß nachzuahmen, aber auch im Deutschen ist es schwer, so viel weibliche Reime hinter einander folgen zu lassen, ohne in eine zu große und zu schwache Einförmigkeit zu gerathen. Gewöhnlich läßt man die ersten sechs dreifachen Reime mit männlichen Reimen abwechseln, und so ist es auch in dem Gedicht, welches Goethe seinen Werken vorsetzte, ein Muster von Wohlklang und Reinheit der Reime, dessen unsere Sprache fähig ist. Vorzüglich

Ja, rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang hab' ich dich gefühlt;
Du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir, wie mit himmlischen Gefieder,
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt.
Du schenktest mir der Erde beste Gaben
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben.

Dich nenn ich nicht. Zwar hör ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder nennt dich sein;
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach da ich irrte, hat ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein,
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Früher, meine ich, hieß es, bin ich ganz allein,
nd abgesehen von dem Stolze, den der Dichter spä-
r nicht so weit treiben wollte, hatte es den großen
orzug, daß es mehr mit den beiden letzten Zeilen
ereinstimmte und daß es nicht ein Wort wieder-
holte, welches zwei Zeilen vorher schon da gewesen
ır und überhaupt ein sehr prosaisches Wort ist.
chts darf im Gedicht fast sein.

Die **ottave rime** mit zweimal gereimten Zei-
ı sind in allen Sprachen auf die mannichfaltigste
eise abgeändert und immer zu größern Gedichten
braucht worden, auch hat man sie zu sechszeiligen
tanzen abgekürzt und gar in vierzeilige von einan
: getrennt, wo sie dann in größern Gedichten er-
iden, weil man zu kurze Schritte machen muß.
s scheint mir nicht zu billigen, wenn Lord Byron
seinem sonst vortrefflichen **Childe Harold** zu den
ht Zeilen noch eine lange neunte fügt; es kommt
r vor, als habe er eine lange prosaische Note an-
hängt. Die **terze rime** von Dante und andern
lienischen Dichtern gleichen den **ottave rime** sehr
d sind ebenfalls dreimal gereimt, aber sie verschrän-
ı sich zu sehr in einander und es fehlt ihnen der
schnitt mit zwei gereimten Zeilen, der jenen eine
ße Anmuth giebt.

Das Nibelungen Lied von einem oder von meh-
n unbekannten Verfassern, vermuthlich aus dem
ten oder zwölften Jahrhundert, hat vierzeilige
tanzen, von denen sich zwei nächste Zeilen reimen
d zwar meistens in männlichen Reimen. Der Vers-

art liegt der sechsfüßige Jambus zum Grunde mit einem Abschnitt in der Mitte, der durch einen Nachschlag bezeichnet wird. Aber das Versmaaß wird von dem Dichter mit großer Freiheit behandelt und bekommt durch seine Ungebundenheit einen Reiz, den es ganz verlieren würde, wenn man es durchaus regelrichtig machen wollte. Denn zwar nicht unmittelbar, sondern nach und nach ist daraus das Alexandrinische Versmaaß entstanden, indem es streng den sechsfüßigen jambischen Vers annahm, auch den Abschnitt in der Mitte behielt, jedoch den Nachschlag verwarf. Es ist schwer zu begreifen, wie diese Versart in Deutschland so lange in Ansehen bleiben konnte, als dieses wirklich der Fall war. Dennoch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war sie die herrschende in Trauerspiele und Lustspiele, in Lehrgedichten, Glückwünschungen und komischen Gedichten. Die Länge des Verses, die schleppenden weiblichen Reime, die immer mit männlichen wechselten und vorzüglich die Gleichförmigkeit, dadurch, daß immer ein Abschnitt auf dieselbe Stelle traf, machten sie höchst langweilig. Daß sie sich so lange hielt, daran war die Nachahmung der Franzosen Schuld. Aber in dieser Sprache ist sie keinesweges so unangenehm, denn erstlich sind ihre weiblichen Reime nicht so schleppend als bei uns, weil die letzte Silbe nicht ausgesprochen wird, dann sind sie weit ungebundener im Silbenmaaß, indem sie nur die Silben zälen, ohne auf Länge und Kürze zu sehen, und endlich will der herrschende Geschmack in ihren bessern Gedichten, daß

die beiden Abschnitte des Verses in einem Gegensatze stehen, der oft ergreifend wird. Allerdings hat dieses auch den Schaden gehabt, daß nicht selten durch den Witz das Gefühl ganz verdrängt wurde.

Der **Canzone** der italienischen Dichter gelangte schon früh durch Petrarca zu einer hohen Stuffe der Vollendung. Er ist für die gereimte Dichtkunst, was die Pindarische für die rhythmische ist. Wir haben ein großes schätzbares Gedicht in unserer Sprache, die Todtenkränze von J. Chr. v. Zedlitz.

Die gereimten Lieder in einem leichten gefälligen Silbenmaaße, meistens von munterm Inhalt, doch auch von ernstem und klagendem, sind mehr aus der Provençalischen Sprache hervorgegangen als aus der Italienischen. Sie kamen von dort einerseits zu den Franzosen und den Engländern, andererseits zu den Deutschen und später zu den Dänen und Schweden. Sie sind bei den Franzosen, Deutschen und Engländern in einer großen Mannichfaltigkeit erschienen, in einer Mannichfaltigkeit, die nicht zu erschöpfen ist.

Die Assonanz ist ein halber Reim und nur in Sprachen wirksam, die volltönende Selbstlauter haben, welche sich unter der Menge von Mitlautern nicht verlieren. Sie sind in der spanischen Sprache einheimisch.

Durch diese Mittel erhob sich die Sprache über das gewöhnliche Leben, und wurde nun ein zweckmäßiges Werkzeug der Kunst. Aber nicht allein der Tanz der Worte vermochte die Sprache zur Kunst

und zwar zur Dichtkunst zu erheben; es gehörte dazu noch ein anderes Mittel, der Gesang, aus den Anfängen der Tonkunst entsprossen. Der Gesang ist dem Menschen natürlich — das ist bald und leicht gesagt, aber es ist schwer die Tiefe dieses Ausspruchs zu ergründen. Die Vögel singen, und wenn auch ihr Gesang sich gar sehr von dem menschlichen unterscheidet, so ist er doch wie beim Menschen ein Zeichen der Lust und des Wohlbehagens, auch ist er ein Liebesgesang, wie das erste Lied des Jünglings. Die Natur hat in den Thieren einzeln die Keime geistiger Bildung ausgestreut, die sich in dem Menschen vereint entwickeln, aber schon in den Thieren einen Kampf der Entwickelung kämpfen, der bald hier bald dort überwindend hervorbricht, bis er in dem Menschen einen günstigen Boden gefunden hat zu gelingender Ausbildung und Blüte. Einen günstigern — denn noch lange ist der Sieg nicht vollendet, der Kampf muß fortgeführt werden, und hier wie dort bricht er unter einzelnen Völkern und in einzelnen Zeitaltern siegend hervor, um die Hoffnung eines allgemeinen Sieges zu geben, die nicht selten bald verschwindet.

Bei allen Völkern finden wir Volkslieder, und wenn wir sie von manchen Völkern des Alterthums, so wie der neuern Zeit nicht kennen, so liegt dies wohl nur am Mangel unserer Kenntniß. Der erste Gesang besteht aus nichts sagenden Tönen, aus sanftern wie La, la, la, Sa, sa, sa und dgl., oder härtern wie Hei, Ho und Ha und Hurrah ohne andern Sinn als den Sinn der Freude. Es ist der Gesang

r Vögel. Aber es kommt auch der Gesang der lage hinzu, mit Ach und Eu und Jeu, wie Pro- theus am Felsen jammert, oder wie Eteokles und olynikes beklagt werden. Er scheint dem Menschen enthümlich. Zwischen beiden liegen die Töne io, , in jenen Klagen über den Fall der thebanischen rüder sowohl, als in den römischen Triumphliedern, d noch jetzt in dem tyroler Jodel erklingend. Noch ige und bis zu den spätesten Zeiten hören wir che Töne in den Liedern des Volkes und oft bil- n sie die Ruhestellen, welche mit dem sinnvollen esange abwechseln, gleichsam damit der Geist von r Anstrengung sich erhole. Der neuere Dichter, nn er das Volkslied nachahmen will, verfehlt nicht ese Töne einzumengen, und nicht selten sind sie das inzige, was darin an ein Volkslied erinnert.

Es ist wahrscheinlich, daß im Anfange der Ge- ng aus diesen Naturtönen allein bestand, und daß st später bedeutende Worte hinzukamen, als Aus- uck einfacher dem besungenen Gegenstande nahe lie- nder Gedanken und Empfindungen, bis endlich jene öne von der Sprache der Empfindungen ganz oder m Theil verdrängt wurden. Das Volkslied, ohne weifel das erste Erzeugniß der Dichtung, zeichnet h dadurch aus, daß es nur jene, nahe liegenden edanken und Empfindungen ausspricht und dadurch r oft mit einer großen Lieblichkeit das schnell und ibemerkt Verschwundene zum Bewußtsein bringt. s redet zum Herzen, sagen wir im Deutschen, in- m es alles Ferne, schwer zu Fassende, den Verstand

Anstrengende vermeidet. Durch diese Sprache
Herzens verbreitet es sich leicht von Mund zu Mu
und bedarf auch, nachdem die Kunst zu schreiben lä
erfunden war, nicht dieses Hülfsmittels der schnel
Verbreitung. Eigenschaften, wie die eben genann
haben auch manches Lied der neuern Zeit zum Vo
liede gemacht, ohne daß der Dichter es dazu bestin
hatte. Diese sich innig anschmiegende Kunst, en
gengesetzt der schwebenden und fliegenden, muß
Dichter leiten, um ein Lied zu dichten, welches
Mund zu Munde geht.

Es ist wohl nöthig auf die alten Volksges
einen Blick zu werfen, so weit wir sie kennen, t
sie sind dem Ursprünglichen näher, als die ne
wenn diese auch ungebildeten Völkern angehö
Nur von den Volksliedern der Griechen haben
genauere Nachrichten; was man in der Bibel fi
hat, außer einigen Ausrufungen des Volks, die
hieher rechnen könnte, schon einen erhabenern Schn
und gehört ganz der lyrischen Dichtung an.
mögen uns also zu den Griechen wenden, und
finden wir Nachrichten von einem alten Volksges
Linos genannt, der, wie es scheint, in Freude un
Leid gebraucht wurde; nach der Iliade (XVIII. 5
sangen ihn die Winzer auf dem Schilde, den H
stos für Achill verfertigte und tanzten dazu, und
rodot (II. 79) vergleicht den ägyptischen Trau
sang auf den Tod des einzigen Sohnes des e
Königs, Maneros, mit dem Linos der Griechen.
mannichfaltigen Untersuchun en, welche die gelel

hilologen über diesen Gegenstand angestellt haben,
ll ich und kann ich nicht mit einer neuen vermeh-
l, doch scheint es mir wahrscheinlich, daß die My-
von Linos, deren eine Pausanias (IX. 29. 3)
führt, erst von dem Gesange Linos entstand, der
lleicht seinen Namen von einer Saite aus Fäden
νον) hatte. Es mag mir hinreichen, was Athe-
ıs (XIV. 619. c) nach einem ältern Schriftsteller
ichtet: Himaios ist der Gesang beim Malen des
rns, Hymenaios der Hochzeitsgesang, Jalimos der
auergesang, Linos aber und Ailinos wird nicht al-
ı bei Trauer, sondern auch im Glück gesungen.
e Verbindung der Freude und Trauer liegt tief in
menschlichen Natur, in den Anfängen der Mensch-
t bleiben sie noch ungetrennt, und erst später rin-
ı aus dieser verborgenen Quelle die einzelnen
npfindungen in Leid und Freude gesondert hervor.
ı der Steigerung des Gefühls weint der Mensch
: Freude und lacht im bittersten Schmerz. Vor-
fflich läßt der Dichter der innigsten Empfindung
ärchen im Egmont rufen: Himmelhoch jauchzen,
n Tode betrübt, und wer die Fülle des Lebens in
eude und Schmerz gekannt hat, ruft ihr einklin-
ıd nach.

Gesänge bei der Arbeit, um die Zeit in eigent-
ıer Bedeutung zu vertreiben, waren schon bei den
riechen gewöhnlich und sind es noch jetzt. Des
esanges der Müller ist eben gedacht worden, und
utarch führt ein solches Lied, gleichsam ein Trost-
d, an, worin es heißt: Male, Müle, male,

auch Pittakos mahlt, der Herrscher vom großen M tylene. So sangen auch die Weiber bei den Han mülen, wie noch jetzt zu Rovigno in Istrien, un ließen dazu die Flöte blasen; Pollux hat einen Ve aufbewahrt, worin es heißt: Blase mir ein Müller lied. So haben wir ferner Nachrichten von Fische liedern, von Gesängen der Ruderer, Badeliedern wahrhaften Hirtenliedern u. dgl. vormals wie noch jetz Nur schwinden sie nach und nach in unsern Zeiten und Gedichte der höhern Bildung kommen an ihr Stelle. Das Singen der Wärterinnen, um die Kin der zu beruhigen, zeigt, welche Kraft des Gesange in der Natur liegt. Daß die Kinder davon einge schläfert werden, könnten langweilige Dichter für sich anführen, wenn es Dichter gäbe, die sich für lang weilig halten. Die Lieder der Wärterinnen erhalten sich oft lange im Volke, auch ohne verstanden zu werden. Noch singt man in Niedersachsen den Kin dern ein Lied vom Bischof Bukop in Halberstadt, der im sechzehnten Jahrhundert, meine ich, lebte, und wenn er auf der Straße ging, Geschenke in der Ta sche hatte, um sie den Kindern auszutheilen, nur ver stümmelt man den Namen im Anfange: Bukop von Halberstadt, komm und bring meinem kleinen Kind was (plattdeutsch wat) sinnlos in Mukuh, brüllend Kuh. Oft enthalten diese Lieder unter Wortgeklin gel einen sinnvollen Gedanken, wie das Liedchen, wel ches kleinen Mädchen vorgesungen wird: Regen, Re gen; Segen, Segen; die Katze lief in Regen; si lief wieder heraus (plattdeutsch herut), da war das

Kind eine Braut (pl. Brut). Der segenbringende Regen, und der Segen, der in kurzer Zeit das Kind zur Braut macht, bilden eine liebliche Worttändelei.

In den ersten Anfängen, wie im Keime, ist alles vereinigt, zu späterer Entwickelung und Trennung. Auch der Gesang war mit dem Tanz verbunden, und so alle drei Künste, Tanz, Dichtung, Tonkunst zusammen. Mirjam tanzte und sang vor der Bundeslade, von den Griechen haben wir Spuren von Tanzliedern, sie hielten sich lange in Spanien, und sind noch jetzt bei den Neugriechen und andern weniger durchgebildeten Völkern. Von den Tanzgesängen der Griechen haben wir einen Blütengesang: Wo sind die Rosen, wo sind die Veilchen, wo die schönen Selinen? und die Antwort: Hier sind die Rosen, hier sind die Veilchen, hier die schönen Selinen. Die Seline oder Silge war eine Doldenpflanze, unserer Petersilie vermuthlich sehr ähnlich; die leicht zerschlitzten Blätter liebten die Alten in ihrem reinen Schönheitssinne, da wir sie hingegen gering schätzen, und nur Blüten mit glänzenden, brennenden Farben haben wollen.

Die Gesänge der Bittenden — es wäre zu hart Bettler zu sagen, da sie nicht immer aus Noth, sondern oft nur aus Lust um eine Gabe baten — machen eine bedeutende Abtheilung der Volksgesänge. Man sang, um den Andern ein Vergnügen zu machen, und erwartete dafür eine Belonung. So zogen die Knaben auf Rhodos im Früling mit einer Schwalbe umher und sangen: Komm, komm, o Schwalbe, bring

schöne Zeiten, bring schöne Jahre, weiß auf dem Bauche, schwarz auf dem Rücken, wirf mir her Feigen, aus reichem Hause u. s. w. wie noch jetzt die Knaben in Schlesien das schöne, aber mehr künstliche Lied im Früling singen: O, o, o, der Sommer, der ist do; wir wollen 'naus in Garten und wollen des Sommers warten; wir wollen hinter die Hecken und wollen den Sommer necken u. s. w. wobei sie ebenfalls eine Gabe verlangen. Die Knaben ziehen in manchen Städten von Niedersachsen am Martins Abend im November umher und bitten in einem Liede um Aepfel, Birn und Nüsse, haben auch sehr freche Reden gegen die, welche nichts geben wollen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Hochzeitslieder und ähnliche Lieder, um Glück zu wünschen, ursprünglich des Lohns wegen gedichtet wurden, wie es auch in spätern Zeiten nicht selten der Fall war.

Bei den Alten mußten die Knaben Lieder berühmter Dichter lernen, und an Festtagen absingen. So lernten die Knaben zu Athen eine Hymne auf die Minerva, die man verschiedenen Verfassern zuschrieb. Auf eine ähnliche Weise singen die Chorschüler bei uns an den Thüren Lieder meistens von älteren Dichtern, die vor funfzig Jahren im Munde des Volks waren.

Alle Volkslieder der Griechen sind in einer leichten trochäischen oder jambischen Versart, zuweilen in hüpfenden Dactylen, nie findet man künstliche, besonsonders nicht künstlich verschlungene Sylbenmaaße. Alle Gedichte, in denen man dergleichen findet, sollten

also nicht zu den Volksliedern gerechnet werden, und hierin möchte Köster und seine Abhandlung über die Volkslieder der Griechen zu tadeln sein, die sonst mit großem Fleiße geschrieben und meine Führerin über diesen Gegenstand gewesen ist*). Am wenigsten sind die Skolien hieher zu rechnen, Gedichte, oft in einem künstlichen Versmaaße, in hoher Begeisterung, wie es scheint, unvorbereitet, aber doch nach einer Aufforderung bei Tische gesungen oder gesprochen, Folgen einer hohen Bildung, wie die Skolie von Ariphion dem Sikyonier auf die Gesundheit, oder die von Aristoteles auf die Tapferkeit zeigt. Die neue Zeit hat nichts Aehnliches hervorgebracht. Wir haben vortreffliche Gesänge bei festlichen Mahlen, vorzüglich für eine geheime Gesellschaft bestimmt, aber sie sind von ganz anderer Art, nicht kürze, treffende, herzerhebende Sinnsprüche, wie die Skolien. Daß diese oft wiederhohlt wurden, daß man den Pan von Arkadien anrief, im Gefolge schäkernder Nymphen, um beim frohen Mahle zu sein, daß man die Skolie der Praxilla von Sikyon nicht vergaß: schwärme mit mir, wenn ich schwärme, und sei wieder klug mit mir, läßt sich erwarten. Manche dieser Sprüche waren gemacht, um in das gewöhnliche Leben überzugehen, wie der Spruch, angeblich von Pittakos: Ein kluger Mann muß sorgen, daß ein Unglück nicht geschehe, ein tapferer muß es zurecht setzen. Oder auch, wie die Sko-

*) De cantilenis popularibus Veterum Graecorum. Diss. inaugur. auct. Hermanno Koester, Berol. 1831.

lie derselben Praxilla: Der Krebs sprach, als er mit der Scheere die Schlange faßte, gerade muß der Freund sein, und nicht krumm sich winden; wo noch das Wortspiel mit krumm, schief hinzukommt, welches Skolie bedeutet. Was zur Benennung dieser kleinen Lieder mit dem Namen Skolie die Veranlassung gab, ist nicht ausgemacht. Schon im Alterthum hatte man verschiedene Meinungen über die Bedeutung dieses Wortes, wie Athenäus sagt, und er selbst giebt die wahrscheinlichste, daß diese kleinen Lieder bei Tische, aber nicht von allen Tischgenossen, und auch nicht nach einer gewissen Ordnung gesungen wurden. Es war also kein Rundgesang, wie Schneider will. — Indem ich von dieser kleinen Abschweifung zurückkehre, füge ich noch hinzu, daß die Volkslieder bei den Römern ebenfalls ein sehr einfaches Sylbenmaaß hatten, wie schon bemerkt worden ist, daß man aber bei den Römern sowohl, als bei den Griechen, in diesen Liedern nicht die geringste Spur von Reim bemerkt, der doch in allen neuern Volksliedern überall herrscht, wodurch die Meinung bestätigt wird, daß der Reim aus dem Orient nach dem Occident kam.

Die Liebe, die zarteste und roheste Leidenschaft, führt den Volksgesang zuerst auf zwei sehr abweichende und sich immer mehr von einander entfernende Pfade. Schon das Weibchen des Thiers sträubt sich, ehe es sich ergiebt, und zärtlich rufend folgt ihm das Männchen. Es ist der Keim zur Entwickelung schon in die Thierheit gelegt, um aus ihr in schöner Bildsamkeit hervor zu gehen. So wird das Lied der

Liebe bald schmeichelnd und lobend, und endlich vergötternd, um Gegenliebe zu gewinnen. Alle Sehnsucht ist Klage, und selbst die gestillte Sehnsucht klagt um ein zu rasch verschwundenes Glück; das Liebeslied schwebt in klagender Freude und frölicher Klage. Auf diese Weise erhebt es sich bald über den Volksgesang und wird höhere lyrische Dichtung. Einen andern Weg nimmt der Volksgesang der Liebe, wenn sie zum Lachen und Spott sich wendet. Eine trübe Philosophie weint, daß der Mensch einen so verächtlichen Ursprung hat, die natürliche Philosophie lacht. Dieser letzte Weg ist jetzt noch kein Gegenstand unserer Untersuchung.

Oeffentliche Feste, den Göttern geweiht, um zu danken und zu bitten, den Siegern, den Herrschern, erheben das Volkslied in einen höhern Kreis, und machen es zur Ode. Es soll nun den Göttern und Helden gefallen; es darf nicht die gewöhnliche Sprache sein, worin es redet, es wird ein Gegenstand absichtlicher Kunst und bittet nicht mehr um eine kleine Gabe, vielmehr strebt es nach allgemeinem Beifall, denn nur ein solches ist würdig jenen erhabenen Wesen, göttlichen und menschlichen, dargebracht zu werden. Und mit diesem hohen Streben erwacht in dem Menschen ein neuer, wunderbarer Trieb, das Streben nach Schönheit.

Das Griechische Volk bestand aus zwei Hauptstämmen, den Doriern und Joniern, verschieden nicht allein in der Mundart, sondern auch in Sitten und Neigungen. Die Sprache der ersten war härter,

volltönender, kürzer, der andern weicher, sanfter, gewandter. Den Doriern mögen wir die Aeolier anreihen, deren Sprache, etwas sanfter, sich der Jonischen Mundart näherte, so wie den Joniern die Attiker, deren Sprache ein geschärfter, zusammengezogener Jonismus war. Es zeigt, wie sehr die Sprache in jenen frühern Zeiten mit der Dichtkunst zusammenhing, daß die lyrische Poesie vorzüglich in der Dorischen Mundart sich ausbildete. Die vielen Selbstlauter der Jonier, die dadurch entstehenden leichten hexametrischen Wortbildungen rissen den Dichter zum Erzälen hin und zogen ihm vom Erhabenen der Ode ab. Die Hymnen in der Jonischen Sprache sind Erzälungen zum Lobe der Gottheit, an welche sie gerichtet waren, und noch ganz in Hexametern. Ihnen reihte sich vermuthlich später der Pentameter an, eine Verbindung, welche nach dem Zeugnisse der Alten dem Klageliede angehörte, und höchst wahrscheinlich bei allgemeiner Trauer den Göttern gesungen wurde, um der Noth abzuhelfen. Als die Bildung höher stieg, als der Mensch selbst einen größern Werth bekam und an die Stelle der Götter trat, erhielt auch die Elegie eine andere Bestimmung; sie wurde dem Andenken der Verstorbenen gewidmet. Dann verwandelte sie sich in das zarte Lied der Liebe, ihrer Natur nicht entgegen, wie wir gesehen haben. Endlich wuchs auf dem Jonischen Boden das leichte anakreontische Liedchen, welches sich wiederum dem Volksgesange nähert. Die Bruchstücke, welche die Alten uns von Anakreons Liedern mitgetheilt haben, sind

n einer härtern Wortfügung gedichtet, als die Lieder, welche wir noch unter Anakreons Namen besitzen. Vermuthlich sind diese spätere Nachahmungen, aber gewiß noch aus den bessern Zeiten der Griechischen Dichtkunst. Nur die siebzehnte Ode führt Gellius (19. 9) als Anakreons Ode, von der acht und dreißigsten kommen zwei Vers bei den Alten vor. Anakreon sagt in jener Ode: Mache mir aus dem Silber keine Waffen, was habe ich mit Schlachten zu thun? mache mir einen tiefen Becher. Und auf den Becher male mir nicht den trüben Orion und die Pleiaden, was habe ich mit den Pleiaden zu thun? mache mir Trauben und Weinstöcke und darunter wandelnd mit Lyäus, den Liebesgott und den Bathyll. Nachdem Gellius das Liedchen gerühmt, erzählt er, wie ein Rhetor in einer Gesellschaft gesagt sei, daß die Lateinische Sprache kaum Einiges der Art aufzuweisen habe, und wie darauf dieser einige ähnliche zarte Liedchen abgesungen. Zwei dieser gerühmten Lieder sagen, es sei kein Feuer nöthig, zu leuchten, um zu brennen, es sei Feuer im Busen genug. Die Griechen in der Gesellschaft konnten dem Rhetor antworten: das sei nicht Empfindung, das sei Satyrposse. Man darf nur etwas weiter gehen, und den Liebenden zur Geliebten sagen lassen: Nimm Dich in Acht, daß Du Dir an meiner Liebe nicht die Haare versengst. Wenn man zum Gemeinen, Körperlichen zurückführt, was von diesem entrungen, zum Geistigen erhoben war, so ahmt man den Satyr nach.

N

Ganz anders war der Gang der lyrischen D
tung in der Dorischen Mundart. Pindar glänzt
vor allen, und seine Gedichte bezeichnen diesen G
bei seinem Volke. Unter den verlorenen Gedic
werden genannt: Hymnen, Päane, Prosodien,
an Götter gerichtet, Parthenia oder Gesänge, we
die Jungfrauen an festlichen Tagen sangen, Hy
chremata, unter diesen ein Gebet an die Sonne
einer Sonnenfinsterniß, Lobgedichte, Skolien und K
gen um Verstorbene. Aus den noch vorhande
Bruchstücken geht hervor, daß sie in ähnlichen V
maaßen gedichtet waren, als die Siegsgesänge, we
uns noch übrig sind. Diese Gesänge, aufgeführt
Flötenspiel und Tanz an den Festen, welche die Ol
pischen, Pythischen und Nemeischen Spiele veran
ten, sind merkwürdige Denkmäler altgriechischen G
stes und altgriechischer Sitten. Jene Spiele,
denen sich ganz Griechenland vereinigte, zu denen
die verwandten Bewohner von Sicilien und Cyrene
men, waren ein großes Mittel die Bildung d
Volkes zu begründen, zu befördern und zu verbre
Auch war ein solches Fest zu besingen keine le
Aufgabe der Kunst. Der Sänger mußte umher
chen, um den dürftigen Gegenstand zu erheben;
Abstammung des Sängers und der Ruhm der St
wo er geboren, lagen nahe, aber Pindar streut
trachtungen ein und erzählt Mythen, die nicht in
nahe liegen, ja zuweilen sehr entfernt sind.
Vorwurf der Künstlichkeit trifft ihn nicht ganz
Unrecht. Aber die hochtönende, kurze, erhab

prache reißt ihn mit sich fort, und bringt ihn zu
ersarten, die in aller Künstlichkeit als vollendete
unst selbst erscheinen. Pindar lebte zu den Zeiten
r Perserkriege, um 490 und 480 vor Christi Ge-
urt im Verdacht von nicht griechischer Gesinnungen.

Früher als die lyrische Dichtkunst in Dorischer
Mundart ihre größte Höhe durch Pindars Siegsge-
nge erreicht hatte, ungefähr 600 Jahr vor C. G.,
tte sie sich in der sanftern Aeolischen Mundart auf
ne etwas verschiedene Art ausgebildet. Sappho und
käos sangen auf Lesbos; ihre Oden hatten einen
einern Umfang als die Pindarschen Gesänge, das
rsmaaß kehrte in kurzen Absätzen wieder und prägte
dadurch dem Gedächtnisse mehr ein; der Gegen-
nd war nur ein Gedanke, der durch das ganze Lied
rrscht. So ist die Ode zu allen Völkern gewan-
t. Daß sie schon früher diese Form gehabt, läßt
wohl erwarten, wenn auch Dionysius von Hali-
naß die Erfindung dieser Form dem Alkäos und
r Sappho zuschreibt, indem er sagt, sie hätten
eine Strophen gemacht, so daß in den kleinen Glie-
rn nicht viel Veränderungen vorkommen konnten,
ch wären ihre Epoden sehr kurz gewesen, ganz an-
rs als Stesichorus und Pindarus dichteten. Denn
ist nicht selten, daß man die Erfindung eines Vor-
ens dem beilegt, der sich darin auszeichnet. Viel-
cht war es mit dem Sapphischen und Alkäischen
hlbenmaaß derselbe Fall.

Die Ode der Sappho an die Göttin Afrodite,
e einzige, welche noch ganz uns geblieben ist, zeugt

von einer hochgebildeten Dichtkunst, und verdient, weil sie in sehr frühe Zeiten fällt (600 Jahre v. C.), unsere Aufmerksamkeit. Der Inhalt ist einfach, nu ein Gedanke; sie ruft die Göttinn der Liebe an, i zu helfen, wie sie einst gekommen und geholfen. D Bild der kommenden Göttinn ist in einer hohen Vo lendung dargestellt, mit festen, reinen, hellen Züg Komm zu mir, sagt die Dichterinn, wie Du ei kamest, als Du meine Stimme hörtest. Du verlie die goldne Wohnung Deines Vaters, spanntest De nen Wagen an, schöne, schnelle Spatze, mit schw zen, flatternden Flügeln zogen ihn durch den Aet Bald warest Du da, selige Göttinn (ὦ μάκαιρα), l cheltest mir mit Deinem unsterblichen Antlitz und fr test was ich bitte, wer thut Dir Unrecht, Sapph Flieht er Dich, bald wird er Dich verfolgen, nah Deine Geschencke nicht, bald wird er geben, liebt nicht, bald wird er lieben, auch wenn Du nicht wo test. Komm auch nun, schließt die Sängerinn, er mich von schweren Sorgen; wonach mein Herz s sehnt, gib mir, sei Du mein Beistand. In der schön Sprache umflattern leichte, einsilbige Wörter die reicher Fülle auftretenden Ausdrücke, wie die Spatze Wagen der Liebesgöttinn umflattern. Es ist k Volkslied mehr, was uns das hohe Alterthum erhie kein natürlicher Ausbruch der Empfindung, kein N belbild jugendlicher Gesänge; es ist Kunst, mit si rer Hand geführte Kunst.

Mit der Sappho beinahe zugleich lebte Allä auf Lesbos. Wir haben von ihm so unbedeut

uchstücke, daß wir kein Urtheil über seine Kunst
len können. Er sang von Wein und Liebe, aber
ch kriegerische Lieder, veranlaßt durch die Bürger-
ege auf der schönen Insel, woran er selbst Theil
hm. Das gesellschaftliche Leben hat aber einen
hen Grad der Bildung gewonnen, wo die Kunst so
it fortgeschritten ist, daß eine Sappho sang.

Zu den Nachahmern der lyrischen Dichtkunst der
riechen gehört Horaz unter den Römern, besonders
r Alkäos sein Vorbild. Durch ihn kam der lyri-
e Gesang zu den Völkern der spätern Zeit, wie
rch Virgil das Homerische Epos. Horaz ist, doch
hr in der spätern Zeit, ein Gegenstand der Be-
underung geworden; einzelne Stellen seiner Oden
d als erhabene und zugleich als leitende Lebens-
üche in den Mund der Gebildeten übergegangen
d mit Recht. Aber seine Oden sind meistens kost-
re Perlen, durch eine schlechte Masse zusammenge-
mt. Wie vortrefflich der Anfang der Ode: Ju-
im et tenacem propositi virum u. s. w. und
e wenig treffend die Vergleichung eines gerechten,
len Mannes, den weder das Toben der Volkswuth,
h der drohende Tyrann erschüttert, mit den Thaten
n Castor und Pollux, von Herkules und Bacchus,
endlich auf seinem mit Tigern bespannten Wagen
n Himmel fährt. Zwischen Castor und Pollux
d Augustus mit Gewalt eingeschoben, dann folgt
lahm herbeigeführte Rede der Juno gegen die
rbrecher Paris und Laomedon; sie läßt Rom Herr-
rin der Welt werden, nur soll man das ihr ver-

haßte Ilion nicht wieder aufbauen. Man wird lich mit dem Dichter, der umher greift, und weiß, wie er die Folge zum glänzenden Anfang den soll. Eben so endet die Ode: Integer scelerisque purus u. s. w. gegen Horazens Vorschrift, als Kopf einer schönen Frau mit schlechten Fischschwanz. Doch das carmen secu und einige kleine, leichte Oden versönen mit Dichter.

Alles dieses führt uns zur neuern Zeit un dürfen das Alterthum nicht verlassen, ohne der sten lyrischen Gedichte zu erwänen, von welche Kunde haben. Die Einheit Gottes, seine Macht Herrlichkeit begeisterten die Sänger der Hebräe Kürze der Sprache kam ihnen zu Hülfe. Die hat uns eine Menge der schönsten Gesänge aus Zeit aufbewahrt. Sie sind ihres erhabenen G standes würdig, einfach, ohne allen Schmuck, wi im Staube niedergefallene Mensch, nur kurze A tungen des Gefühls, welches die ganze Seele er und keiner weitern Darstellung bedarf, auch keine det, in dem reinen Gewande des Gedankens, m man sagen, der in seinem Gegensatze sich immer bleibt. Oft nähert sich der Gesang dem Epis der 105, 106 und 107 Psalm giebt eine kurze schichte des Israelitischen Volks, als Thaten Go Auf der andern Seite wird er Warnung und Le der Sänger in seiner hohen Begeisterung stellt sic Gottes Stelle und sagt als Prophet: So sp der Herr! — In den frühesten Zeiten war M

dem gesungenen Liede verbunden. Mirjam ging den Israeliten her, schlug die Pauken und sang Danklied nach dem Durchgange durch das rothe eer.

Auch bei diesem Volke ging die lyrische Dicht- ist bald zu andern Gegenständen über, und wir ben noch aus einem hohen Alterthum Lieder der be, die vielleicht nur dieses Alterthums wegen, als alomons hohes Lied, unter die kanonischen Bücher : Bibel gekommen sind. Herder hat diese Samm- ig unter dem Titel: Lieder der Liebe, die ältesten d schönsten aus dem Morgenlande, herausgegeben, d mit nur zu wortreichen Erläuterungen, deren sie r wenige bedurften, umsponnen. Wohl aber müssen r ihm danken, daß er diese Lieder zuerst scharfsin- geordnet und oft in Rede und Erwiederung zu- mmengestellt hat. Daß die Lieder nicht von Sa- non selbst sind, darüber ist man wohl jetzt einig; ch versichern die Kenner der Feinheiten des He- iischen, daß sie aus einem spätern Zeitalter sind. er darüber ist man nicht einig, ob sie von einem r mehr Verfassern herrüren. Das Uebereinstim- nde in diesen Liedern kann wohl nicht ein Beweis : die erste Meinung sein, denn alle Liebeslieder d einander ähnlich. Dagegen ist die Verschieden- t der Darstellung, besonders in den Bildern, so ß, daß man sich geneigt fühlt, verschiedene Verfas- anzunehmen. Wie zart sind sie in dem Liede:

Die Balken unsrer Häuser Cedern!
Die Wände Cypressen;

Und ich die Rose des Feldes
Die Lilie im Thal;
„Wie die Lilie unter den Dornen
Ist meine Freundinn unter den Töchtern
„Wie ein Apfelbaum unter den Bäumen im Walde
So ist meine Liebe unter den Söhnen.“

Wie hart dagegen die Bilder

Dein Hals, ein Thurm von Elfenbein,
Dein Auge Teiche zu Hesbon
Am Thore der Fürstentochter,
Die Nase, wie das Schloß auf Libanon,
Das gen Damaskus schaut.

Man könnte die Zahl der letztern noch gar vermehren. Das oft wiederhohlte Schlummerlied

Ich beschwör' euch, Töchter Jerusalems
Bei den Hinden, bei den Rehen der Flur,
Wenn ihr sie weckt,
Wenn ihr sie regt,
Meine Liebe,
Bis es ihr selbst gefällt.

könnte wohl der Sammler, seiner Lieblichkeit we an mehren Orten eingeschoben haben, besonders t das reizende Bild voran ging

Seine Linke
Mir unterm Haupt,
Seine Rechte
Umfaßt mich.

Ganz verschieden von den ältesten Liebesge gen der Griechen, finden wir hier die zarten Anf der Idylle. Das Hirtenvolk der Hebräer, wel

viele Jahre in der Wüste umher wanderte, erinnerte sich in seinen spätern kriegerischen Zeiten noch oft und mit großer Liebe an seinen frühern Zustand. Das Leben der Patriarchen ist voll von idyllischen Zügen, welches die deutschen Dichter aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und zwar besonders die Schweizer gar wohl in ihrer Schönheit erkannten, aber durch schlechte Hexameter mehr verzerrten als hervorhoben. Auch ist es nicht sonderbar, daß die Schweizer dieses thaten, selbst einem sehr gebildeten Volke angehörig, bei dem das Hirtenleben noch in seiner alten Würde geblieben ist. Ja der vorzüglichste aller Idyllen-Dichter, Salomon Geßner, gehörte diesem Volke an. Es ist angenehm in den Zeiten der höchsten Ausbildung eines Volkes, sich wiederum in jene frühern Zeiten zu versetzen, wo ein ruhiges, einfaches, glückliches Leben unter wenigen, leicht zu befriedigenden Bedürfnissen eine Sehnsucht erregt, die desto größer ist, je mehr sie den gegenwärtigen Zeiten widerspricht. Es war eine merkwürdige Erscheinung, daß Geßners Idyllen ins Französische übersetzt, nicht gar lange vor der Revolution Glück machten und gelesen wurden. Aber alle Idyllen finden immer aufmerksame Leser an Jünglingen, die zuerst in die gebildete Welt treten, oder an Mädchen, die noch nicht viel gelesen haben und deren kindlicher Geschmack noch nicht durch Romane verdorben ist. Die Unschuld wundert sich, daß Aesthetiker diese Dichtart verwerfen konnten.

Das Wort Idylle bezeichnet diese Gedichte vor-

trefflich. Ein kleines Bild aus glücklicher Hirtenzeit wird dargestellt, eine kleine Begebenheit erzählt, aus Zeiten, wo nur kleine Begebenheiten geschehen konnten. Schwer ist es jenen Bildern und Begebenheiten Mannigfaltigkeit und Neuheit zu geben; die Dichtung artet entweder aus und entfernt sich von jener Unschuld der Sitten, oder die, für welche die Idylle gedichtet wurde, arten aus, und die Unschuld wird langweilig. Die Hirtenlieder in der Sammlung, welche von Salomon den Namen führt, bleiben Muster dieser Dichtung; man lese nur nach Herders Uebersetzung die Lieder: Schwarz bin ich und doch lieblich; Schön bist Du meine Liebe; Stimme meines Lieben, siehe er kommt; Ach daß Du nicht mein Bruder bist; keine Sprache hat etwas Lieblicheres, Schöneres aufzuweisen. Die kriegerischen, seefarenden Griechen kannten das Hirtenlied nicht; der Seefarer hat mit Sturm und Ungewitter zu kämpfen; erst spät kam es, vermuthlich aus dem Osten zu den Griechen. Der Dichter am Hofe der Ptolemäer, Theokrit, faßte es auf, und wählte dazu die dorische Sprache der Bauern in Sicilien. Man erkennt sogleich den Alexandriner; einzelne, schöne Gedanken, einzelne schöne Stellen und Nachahmung am unrechten Orte; in der ersten Idylle ist die Schilderung der Schnitzwerke auf dem Becher eine Nachahmung der Darstellungen auf dem Schilde des Herkules. Durch einige Rohheiten suchte Theokrit seine Gedichte nicht selten natürlicher zu machen, aber sie wurden bei dem Gegensatz zarter Gesinnungen nur unnatür-

licher. Leicht überschreitet die Idylle das Hirtenleben, und kommt in die Städte; schon im Hohenliede irrt das Mädchen in den Straßen von Jerusalem umher, ja es kommt sogar in den Pallast des Königs. Noch leichter war es der Griechischen Idylle in das Epische über zu gehen, und die Gedichte von Moschus und Bion zeigen oft diesen Uebergang. Der Römische Dichter Virgil machte zwar die Idylle zarter, aber auch gelehrter; es giebt Stellen, wo man sich in der Geographie der Griechischen Gebirge üben kann. In allen Sprachen hat man Virgils Hirtengedichte nachgeahmt und fast überall hat man die Nachahmungen vergessen; sogar droht dem selbständigen Salomon Geßner dasselbe Schicksal.

Wenn das lyrische Gedicht dem epischen voranging, so folgte dieses doch bald nachher. Das erzälende Gedicht ist auch bei allen Völkern eines der ersten; es gehört für die Kindheit und Jugend der Völker, wie des einzelnen Menschen. Ueberhaupt liegt die Geschichte dem Menschen näher, als die Natur, ja diese hat nur Werth für ihn, sobald sie sich in Geschichte verwandelt. Die Freude der Kinder an Mährchen ist bekannt und auffallend genug, weil sie nicht an die Wahrheit des Erzählten glauben, und doch davon so ergriffen werden, als ob sie wirklich glaubten. Das nachbildende Spiel des Geistes, vorzüglich rege in jenen Zeiten, ist es, was die Kinder schon mit innigem Vergnügen erfüllt. Jene Liebe zu Mährchen ist aber nicht allein auf die Kindheit beschränkt, sie setzt sich sogar im Alter fort, und es möchten

wohl wenige Menschen sein, welche sich nicht selbst immer, auch im spätern Alter, Geschichten eigentlich Mährchen erzälen, ihrem Zustande, ihren Erinnerungen, ihren Lieblingsneigungen angemessen, ja nicht selten nehmen sie persönlich Antheil an der Handlung.

Wir haben oben gesehen, daß die Sanskritsprache die Mutter fast aller alten und neuen europäischen Sprachen ist. In dieser Sprache besitzen wir zwei große, epische Gedichte, die, wenn auch später überarbeitet und verbunden, doch aus einzelnen, sehr alten Stücken zu bestehen scheinen. Es herrscht in ihnen ein so eigenthümlicher Geist, daß wir sie für dem Lande und der Sprache angehörig, und zwar für allein angehörig, erkennen müssen. Die handelnden Personen sind zuerst und vorzüglich Götter und göttlichen Geschlechts, dann treten Helden und Könige auf, meistens Abkömmlinge der Götter, auch wohl, welches der indischen Religion eigenthümlich ist, erhabene Menschen, Büßer, die durch anhaltendes Nachdenken und Büßungen sich eine Herrschaft über die Natur erworben haben. Zu den handelnden Wesen gehören auch Affen von menschlicher Klugheit und Elephanten; ein Zug aus den frühesten Zeiten der Menschheit, wo die Thiere den Menschen noch nicht so fern standen, als in den spätern Zeiten. Das erste jener epischen Gedichte der Inder und zugleich das älteste ist Ramayana, der Wandel (die Verwandelung), das Rama, der siebenten Verkörperung Wischnu's. Es beschreibt den Kriegszug des Menschgewordenen Gottes nach Lanka (Zeilan) gegen den Tyrannen Ra-

wanas, welcher dem Rama seine geliebte Gattinn Sita geraubt hatte. Der Fürst der Affen, Hanuman, begleitete ihn auf diesem Zuge mit einem Heere von Affen. Eine Menge von Episoden sind in dieses Gedicht eingeschoben, und so hat es eine Länge von mehr als 24000 Sloken. Einige Stücke daraus sind von Fr. Schlegel übersetzt worden, so wie eine Episode, Wischwamitra's Büßungen von Bopp. Das zweite große, erzälende Gedicht der Inder, der große Krieg, oder vielmehr der große König, Mahabharata genannt, hat ebenfalls ungefähr 24000 Sloken und besingt den Kampf zweier Geschlechter, der Kurus und der Pandus, welche sich um die Erbfolge stritten. Bharatas nämlich, König von Hastinapura, in der Nähe des jetzigen Delhi, war der Vorfahr beider Geschlechter. Der Vater der Kurus Dhritaraschtra hatte, weil er blind war, auf den Thron verzichtet, und sein Bruder Pandus übernahm das Reich. Aber den fünf Söhnen des Königs, den Pandawas, die sich durch alle Tugenden auszeichneten, wurde von den bösen Kurus die Erbfolge nicht allein streitig gemacht, sondern sie wurden auch auf mancherlei Weise von ihnen verfolgt. Dieses ist der Gegenstand eines Gedichts, welches eine Menge von Begebenheiten und Episoden enthält *). Eine dieser Episoden erzählt die Geschichte von Nalas und Damajanti, eine Geschichte, welche schon in dem Indischen Alterthum berühmt war, wie man aus den vielen Bearbeitungen sieht, denen

*) S. Bohlens Indien. Th. 2, S. 345.

selten störende Anrede des Indischen Dichters hat sich, wie es scheint, in die einfache Anrufung der Muse verwandelt, womit die epischen Gedichte der Griechen anfangen.

Zu den äußern, zufälligen Aehnlichkeiten des Sanskritischen Epos mit dem Griechischen gehört: daß wir zwei Hauptgedichte in beiden Sprachen haben, die Ramayana und die Mahabharata wie die Iliade und die Odyssee, daß diese Gedichte bei Zusammenkünften, von welcher Art sie sein mochten, abgesungen wurden, und endlich, daß sie die Quelle der Mythologie für das Volk wurden, dem sie angehörten.

Es war kurz vorher die Rede von der Zusammensetzung einzelner Gedichte zu einem Ganzen, welche in den beiden großen epischen Gedichten der Indier deutlich erscheint. Fr. Aug. Wolf hat, zwar nicht zuerst, aber doch mit der größten Ausführlichkeit und großem Scharfsinn eine ähnliche Zusammensetzung für die Homerischen Gedichte zu beweisen gesucht. Merkwürdig ist es, daß man früher die Einheit und die Zusammenstimmung in den Homerischen Gedichten bewunderte, und nun plötzlich mit jenem großen Philologen überall das Zusammengesetzte erblickte. Vermuthlich ging man, wie gewöhnlich, auf dieser und auf jener Seite zu weit. Der hochberühmte Name Homer im Alterthum, als einer Person, der angekündigte besondere Zweck, vorzüglich der Iliade, womit die Ausführung im Ganzen übereinstimmt, scheinen auf ein ursprüngliches Gedicht des berühmten Sängers zu deuten, dem jene Einheit zukam. Nur

n wiederum herbei zu füren. Nun werden die Lie- enden wieder vereint; Nalas geht zu seinem Bru- er, gewinnt ihm das Reich wieder ab und sein Glück t hergestellt. Alles ist wunderbar in diesem Gedicht. wei Gänse mit goldenen Flügeln — ohne Zweifel ie schöne chinesische auch in Indien lebende Gans, nas galericulata — sind die Brautwerber zwi- chen Nalas und Damajanti. Einen Jäger, der sich Damajanti mit bösen Gedanken naht, tödtet sie durch inen Blick; der Biß einer Schlange verwandelt Na- as; als Damajanti den überall herumschwebenden, en Wind, zum Zeugen aufruft, antwortet dieser nd bezeugt, daß Damajanti die Wahrheit gesagt, nd nachdem er geredet, fällt ein Blütenregen herab, ie Pauken der Himmlischen ertönen, und ein pavan, in die Luft reinigender Wind weht. Das Gedicht t von hoher Schönheit in der Ausfürung; die Ver- rungen des Göttergleichen Nalas, die standhafte iebe der schönen Frau, ergreifen mit einer hinrei- enden Gewalt. Die Sprache selbst wird erhaben urch die Fülle der zusammengesetzten Beiwörter; in esem Gedicht, im zwölften Gesange, kommt die sie- nfache Zusammensetzung vor, von der im ersten Ab- hnitt die Rede war, auch findet man noch andere elfache Zusammensetzungen, z. B. in der Schilde- ng des furchtbaren Waldes, worin Nalas seine Ge- ahlin verläßt. Die Beiwörter sind allerdings oft ständig und werden wiederholt, doch nicht immer, ndern auch ausgewählt nach Umständen und Bege- nheiten. Außer diesem Schmuck der Beiwörter hat

Göttin und der Sorgfalt einer Mutter. In dem zweiten Gedicht hingegen, in den Erzälungen, welche Odysseus von seinen Irrfahrten dem Könige der Phäaken macht, herrscht ein ganz anderes Wunderbare. Die Fahrt zu den schrecklichen Menschenfressern, den Lästrygonen; die Verwandlung der Gefährten des Odysseus in Schweine, indem er sich selbst durch eine Zauberwurzel rettet; die Begebenheiten in der Höle der Cyklopen am Aetna, wo er dem Menschenfresser Polyphem sein einziges Auge ausbohrt, sich unter dem Bauche eines großen Widders anklammert und so dem blinden Riesen entgeht; die Fahrt zur Unterwelt; der verderbliche Zaubergesang der Sirenen, dessen Wirkung der Held auf Kirke's Rath vergeblich zu machen weiß; die Gefahren der Schifffart zwischen der Skylla und Charybdis, endlich der Sturm, weil seine Gefährten die Rinder des Sonnengottes geschlachtet haben, der sein Schiff zertrümmert und ihn allein nackt an das Ufer der Phäaken wirft, wo ihn des Königs Tochter entdeckt, bekleiden läßt und heimführt; Alles dieses folgt unerwartet auf einander, nur leicht an den zarten Faden der Schifffahrt geknüpft. Dieser Theil der Odyssee ist ein romantisches Gedicht, der andere ein klassisches. Denn das Romantische ist leichter und freier, weil es nicht immer und in allen seinen Theilen mit dem Zwecke zusammenhängt, den sich der Dichter als den Gegenstand seines Gedichts erwählt hat. Das Klassische folgt der geraden Richtung zum Ziele, das Romantische gelangt in mannigfaltigen Wendungen später dahin.

ch dem Ende so geändert, daß sie zusammen ein Gan-
es bilden.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die griechische
ische Dichtkunst ursprünglich aus der sanskritischen
tstand, wenn auch die Quellen, woraus sie schöpf-
, versiegt sein mögen. Die Homerischen Gedichte,
e ältesten, welche wir in der griechischen Sprache
ben, gleichen in ihrem Gange und in ihrem Ge-
nde gar sehr den Sanskritischen. Die leichte,
fällige Bewegung des Ganzen, deutlich zu einer
müthlichen Erzälung eingerichtet; der häufige Ge-
auch der wiederholten Beiwörter, gleichsam Titel
r Götter und Helden; die Erscheinung der höch-
n Götter selbst, welche nicht allein die Begeben-
iten leiten, sondern selbst handelnd auftreten und
it einander in Krieg, in Liebe und Freund-
haft leben; Alles dieses bietet so auffallende Ueber-
nstimmungen dar, daß man wenigstens an einer
erwandtschaft der Sanskritischen und Griechischen
ichtkunst nicht zweifeln kann. Allerdings hat die
nzliche Trennung der Völker große Verschiedenhei-
n hervorgebracht, die schwerfällige Sloke ist dem
rmonischen, leichten, mannichfaltigen Hexameter ge-
chen, das Wunderbare beschränkt sich bei den Grie-
en nur auf die Götter, ihre Erscheinung und
re Gewalt, es geht nicht zu den Menschen herab,
nen der Indier eine große Kraft giebt; die
uh zusammengesetzten Beiwörter, diese einfachen gro-
n Züge haben einer mehr lebendigen und man-
chfaltigen Schilderung Raum gegeben, und die nicht

Die letzte Darstellung ist so malerisch, daß der lü-
sterne Leser darüber Hekate und Medea vergessen
wird. Ganz anders Virgil's Aeneide, obwohl nicht
weniger deutliche Nachahmung beider Homerischen
Gedichte. Durch einen gleichförmigen, nie matten und
schleppenden und nur da erhabenen Gang der Rede,
wo der Zweck es erfordert, durch Vermeidung des
Gezierten seiner Alexandrinischen Vorgänger, von de-
nen er Apollonius vor Augen hatte und durch Ver-
meidung des Uebertriebenen, womit seine Römischen
Nachfolger ihn später überbieten wollten, hat er ein
klassisches Werk für die Nachkommen geliefert. Es
sind ihm Fehler vorgeworfen worden, die gerade je-
klassische Anordnung des Gedichts und die Charakter-
zeichnung seines Helden betreffen, vielleicht nicht ohne
Grund; man denkt nicht daran, wenn man das Ge-
dicht lieset, hingerissen von den Schönheiten desselben,
die sogar vergessen machen, daß man eine Nachah-
mung der Homerischen Gedichte vor sich hat.

In den frühern Zeiten waren die Griechen reich
an epischen Gedichten, wovon nur die großen Home-
rischen Hymnen als solche und das Schild des Her-
kules übrig geblieben sind. Das letzte findet sich un-
ter den Hesiodschen Gedichten, und ist eines von den
vielen, welche zum Ruhm der Weiber im Homeri-
schen Zeitalter gedichtet wurden, und sich mit den
Worten: Oder wie (ἢ οἵη) anfingen. In dem
Schild des Herkules zeigt sich eine große Ungleich-
heit der Ausfürung; der Hauptgegenstand wird kurz
behandelt und die Beschreibung des Schildes nimmt

fast das ganze Gedicht ein, daher es auch davon den Namen führt. Auch in dem Ausdruck herrscht eine große Ungleichheit, bald matt und bald erhaben. Wenn das Gedicht auch nicht von dem Verfasser der Werke und Tage herrührt, so ist es doch in der Art der Hesiodischen Gedichte, deren Ungleichheit man Ungeschicklichkeit nennen möchte: Die epische Dichtkunst nahm ab bei den Griechen, als die dramatische zunahm; und zu den Zeiten der Alexandriner zeigte sich wieder die epische Dichtkunst in einer großen Fülle, als die dramatische arm war. Es scheint dieses in der Regel zu sein.

An den Festen der Götter entsprang bei den Griechen die dramatische Kunst mit der lyrischen verbunden, und diese blieb die stete Begleiterin der ersten. Das erste Trauerspiel auf Thespis Karren war, nach dem Wenigen, was wir davon wissen, ein Wechselgesang zwischen dem Chor und dem Erzäler, so daß auch die lyrische Kunst daran Theil nahm. Bald traten mehr Personen auf, und die Darstellung wurde veredelter, aber ganz konnte doch das Drama sein ursprüngliches Gepräge nicht verläugnen; in den Sieben vor Theben von Aeschylus, in den Perserinnen desselben Dichters, in der Antigone von Sophokles erzählt ein Bote die Begebenheiten, welche den Gegenstand der Darstellung machen. Doch wenn auch die epische Form schon sehr zurücktrat, so behielt doch die lyrische einen wesentlichen Antheil an dem Drama der Griechen. In den meisten Trauerspielen, welche wir noch von Aeschylus haben, überwiegt sogar der

lyrische Gesang die Handlung; die richtige Vertheilung beider im Oedip auf Kolonos, in der Antigone und auch in der Elektra von Sophokles hat diesen Werken den Beifall verschafft, den sie schon im Alterthum erhielten. Durch Sophokles erreichte das griechische Trauerspiel den höchsten Grad der Vollkommenheit, und auch für uns liegt darin ein wunderbarer Zauber. In dem dramatischen Theil ergreift uns der einfache Ausdruck des Gefühls, in dem Lyrischen wird dieses Gefühl durch den reichern Ausdruck gleichsam verklärt. So überläßt sich Hämon in der Antigone von Sophokles ganz dem Unmuth gegen seinen Vater, der die Geliebte des Sohnes in in eine finstere Höle einschließen will, ohne kaum seiner Liebe zu gedenken; der Chor singt aber ein Lied von der Allgewalt der Liebe. Das Erhabenste, was die lyrische Dichtkunst je hervorbrachte, finden wir in den Chorgesängen der Griechischen Tragiker.

Das Drama der Griechen hat Aehnlichkeit mit unserer Oper. Was dort der Chor that, soll hier die Musik bewirken, und sie vermag es allerdings in einem hohen, und zwar in einem solchen Grade, daß vor ihr das Silbenmaaß verschwinden mußte. Der Chor ist uns fremd; er gehört Zeiten und Ländern an, wo Alles im Freien und öffentlich verhandelt wurde.

Eine wunderbare Dichtung der alten Welt ist der gefesselte Prometheus von Aeschylus. Der Gott, so nennt sich Prometheus selbst, wird auf Befehl des höchsten Gottes, Zeus, durch die Kraft und Gewalt, zwei allegorische Personen (persönlich gewordene

Begriffe, wie sie bei den Alten selten vorkommen) vom Hephästos an einen Felsen des Kaukasus geschmiedet, im Lande Kolchis im fernen Skythien, weil er die Menschen liebte und für sie das Feuer vom Himmel stahl. Auch machte er sich hochverdient um die Menschen, er brachte sie zur Vernunft, denn träumend gingen sie umher, und hörend hörten sie nicht, sehend sahen sie nicht. Es kommen zu ihm die Nymphen Okeaniden und bilden den Chor, der bei ihm bleibt, ihm Rath zu geben und ihn zu beruhigen; dabei erzält er seines Bruders Atlas Schicksal. Es kommt Jo und hört von ihm, in welche Länder sie die Bremse treiben wird, denn Prometheus weiß die Zukunft, auch weiß er, daß einst Zeus die Macht verlieren, und er selbst die Freiheit wiederum erlangen wird. Endlich kommt Hermes und sucht ihn von seinem Starrsinn zu bringen, aber wild fordert Prometheus, der unsterbliche, den obersten Gott auf, gegen ihn zu wüten, und das Drama endigt mit einer furchtbaren Schilderung des herankommenden Gewitters. Aeschylus wurde im Alterthum beschuldigt, er habe in diesem Drama die Geheimnisse der Eleusinischen Mysterien verrathen. Der entschiedene Ausspruch, daß die Götter unter einem Schicksal stehen, dem sie nicht entgehen können, der Gott, der die Menschen liebt und für seine Liebe grausam bestraft wird, die Erfindung des Feuers, die wunderbarste von allen Erfindungen, und das auch dadurch bewirkte Hervortreten des Menschen aus seinem thierischen Zustande zu einem höhern Leben sind Lehren, die dem

herrschenden Glauben der Zeit ganz wider und das tiefste Geheimniß der Welt und de betreffen, die unerforschlichen Rathschlüsse de regierung. Darin liegt auch das Tieftragi Schicksals, wovon in neueren Zeiten oft gen det wurde, daß nämlich die Wege desselben unerforschlich sind. Die neuere Zeit ist durch ligion zu dem Glauben geführt, daß diese u liche Weltregierung zugleich gerecht und g Man findet kaum eine Spur in den Dichtu Griechen, daß dem Schicksal Versönung und zugeschrieben werde. Die Götter haben m Leidenschaften, sie handeln mit Zorn und Gü weit über Götter und Menschen erhaben l das Schicksal mit unerforschlicher, unmenschli rechtigkeit die Welt. Es ist vergeblich, diese sal für unsere Tragödie zurückzufüren, denn nung läßt sich nicht ändern. Mit unserm hört das Tieftragische auf und das Rührende dessen Stelle.

Durch Sophokles erreichte das lyrische bei den Griechen die höchste Vollkommenheit; unter Euripides wieder. Die Sucht zu gefal zu sehr hervor und störte das Gefallen. B findet man dieses im Anfange seiner Tragödi ter hin wird sein Ausdruck weniger gesucht u trifft auf einzelne, große Schönheiten. — D sche Tragödie könnte zu keiner Vollkommenhei gen; das Volk zog ihr die Mordthaten der toren vor.

Was die dramatische Kunst der Indianer betrifft, so verweise ich auf von Bohlens belehrendes Werk. Das Indische Drama entfernt sich sehr von der Griechischen Tragödie, es hat einen glücklichen Ausgang und ist, was man jetzt ein Schauspiel nennt. Es gleicht übrigens ganz und gar dem Indischen Epos; die Worte der Heiligen, Pilger, Büßer vermögen die Natur zu verändern, und erzeugen ein ganz anderes Schicksal; die Liebe der Frauen zu ihren Männern bringt eine Zartheit der Gesinnungen hervor, die der Griechischen Tragödie fehlt. Wer kennt nicht das liebliche Schauspiel Sakontala, wo die Verwünschung eines heiligen Pilgers die Ursache wird, daß der König seine Vermählte, seine Geliebte vergißt, wo er sich aber seiner Liebe sogleich erinnert, als der verlorne Ring, wunderbar genug, in einem Fische wieder gefunden wird. Es herrscht in diesem Schauspiel eine Zartheit der Gesinnungen auch gegen Thiere und Pflanzen, die man wohl Empfindsamkeit nennen könnte, von der man keine Spur in dem Griechischen Trauerspiel findet. Das Indische Schauspiel belebt die ganze leblose Natur, das Griechische Trauerspiel vernichtet sie. Auch erinnere ich mich keines Trauerspiels der Griechen, worin eine komische Person erscheint, wie Madhavya in der ernsten Sakontala.

Wir finden Trauerspiele bei vielen Völkern. Du Halde liefert uns in seiner Beschreibung von China ein Chinesisches Trauerspiel, welches von der größten Rohheit der Kunst zeugt. Es ist bloße Handlung, zwischendurch wird gesungen, und es ist Schade, daß

uns Du Halde die Gesänge nicht aufbewahrt hat. Unaufhörlich wird der Inhalt des Stückes wiederholt und gesagt, daß der Kriegsminister Tu-ngang-ku die Familie Tschao ausrotten will. Als er hört, daß die Gemahlin von Tschao schwanger sein soll, giebt er diesem den Befehl, sich das Leben zu nehmen und die Prinzessin einzusperren. Tschao beweint sein Unglück singend und nimmt sich das Leben; die Prinzessin bringt einen Sohn zur Welt, giebt ihn einem Arzt, um ihn in einem Arzneikasten wegzubringen und erhängt sich; der Arzt wird von Hankue angehalten, das Kind gefunden, durchgelassen und Hankue ersticht sich; so geht es fort mit kurzen Reden und vielem Morden. Es ist ein Trauerspiel, wie es die Knaben, die Schüler, die Anfänger machen. Die Handlung selbst ist nicht der Gegenstand der Kunst; es sind die Gesinnungen bei der Handlung, deren Entwickelung und Darstellung das Vergnügen hervorbringt, welches wir am Trauerspiel empfinden.

Woher dieses Vergnügen? Darüber ist schon viel geredet worden; auch Schiller, dieser Meister der deutschen Tragödie, hat darüber geschrieben. Ergriffen von der Kantischen Philosophie, nämlich der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, sucht er die Ursache dieses Vergnügens in der moralischen Zweckmäßigkeit. Allerdings hat diese großen Antheil an jenem Vergnügen, aber sie ist nicht der Hauptgrund desselben. Der Geist ist wie der Körper; beide gerathen ohne Thätigkeit in einen schwachen, stumpfen Zustand, beide sehnen sich nach Reizmitteln, um aus diesem Zustande

einem höhern Leben aufgeregt zu werden, für beide
regt die Thätigkeit Vergnügen, so lange sie nicht zu
ir angreift. Dieses Streben nach Thätigkeit ist ge-
iß zweckmäßig, aber das ist eine andere Rücksicht,
ovon hier nicht die Rede sein kann. Die Thätigkeit
s Geistes ist geistige Bildung, durch Einbildung,
ie wir sagen, durch Ausbildung wäre besser gesagt,
e Thätigkeit des Körpers ist körperliche Bildung.
s sind starke Reizmittel nöthig, um den Körper aus
iem sehr schwachen Zustande zu reißen, es sind hef-
ge Empfindungen nöthig, um den Stumpfsinn des
eistes zu überwinden. Das rohe Volk läuft zu Hin-
htungen, der zart fühlende Athener läßt sich die
Nordthaten durch einen Boten erzälen. Man muß
r diese Aehnlichkeit des Geistes und des Körpers
cht an der Oberfläche, sondern im tiefsten Innern
chen.

Zu welchem hohen Rang die Tragödie bei den
riechen gestiegen war, sieht man aus der Poetik des
ristoteles, die größtentheils von der Tragödie han-
lt. Dieses merkwürdige Werk, nicht allein wegen
ines Inhalts, sondern auch wegen des Einflusses,
n es fast zwei Jahrtausende nach seiner Entstehung
f die Dichtkunst gehabt hat, setzt das Wesen der
ichtung in einer Nachahmung (μίμησις); er führt
s Beweis an, daß die Kinder schon nachahmen, daß
: durch Nachahmung lernen, und sich über Nachah-
ung freuen. Offenbar nahm Aristoteles das Wort
μησις in einem weiten Sinne, er verstand darunter
arstellung, besonders nachbildende Darstellung, und

so griff seine Bestimmung tief ein. Die Freude an jener Darstellung suchte er in der Beurtheilung die Aehnlichkeit, dem Erkennen des Gegenstandes und ähnlichen Aeußerungen des Verstandes und der Urtheilskraft. Die Tragödie bestimmt er als die Darstellung einer ernsten und vollendeten wichtigen Handlung, bestehend aus Rede in Silbenmaß und gesungenen Chören, eine Darstellung der Handlung selbst, nicht Erzälung derselben, die durch Mitleid und Furcht eine Reinigung solcher Leidenschaften hervorbringt. Ich habe die Erklärungen, wie sie zum Theil Aristoteles selbst giebt, sogleich in die Definition gebracht, weil es hier auf eine wörtliche Uebersetzung nicht ankommt, sondern darauf, daß man die Meinung des Philosophen trifft. Der Zweck ist sogleich hinein gebracht, eine Reinigung der Leidenschaften durch Mitleid und Furcht oder vielmehr ängstliche Spannung über den Ausgang, welches allerdings zur Vermeidung solcher Leidenschaften dienen kann — ich denke solcher, wie sie die Tragödie darstellt. Daß die Handlung eine wichtige sein müsse, hat man früher zu sehr als nothwendig angenommen, und sogar in den neuesten Zeiten meint ein Philosoph, man müsse nicht darstellen, was man in seinem eigenen Hause haben könne. Wir wollen uns vielmehr freuen, daß in der neuern Zeit der einzelne Mensch so bedeutend geworden ist, daß er den Stoff für ein Trauerspiel geben kann. Jeder Mensch trägt eine mehr oder minder reiche Welt von Empfindungen, von Glück und Unglück in seinem Innern, und es fehlt nur die darstellende Kunst, um

daraus einen Gegenstand des Gefallens und der Theilname zu machen. — Aristoteles giebt noch andere Regeln für das Trauerspiel, die er nach Mustern der griechischen Tragödie entwickelt, wie die Definition selbst. Sie sind in der neuern Zeit zu strenge befunden, mit Recht, aber eine zu große Entfernung von ihnen hat auch Stücke hervorgebracht, die wenigstens in der Vorstellung nicht gefallen.

So wie Aristoteles sich auf die Kinder beruft bei seiner Bestimmung von Dichtung überhaupt, so könnten wir die Kinder ebenfalls anfüren, um zu zeigen, daß der Mensch ein geborner Schauspieler sei. Es ist eine gewöhnliche Bemerkung, daß die Kinder sich zuerst bei ihrem Namen nennen, ehe sie das Wort Ich aussprechen; Karl will, Marie spielt, sagen sie längere oder kürzere Zeit hindurch. Kant macht diese Bemerkung im Anfange seiner Anthropologie. Der Mensch muß sich erst nach seiner Einzelheit bilden, um sich vorzustellen, dann vereinigt er das Gebilde mit dem Bildner und spricht das Wort Ich aus. Das Kind tritt als ein Schauspieler auf die Büne des Lebens, als ein doppeltes Wesen, in dem das eine derselben die Rolle des andern spielt. Gleich einem Schauspieler bemüht sich der Knabe um den Beifall der Zuschauer, die ihn umgeben. Er hört sein Lob mit inniger Freude und glaubt, der Tadel treffe ihn nicht. Gleich den meisten Schauspielern hält er die Zuschauer für klug und weise, wenn sie Beifall geben, hingegen für dumm und thöricht, wenn sie den Beifall versagen. Mit dem Ich vergeht zum Theil

die Kindheit und viele Reize derselben verschwinden; die liebenswürdige Unbefangenheit ist verloren, und man kann nicht anders, als dem Ich Unarten anrechnen, die man dem zarten Naturgebilde übersah.

Die Komödie, sagt Aristoteles ferner, ist eine Darstellung des Schlechtern, nicht nach allem dem Bösen, was darin liegt, sondern nach dem Häßlichen, sofern das Lächerliche dazu gehört. Das Lächerliche ist ein Fehltritt und etwas Häßliches, doch ohne Schmerz und nicht verderblich. So ist ein häßliches und verzerrtes Gesicht lächerlich, wenn es nicht vom Schmerz herrührt. Aristoteles fährt nun fort, und sagt, daß die Ausbildung der Tragödie bekannt sei, nicht so der Komödie, weil sie kein Gegenstand des Ernstes gewesen. Die Bestimmung des Lächerlichen, wie sie Aristoteles hier giebt, ist nicht unrichtig, doch wird nicht gesagt, warum wir lachen. Ueberhaupt ist Lachen ein Zeichen des Vergnügens; das Kind lacht zuerst über den Tanz und jeden sanften körperlichen Reiz. Was der Tanz für den Körper ist, das ist der Gegensatz für den Geist, daher wurden auch die Gegensätze und Polaritäten in der Naturphilosophie eine wahre Lockspeise für die Naturforscher, wonach sie haufenweise liefen. Noch angenehmer wird der Gegensatz, wenn er Theilname erregt, die durchaus nichts von Mitleiden hat, denn dieses giebt sich auf eine ganz andere Weise kund, als durch Lachen. Wenn aber jemand stolz durch die Straße einherschreitet und fällt, ohne sich Schaden gethan zu haben, so lachen die ungebildeten Zuschauer, und selbst die gebildeten



verziehen dabei den Mund zum Lächeln. Eben so, wenn ein stolzer Reiter vom Pferde fällt, aber sich schnell aufrafft und hinter dem Pferde herläuft, so giebt er dem Volke ein lächerliches Schauspiel. Es scheint zweckmäßig und macht Vergnügen, wenn falsche Würde, falsche Tugend, falsche Kunst und Wissenschaft oder die Einbildung von Vorzügen überhaupt, durch den Gegensatz als falsch erscheinen, doch ohne daß Mitleiden auf irgend eine Art erregt wird. So zeigt sich das Lächerliche bei einem Fehltritte, einem Verfehlen (ἁμάρτημα), wie Aristoteles sagt. Daß ein verzerrtes Gesicht Lachen erregt, rührt wohl nur daher, weil es den Spott andeutet und den Spott deutet es nur an, weil es einen auffallenden Gegensatz zu dem gewöhnlichen Gesicht macht. Das menschliche Leben hat überhaupt eine lächerliche Seite, wenn man bedenkt, welchen thierischen Ursprung der Herr der Schöpfung hat. Darum lacht das Volk gern über alles, was in irgend einer Beziehung zu dieser Entstehung des Menschen steht, und die Alten stellten schon die Liebe des höchsten Gottes zur Alkmene höchst lächerlich vor, wie man auf einer Vignette in Winkelmanns Geschichte der Kunst sehen kann. Auch können wir überhaupt nicht leiden, daß andere Menschen sich zu sehr über uns erheben, daher sangen die Soldaten im Gefolge des Triumphirenden Spottlieder auf ihn, und die Deutschen hatten bei großen öffentlichen Festen einen Hanswurst, gleichsam um die Verehrung der Würdeträger zu mildern. Denn die Erde ist

rund, und jedermann glaubt, und sogar nicht mit Unrecht, obenauf zu stehen.

Es ist gar viel über das Lächerliche und das Lachen selbst, ästhetisch und physiologisch, geschrieben worden, es ist aber hier nicht der Ort, darauf einzugehen. Nicht ein anhaltender sanfter Reiz macht Lächeln oder Lachen, sondern eine Wiederholung desselben, eine Unterbrechung und eine Abwechselung von Reiz und Nichtreiz. Wir sehen dieses deutlich am Streicheln und Kitzel. Es hängt mit den geheimnißvollen Wirkungen der Bewegung zusammen, die wir besonders an den Wirkungen auf das Ohr, an den Tönen der Musik wahrnehmen. Das Lachen, eine Erschütterung des Zwerchfells, die in Wiederholung und folglich in Unterbrechung besteht, ahmt jene Wirkungen der Bewegung nach und stellt sie gleichsam dar. Dieses wäre das Physiologische des Lachens. Die Wirkungen des Gegensatzes auf den Geist scheinen von ähnlicher Art. Der Gegensatz besteht in der Verbindung von zwei Entgegengesetzten, nicht blos in dem Entgegensetzen allein; der Geist muß von Einem zum Andern gehen, um beide zusammen in die Einheit aufzunehmen. Der Gegensatz muß werden, ehe man ihn als solchen fassen kann. Hier ist ebenfalls eine Wiederholung, eine Unterbrechung vorhanden, die auf eine ähnliche Art auf den Geist wirkt, wie auf den Körper. So entsteht ein rein geistiges Vergnügen. Nun kommt aber das Gefühl der Theilnahme hinzu, oder das Interesse; wie sehen die Einbildung von Vorzügen, die wir nicht gelten lassen, herabge-

ʒt, oder auch die wahre Würde, die uns gar zu
ɪr niederdrückt. Das letzte war besonders in Re-
blikén der Fall, wo man nicht will und wollen
rf, daß ein Mann sich zu sehr über andere zu er-
ben sucht.

Was in diesen Erklärungen am meisten auffal-
ı möchte, ist die Vergleichung des Geistes mit dem
irper, oder das Zurückfüren dieses Gegensatzes auf
ıen und denselben Grund. Ich habe schon oft Er-
rungen dieser Art gewagt und werde sie noch öfter
ıgen. Was ist denn die Materie zuletzt? Nichts
3 Kraft; die Vereinigung der zurückstoßenden mit
: anziehenden Kraft. Eine völlig todte, völlig un-
rksame Materie läßt sich nicht einmal denken. Wir
illen die Materie vergeistigen, damit sie würdig
rde, des Geistes Wohnsitz zu sein.

Der Gegensatz, welcher Vergnügen machen und
chen erregen soll, darf nicht in bloßen Begriffen be-
hen, sonst wäre er wissenschaftlich; er muß seine
arstellung im Aeußern haben, um Kunst zu werden.
ochmuth kommt vor dem Fall, ist eine weise Lebens-
gel, bei der niemand lacht; aber durch Kunst und
ichtung hat sie für den Gegenstand unzälige Aeußerun-
n des Lächerlichen gegeben. Erst muß der Gegen-
ʒ aus dem Reiche der Begriffe, aus dem Innern
r äußeren Darstellung hervorgegangen sein, ehe er
misch werden und Lachen erregen kann. In den
sten Anfängen der komischen Kunst war noch alles
ßerlich; es war allein die Gestalt und Geberde,
rin der komische Ausdruck bestand; dies zeigt der

Satyr, der Faun, der Histrio der Alten, der Harlekin, Hanswurst, Pajazzo, oder wie er sonst heißen mag der Neuern, diese komische Person, die sich bei allen Völkern der Erde findet. Noch jetzt fehlt der Pajazzo nie bei den Kunstreitern und Seiltänzern; mit der größten Ungeschicklichkeit steigt er auf das Pferd oder das Seil, und oft fällt er plump genug wieder herunter, bis er sich plötzlich ermannt und nun alle seine Genossen an Geschicklichkeit übertrifft. Er giebt die weise Lehre, daß man nicht zu schnell nach dem Aeußern urtheilen soll. Bald kommen einige Worte hinzu, ein Zweigespräch, ein kurzes Selbstgespräch entspinnt sich und nun haben wir die Anfänge einer Komödie. Wenn auch nicht beim Seiltanzen und Kunstreiten, so entstand doch die alte Komödie vermuthlich auf eine ähnliche Weise bei öffentlichen Feierlichkeiten und Lustbarkeiten.

Das Verwachsene, Häßliche ist der Träger des Komischen bei allen Völkern. Es ist der Gegensatz des Schönen und doch ist es dieselbe menschliche Gestalt, mit einigen nicht gar großen Veränderungen. Die Nase darf nur um etwas über Negerform in die Höhe gebogen werden, um einen komischen Eindruck zu machen. Dabei hat doch der Satyr ausgezeichnete, unter Umständen nicht zu verachtende körperliche Vorzüge. Noch auffallender wird dieses, wenn die geistigen Vorzüge bei jenen Verirrungen der Schönheit glänzend hervortreten, wie es gar oft der Fall ist, und wenn im Gegentheil die schönere Gestalt in dieser Rücksicht der häßlichen weichen muß. Der

Bucklichte findet einen Ersatz darin, wenn er zeigen kann, daß die Natur solche Abänderungen liebt, daß sie oft die schönsten Blüten auf einem unansehnlichen Stamme entwickelt, und daß ein schön belaubter Stamm oft kaum sichtbare Blüten trägt.

Hat man nicht einen natürlichen Satyr oder Faun, so macht man einen künstlichen durch den Anzug und durch die Larve. Die letztere wurde überhaupt bei den Alten immer von den Schauspielern gebraucht, auch im ernsten Spiele, vielleicht wollte man dadurch Geschlecht, Jugend und Alter, Schönheit und Häßlichkeit nach Willkür ändern; immer war es eine todte Larve und dem lebendigen Mienenspiel nicht zu vergleichen. Noch bequemer macht man sich die komische Darstellung, wenn man das Schauspiel von hölzernen Puppen aufführen läßt, deren Arme man durch Fäden in Bewegung setzt. Schon die Alten hatten solche Puppenspiele, wie man in Flögels Geschichte des Groteskekomischen lesen kann. Die komischen Personen haben hier einen hölzernen, beständigen Charakter, und die Handlung des Stücks bleibt auch dieselbe, selbst die Worte, obgleich zuerst frei gesprochen, werden durch die beständige Wiederholung ebenfalls beständig. Man sieht vor einem solchen Policinellen-Theater die Knaben andächtig stehen; die gebildeten Männer gehen rasch vorüber, Frauen blicken mit Recht nicht einmal hin, nur dann und wann kommt ein Liebhaber und sieht das Schauspiel mit Vergnügen an. Man freut sich, zu den Anfängen der Schauspielkunst zurückzukehren, wie

man wohl die muthwilligen Sprünge der Knaben und ihre unschädlichen Raufereien mit Vergnügen ansieht. Es sind Knospen, deren erste Entwickelung man beobachtet, um sich die Blüten vorzustellen, welche daraus entstehen können und entstanden sind.

Den früheren Zustand des Schauspiels, wo es nur in der Geberde bestand, hat man durch die Pantomime wieder hervorzubringen gesucht. Die erste Pantomime, welche meistens in unanständigen Geberden bestand, haben alle Völker gehabt, doch mehr oder weniger verlassen. Die anständige Pantomime, wie wir sie noch auf dem Theater haben, war den Römern wohl bekannt, die sie von den Etruriern hatten. Sie begleiteten die Geberden, die oft in Tanz übergingen, mit einer Flöte, ungefähr wie es in unsern Pantomimen geschieht. Auch im Orient ist die Pantomime bekannt, denn Kämpfer sah eine solche in Japan und beschreibt sie als etwas sehr Schönes. Sobald die Pantomime eine längere Zeit allein bleibt ohne Tanz und ohne Musik, tritt sie aus dem Gebiete der Kunst, und kann nur dem einiges Vergnügen machen, der die Bedeutung zu errathen sucht. Das ist aber kein Vergnügen, wie es die Kunst gewährt. Als Kunst betrachtet, kommt mir die Pantomime vor, wie ein Schauspiel, wo man auf den Knieen rutscht, statt zu gehen. Ja, ein solches Schauspiel möchte noch spaßhafter sein.

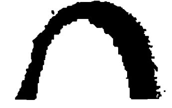
Die alte Komödie erreichte ihren höchsten Glanz durch Aristophanes. Die schönste Sprache, ein vollendetes Silbenmaaß, eine höchst lebendige Darstel-

lung, geben ihr schon als nachahmenden Gegensatz der alten Tragödie, als Parodie große Reize. Der üppige Dichter, in der Fülle seines Geistes, kennt keine Bande, als die Bande des Silbenmaaßes, mit denen er spielt. Die zügellose Freiheit der Athenischen Republik gab ihm nicht allein Erlaubniß, sondern forderte ihn sogar zu Persönlichkeiten auf, die allerdings dazu beitragen, der Darstellung ein grelles Leben zu ertheilen, wie die Gebäude in einem Landschaftsgemälde die Gegend bezeichnen und kenntlich machen. Wahr oder nicht wahr, das scheint dem Unbändigen einerlei; der Sokrates, wie er uns in den Wolken ihn vorstellt, ist gerade das Gegentheil von dem Philosophen, welchen Xenophon und Platon uns schildern; auch soll, wie man im Alterthum sagte, Sokrates in der Vorstellung der Wolken gewesen sein und gelächelt haben. Die Mythe hatte ferner die Götter der Griechen in so zweideutigen Lagen dargestellt, daß es dem kühnen Dichter nicht übel gedeutet wurde, wenn er seinen Sokrates die ärgsten Dinge von dem Donnergott sagen läßt. Das Leben im Freien der Völker unter einem warmen Himmel, und in einem Staate, wo sich niemand Zwang anthat, gewöhnte mehr an schmutzige Gegenstände aller Art, und gab dem Dichter auch hierin Freiheiten, die wir uns in einem geschlossenen zierlichen Schauspielhause nicht erlauben dürfen. Auch trug die große Entfernung des weiblichen Geschlechts von den Versammlungen der Männer nach den Sitten der Athener dazu bei, die Rede frecher zu machen; ein Weib er-

röthet noch, im Plutos, über eine Unanständigkeit, und überall halten die Weiber die Wildheit der Männer zurück, um sich nicht misbrauchen zu lassen. Allerdings verlieren wir viele höchst lächerliche Darstellungen und witzige Einfälle, die man in jedem Stück nicht weit aufzusuchen hat*), aber das Zeitalter des Aristophanes ist nicht wieder gekommen und kommt nicht wieder. Die Nachahmung der Euripidischen Chöre vollendet den eigentlich rein komischen Eindruck des Ganzen.

Ungeachtet mancher witzigen Einfälle liegt doch das Komische in der griechischen Komödie mehr in der ganzen Lachen erregenden Darstellung, als in jenem Funkensprühen des Witzes. Ueberhaupt finden wir im ganzen Alterthum den Witz weit weniger ausgebildet, als er in den neuesten Zeiten es wurde. In der griechischen Anthologie lesen wir nur einige Epigramme, denen wir das beilegen könnten, was wir jetzt in besonderer Bedeutung Witz zu nennen pflegen. Das läßt sich erwarten. Das Alterthum war seiner Natur nach dichterischer als die neuere Zeit, wie die Jugend mehr als das männliche Alter, und der Witz ist ein Rückschritt von dem Dichten zum Denken. Die ausführliche Darstellung hat sich immer mehr zusammengezogen in einen kurzen, aber umfassenden Zug, der mit seiner reichen Innigkeit vor

*) Σ. Τί γαρ οἵδε δρῶσιν, οἱ σφόδρ' ἐγκεκυφότες;
M. Ούτοι δ' ἐρεβοδυφῶσιν, ὑπὸ τὸν Τάρταρον.
Σ. Τί δῆθ' ὁ πρωκτὸς ἐς τὸν οὐρανὸν βλέπει;
M. Αὐτὸς καθ' αὑτον ἀστρονομεῖν διδάσκεται.



die Seele tritt. Er wird Begriff, indem man ihn in seiner Bestimmtheit, in seiner völligen Einheit faßt, aber dann schwindet die Fülle, welche sich zur Einheit zusammendrängte. Kant suchte das Wesen der Schönheit in dieser Schicklichkeit der Gegenstände für den Begriff; offenbar nicht schicklich ausgedrückt, denn je mehr sich etwas dem Begriffe nähert, desto gestaltloser muß es werden, und in der Gestaltlosigkeit dürfen wir die Schönheit nicht suchen. Derselbe Philosoph redete auch von ästhetischen Ideen, oder solchen, wobei sich viel denken läßt, und das ist beinahe die Bestimmung des Witzes, wenn man nur das Denken in Gefühl verwandelt, in Anklang des Denkens, möchte man sagen. Aber jener umfassende, jener magische Zug wird nur kenntlich, tritt nur hervor durch seinen Gegensatz, so wie der Funken nur im Dunkeln sichtbar wird. Eben so wie der Begriff von Menge überhaupt ganz unbefriedigt läßt, wenn man nicht das Maaß andeutet, eben so läßt auch die mit einer Menge von Empfindungen erfüllte zusammengezogene Darstellung ganz unbefriedigt, wenn man ihr nicht einen Gegenstand an die Seite stellt, wodurch sie gemessen wird. Man hat den Witz darin gesucht, die Aehnlichkeit der Dinge zu finden, und den Scharfsinn, die Unterschiede zu finden; nicht ganz unrichtig, denn der Gegensatz ist nur ein solcher, weil die Gegenstände in einem dritten übereinkommen. Aber man nennt es auch Scharfsinn, wenn man die Aehnlichkeiten zwischen gegebenen Gegenständen findet und keinesweges Witz. Dieser muß in der Menge von

Gegenständen den finden, der zum Gegensatz dient, und zwar ist der Witz desto größer, je schneller dieses ohne langes Suchen gelingt. So erscheint er allerdings als ein wunderbares Vermögen, dessen Art und Weise zu verfaren wir durchaus nicht kennen, das wir uns willkürlich nicht zu geben im Stande sind, und das uns am meisten flieht, wenn wir es mit Mühe zu erhaschen suchen. Wir sagen mit Recht im Deutschen ein witziger Einfall, weil wir nicht wissen, woher uns ein solcher kommt, und im Französischen ein geistiger Ausbruch, weil er plötzlich aus dem Innern ohne nachzudenken hervortritt.

Der komische Witz gefällt also nicht allein, weil er Lachen erregt, sondern auch, weil er, wenn auch einen geringen Grad von Bewunderung dadurch hervorbringt, daß der witzige Kopf den treffenden Gegensatz schnell gefunden hat. Schnell gefunden — wenigstens muß er so erscheinen, denn alles mühsam Gesuchte, weit Herbeigeholte vermindert den Eindruck. Witzige Antworten, wo die Schnelligkeit, womit der Gegensatz gefunden wurde, offenbar ist, haben daher den größten Beifall. Doch muß die Schnelligkeit des Findens nicht mit der Leichtigkeit zusammentreffen, denn ein leicht gefundener Witz kann keine großen Ansprüche auf Beifall machen. Hierher gehören die Zweideutigkeiten der Worte, die Anspielungen auf Namen und ähnliche, gleichsam mechanische Anstöße. Man braucht nur die Aufmerksamkeit darauf zu richten, um den Witz zu finden. Wenn der Dichter in einer wahrhaft komischen Darstellung, oder in einer

Fülle von andern treffend witzigen Einfällen solche Wortspiele und Namensdeutungen mit unterlaufen läßt, so nehmen wir sie mit Vergnügen auf, aber wenn sie oft wiederholt werden oder die komische Darstellung sich darauf gründet, so erregen sie leicht Ueberdruß. Immerhin mag man sie zu lustigen Darstellungen in einer Gesellschaft gebrauchen, wo sie keine andern Ansprüche machen, als für den Augenblick zu ergötzen. Aristophanes hat solche Einfälle nicht selten, aber sie dienen nur, um die ganze Darstellung zu heben, gleichsam wie Schattenstriche im Gemälde. Je weniger gebildet die Versammlung ist, desto mehr gefällt ein solcher Wortwitz, und die Knaben fangen in der Regel damit an. Doch ist er besser, als der falsche Witz, wenn der Gegensatz kein Gegensatz ist, und wenn das Schiefe, Falsche gar zu sehr hervortritt, nennt man ihn frostig. Eine zweckmäßige Anwendung des ächten komischen Witzes ist, ihn an das Ende einer kurzen Geschichte zu stellen, wo man eine Spannung durch die Erzälung erzeugt, die sich zuletzt in ein Gelächter auflöst. Man nennt dieses, eine Anekdote erzälen, ein an sich unpassender Ausdruck, da er eigentlich etwas noch nicht Herausgegebenes, Bekanntgemachtes andeutet, aber auf der andern Seite gar zweckmäßig, indem er daran erinnert, daß eine solche Erzälung nur dann die größte Wirkung thut, wenn man sie zum ersten Mal erzält, und daß die Wirkung abnimmt, je mehr man sie wiederholt, bis die Wirkung endlich ganz schwindet. Jeder witzige Einfall hat die Eigenschaft, durch Wiederho-

lung schwächer zu werden und endlich ganz seinen Zweck zu verfehlen; daher haben selten bloß witzige Schriftsteller den Beifall, den sie im Anfange hatten, auf eine längere Zeit sich erhalten. Dazu kommt noch, daß der Gegenstand, worauf der Gegenstand gerichtet war, unbekannt geworden ist, wenigstens die Theilnahme verloren hat. Wie viel Mühe haben sich nicht die Ausleger gegeben, uns die Aristophanischen Scherze verständlich zu machen; und doch gehört viel Kenntniß des Atheniischen Alterthums dazu, um an jenen Aeußerungen des komischen Witzes einen lebhaften Antheil zu nehmen.

Der Witz ist nicht immer komisch, er kann eben sowohl ernsthaft, er kann sogar erhaben sein. So wie der Gegensatz, wie wir ihn geschildert haben, dazu dient, die falsche Höhe zu zeigen, und dadurch Lachen zu erregen, so kann er auch die wahre Höhe zeigen und dadurch Bewunderung, oder auch jede andere, wenn auch nicht tiefe, aber doch ernste Empfindung erregen. Dem alten Epos, der griechischen Ode und der griechischen Tragödie ist der Witz fremd, aber im spätern Alterthum wohl zu finden. Im Virgil kommen solche ernste witzige Gedanken vor; das timeo Danaos et dona ferentes gehört dahin, und noch mehr una salus victis nullam sperare salutem. Der Gegensatz hat in der letzten Rede sich schon von der Darstellung zurückgezogen und ist Begriff geworden; ein Gedankenspiel, welches die spätern Italiener concetti sehr treffend nannten. Virgil's Nachfolger sind reich an solchen Gegensätzen.

Immer ist es ein Kunstgriff, eine Rückkehr von dem Gegenstande, der den Dichter hinreißen sollte. Witz ist nämlich mehr als Betrachtung, die gar wohl in höchster Leidenschaft entstehen kann und wirklich entsteht.

Wir besitzen ein komisches Heldengedicht aus dem griechischen Alterthum, die Batrachomyomachie, den Krieg der Frösche mit den Mäusen, eine Parodie der Homerischen Iliade, worin die Homerische Darstellung recht gut nachgeahmt wird. Es befindet sich unter den Homerischen Gedichten, aber niemand wird Homer für den Verfasser halten. Höchst wahrscheinlich gehört das Gedicht in die Zeiten der Alexandriner. Wenn auch der Verfasser sich von der Ueberladung seiner Zeit ziemlich frei gehalten hat und frei halten mußte, um Homer nachzuahmen, so läßt er sich doch bei der Beschreibung der Krebse, die den Fröschen zu Hülfe kommen, von dem Geschmack seiner Zeit überraschen, und häuft Beiwörter auf Beiwörter.

Das römische Lustspiel war zuerst, wie bei andern Völkern, eine schmutzige Harlekinade, vermuthlich voll eigenthümlichen Witzes, aber es konnte nie zu einer Bedeutung, selbst nicht durch Plautus kommen, da kein Trauerspiel vorangegangen war, worauf es sich stützte. Auch die neue griechische Komödie oder die ernste Komödie, die wir aus der ersten Hand nicht kennen, hatte unter den Römern an Terentius ihren, wie es scheint, glücklichen Nachbildner. Aber sie trifft in Griechenland auf eine Zeit der Ruhe unter Alexander, in welcher sie nur ihres sanften, ich möchte sagen, häuslichen Charakters wegen, gedeihen kann,

lung schwächer zu werden und endlich ganz seinen Zweck zu verfehlen; daher haben selten bloß witzige Schriftsteller den Beifall, den sie im Anfange hatten, auf eine längere Zeit sich erhalten. Dazu kommt noch, daß der Gegenstand, worauf der Gegenstand gerichtet war, unbekannt geworden ist, wenigstens die Theilnahme verloren hat. Wie viel Mühe haben sich nicht die Ausleger gegeben, uns die Aristophanischen Scherze verständlich zu machen; und doch gehört viel Kenntniß des Athenischen Alterthums dazu, um an jenen Aeußerungen des komischen Witzes einen lebhaften Antheil zu nehmen.

Der Witz ist nicht immer komisch, er kann eben sowohl ernsthaft, er kann sogar erhaben sein. So wie der Gegensatz, wie wir ihn geschildert haben, dazu dient, die falsche Höhe zu zeigen, und dadurch Lachen zu erregen, so kann er auch die wahre Höhe zeigen und dadurch Bewunderung, oder auch jede andere, wenn auch nicht tiefe, aber doch ernste Empfindung erregen. Dem alten Epos, der griechischen Ode und der griechischen Tragödie ist der Witz fremd, aber im spätern Alterthum wohl zu finden. Im Virgil kommen solche ernste witzige Gedanken vor; das timeo Danaos et dona ferentes gehört dahin, und noch mehr una salus victis nullam sperare salutem. Der Gegensatz hat in der letzten Rede sich schon von der Darstellung zurückgezogen und ist Begriff geworden; ein Gedankenspiel, welches die spätern Italiener concetti sehr treffend nannten. Virgil's Nachfolger sind reich an solchen Gegensätzen.

Immer ist es ein Kunstgriff, eine Rückkehr von dem Gegenstande, der den Dichter hinreißen sollte. Witz ist nämlich mehr als Betrachtung, die gar wohl in höchster Leidenschaft entstehen kann und wirklich entsteht.

Wir besitzen ein komisches Heldengedicht aus dem griechischen Alterthum, die Batrachomyomachie, den Krieg der Frösche mit den Mäusen, eine Parodie der Homerischen Iliade, worin die Homerische Darstellung recht gut nachgeahmt wird. Es befindet sich unter den Homerischen Gedichten, aber niemand wird Homer für den Verfasser halten. Höchst wahrscheinlich gehört das Gedicht in die Zeiten der Alexandriner. Wenn auch der Verfasser sich von der Ueberladung seiner Zeit ziemlich frei gehalten hat und frei halten mußte, um Homer nachzuahmen, so läßt er sich doch bei der Beschreibung der Krebse, die den Fröschen zu Hülfe kommen, von dem Geschmack seiner Zeit überraschen, und häuft Beiwörter auf Beiwörter.

Das römische Lustspiel war zuerst, wie bei andern Völkern, eine schmutzige Harlekinade, vermuthlich voll eigenthümlichen Witzes, aber es konnte nie zu einer Bedeutung, selbst nicht durch Plautus kommen, da kein Trauerspiel vorangegangen war, worauf es sich stützte. Auch die neue griechische Komödie oder die ernste Komödie, die wir aus der ersten Hand nicht kennen, hatte unter den Römern an Terentius einen, wie es scheint, glücklichen Nachbildner. Aber sie trifft in Griechenland auf eine Zeit der Ruhe unter Alexander, in welcher sie nur ihres sanften, ich möchte sagen, häuslichen Charakters wegen, gedeihen kann,

ersten Sitz zu Dodona aufschlug. Der Pythische Apoll zu Delphi erhob sich später und gehörte dem mehr gebildeten Griechenland an; aber es kam, wie schon oben erwähnt wurde, der Hexameter, in dem die Pythia sprach, von Norden, von den Hyperboräern dorthin.

Wenn der Mensch sich selbst überlassen bleibt, so wird seine erste Religion der Fetisdienst *). Das wunderbare Schicksal, welches ihm auf allen seinen Wegen entgegentritt, unbegreiflich, jeder Forschung nach Ursach und Wirkung, den ersten Verstandes-Versuchen, entweichend, führt bald zum unvernünftigsten Aberglauben. Der Vogel, der über ihm hinfliegt, die Schlange, welche ihm begegnet, selbst der Stab, den er heute trug oder nicht trug, und andere unbedeutende Begebenheiten bringen ihm Glück oder Unglück. Es ist merkwürdig, daß der Menschenstamm, der allerdings auf der untersten Stufe der Bildung steht, der Neger, noch immer diesen Fetisdienst hat, und zwar in dem allerhöchsten, oder man möchte sagen, allertiefsten Grade. »Die Menge der Götter ist unzälig«, sagt ein Fidaer in Bosmans alter, aber genauer Beschreibung von Guinea, »denn wollen wir eine Sache von Wichtigkeit unternehmen, so suchen wir erst einen Gott aus, welcher sie gelingen

*) Das Wort Fetis kommt ohne Zweifel von dem Portugiesischen Worte feitissare, hexen, her. Die Portugiesische Sprache ist tief unter die Neger eingedrungen. Feitissare ist von feito, eine That, abgeleitet, und heißt etwas machen, was nicht in der rechten Ordnung ist, denn feito gehört als Participium zu facer, machen.

acht, und indem wir aus dem Hause mit dieser
bsicht gehen, nehmen wir das erste Wesen, welches
h uns darbietet, und bringen ihm unser Opfer dar,
it dem Versprechen, daß, wenn die Sache gelingen
llte, dieses Wesen unser Gott bleiben werde.« Eine
)endige Schilderung jener kindischen Religion, oder
elmehr eines kindischen Aberglaubens, der die Stelle
r Religion bei den Völkern vertritt, die ungeach-
t ihrer Verbindung in Staaten keine bedeutende
)rtschritte in der geistigen Bildung gemacht haben.
och jetzt herrscht ein ähnlicher Aberglauben im
lenschen, er fängt in der Kindheit an, und erstreckt
h oft über die Grenzen der Kindheit und Jugend
naus, bis in das späte Alter; ein geheimer Aber-
aube, dessen der Mensch sich schämt, wenn ihn nicht
nand, wie Lichtenberg in seiner Lebensbeschreibung,
ne Umstände der Welt ausplaudert.

Auch die Orakel liegen im Fetisdienst. Ein Fe-
s ist besser als der andere; er hat mehr zum Glück
führt, er hat weniger getäuscht. Man möchte ih-
rn fragen, aber seine leise Stimme läßt sich n
ı Innern hören, im Zustande der Entzückung, r
ˈegeisterung. Ein dänischer Kaufmann L. F. R
er, der im Jahre 1769 eine Beschreibung
uinea herausgab, sagt Folgendes: »Wenn sic
r Supplicante einstellt, so überliefert er sein
ı das Fetisweib, welches es draußen vor
ßt; sie kriecht alsdann auf Händen und
e Hütte, so daß ein Faden von Bast,
ner Glocke befestigt ist, ihr auf dem

nachdem befiehlt sie dem Supplicanten in die Hütte zu kommen, die Thüre zu schließen, sich auf die Erde zu setzen, den Kopf zwischen die Knie zu bücken, und die Hände vor das Gesicht zu halten. Hierauf fängt das Weib ihre Beschwörungen an, oder mahnet den Fetis zu sich, und wenn der Fetis erschienen, wird die Glocke geläutet. Das Weib ist begeistert oder stellt sich doch, als ob sie es wäre; sie strecket Arme und Beine von sich, fängt an zu schnauben, schäumt aus dem Munde und ziehet mit einer hohen Brust einen kurzen Athem. Der Supplicant weiß also, daß es Zeit sei, seine Frage vorzubringen, worauf die Fetismacherin in ihrer altväterischen Sprache mit einer feinen, pfeifenden Stimme antwortet.« Der Verfasser scheint selbst hin und wieder an den Fetis zu glauben, den er übrigens, den Labodeischen nämlich, bei seinem Namen Gimawang nennt, welches man selten findet. — Die Pythia sprach zu dem Fragenden, wie die Priesterin des Fetis Gimawang.*)

Auch die neueste Beschreibung jener Länder weicht hierin von der ältern wenig ab. Die Fetisse oder untergeordneten Gottheiten — sagt Bowdich in seiner Mission zu den Ashantis (London 1819) — be-

*) Herodot sagt (2, 58), daß die Wahrsagerkunst der Griechen aus Aegypten gekommen und das Orakel zu Dodona dem Orakel zu Theben in Aegypten ähnlich sei. Aber warum nennt er Dodona, da doch der Weg von Aegypten nach Delphi weit näher war? Es ist nur die allgemeine Völker-Aehnlichkeit, welche sich hier zeigt, es sind die ersten Bestrebungen einer rohen Religion, die sich bei den Negern vorzüglich lange erhalten hat.

wohnen Flüsse, Wälder und Berge, und werden verehrt, so wie ihre Vorhersagungen eintreffen. — Der jetzige Hauptfetis der Ashantis ist der Fluß Tando; Kobi ein Fluß in Domkana und Odonti am Adiri sind zwei andere. Der König und die Vornehmen wohnen nach dem Tode bei dem obern Gott, die Geringern bei den Fetissen. — Es giebt zwei Klassen von Fetismännern oder Priestern. Die von der ersten wohnen in dem Hause des Fetis, und ihr Amt ist erblich, die von der andern leben unter den Menschen, helfen bei Feierlichkeiten und dienen als Wahrsager und Beschwörer. Zu diesen gesellen sich auch solche, welche vorgeben, von dem Fetis plötzlich ergriffen zu sein. An die Fetisweiber wendet man sich vorzüglich, um ärztliche Hülfe zu suchen; sie sind vor und nach der Heirath öffentliche Huren. Jede Familie hat eine Mannigfaltigkeit von Hausfetissen, welche ihnen die Priester liefern; einige sind hölzerne Figuren, andere von willkürlichen Gestalten und Stoffen. In Ashanti giebt es keinen allgemeinen Fetistag, wie an der Küste, wo dieses der Dienstag ist. — Sie haben glückliche und unglückliche Tage.*) — Wenn die Ashanti's trinken, gießen sie etwas auf die Erde für den Fetis.«

Es ist wohl zu erwarten, daß die vielen persönlichen Religionen jener frühen oder in ihrem frühen

*) Römer redet bestimmter davon (S. 70). Er setzt hinzu, daß die Neger an der Küste selbst keine genaue Kenntniß davon besitzen, bis sich ein gelehrter Neger aus Akim oder Assianti bei ihnen einfindet, und ihnen wieder Unterricht giebt.

Zustande gebliebenen Völker sich in eine allgemeine zusammenziehen mußten, je mehr sich die Menschen von ihrer Persönlichkeit entfernten, um in einen Staat zusammen zu treten. Die Aschantis haben große Ströme zu ihren höhern Göttern gewählt, wie Bowdich sagt, und nach Bosman ist der Hauptfetis anderer Neger das Meer. Kein Wunder, daß die Sonne, der Mond, der Sternenhimmel und an diesem die sieben gleich der Sonne und dem Monde wandernden Sterne, wie sie eine etwas schärfere Beobachtung zeigte, vor allen übrigen den Rang der Gottheit erhielten. Wir sehen dieses in der ägyptischen Religion, wo Sonne und Mond, Osiris und Isis, die vornehmsten Gottheiten wurden. Es ist gewiß eine falsche Vorstellung, wenn man glaubt, das Alterthum habe die Eigenschaften erst gehörig unterschieden und dann daraus die Gottheit gebildet. Nein, das persönliche Bild der Gottheit, eine dichterische Darstellung, ging voran und daraus folgten die Thaten des Gottes, wie sie der bildende Geist des Priesters hervorrief. Denn der Priester war ein Dichter in der besten Bedeutung des Wortes, den die Begeisterung ergriff, der in seiner Begeisterung von den übrigen angestaunt wurde und dessen Aussprüche nun als Lehren galten. Die Empfänglichsten gesellten sich ihm zu, und es bildete sich nach und nach der Priesterstand aus, der sich als ein höher begabter von den übrigen Volkshaufen unterschied. Das in der Begeisterung Gesprochene hat einen tiefen oder vielmehr reichen Sinn, und es ist auch Begeisterung nö=

thig, diesen reichen Sinn zu empfinden oder empfindend zu fassen, ohne ihn bestimmt zu denken. Der nicht Begeisterte kann ihn gar nicht fassen, ja dem weniger Begeisterten gelingt es nicht ganz; es bleibt nichts übrig, als durch Betrachtung und Nachsinnen so viel herauszuziehen, als man vermag, indem man die unendliche, nicht zu ergründende Tiefe zugesteht. Es ist aber auch oft eine Anleitung nöthig, um diese Nachforschungen zu unternehmen; das rohe Volk ist dessen ganz unfähig, ja es mißversteht, und besser wird es sein, den Pöbel abzuhalten oder ihm nur die Außenseite der Lehre sehen zu lassen. So entstand die Geheimlehre vieler Priester. — Nicht allein bei den Aegyptern, sondern auch bei vielen andern Völkern entstand die Anbetung der Sonne und der Sterne, wurde aber auf eine sehr verschiedene Weise ausgebildet, da dieses von der gar sehr verschiedenen priesterlichen oder dichterischen Fantasie abhing.

Der Fetisdienst ist die erste, die Verehrung der Gestirne die zweite Stufe des Glaubens oder Aberglaubens der Völker, eine dritte, höhere, die Vergötterung der Elemente. Der Geist hat sich mehr zum Allgemeinen erhoben, aber dieses tritt noch immer in seiner dichterischen Persönlichkeit auf. Die Religion der Inder zeigt dieses vorzüglich; die drei sichtbaren Elemente Erde, Feuer, Wasser sind zu den drei ersten Gottheiten Brahma, Schiwa, Wischnu geworden. Das Allgemeine ist dem Geistigen so nahe verwandt, daß auch dieses Persönlichkeit erhält und nun die Zahl der Götter vermehrt. Die Liebe und andere

Leidenschaften, Rache und Furcht, Kunst und Wissenschaft, die Zeit sogar zeigen sich nun den Sterblichen als herrschende, beglückende und strafende Gottheiten. In der höchsten Allgemeinheit ist es Ormuzd und Ahriman, das gute und böse Wesen der Perser, welches in dieser Stufe des Glaubens erscheint. Nur in einem Volke erhielt sich die Kenntniß des Einen Gottes. — Die verschiedenen Religionen bezeichnen zwar diese vier Stufen, aber da jede längere Zeit in jedem Volke herrschte, so trat auch eine größere Ausbildung hinzu, und in einer jeden finden wir Fortschritte zu einer höhern Stuffe, so wie wir auch in manchen die Spuren einer niedern Stuffe, sogar des Fetisdienstes, bemerken.

Das Volk der Griechen nahm alle Religionen auf, die von andern Völkern dahin kamen. Damit vermischt sich ihre älteste Geschichte, und nun entsteht eine so mannigfaltige, reiche, künstlerische Mythologie, wie sie kein anderes Volk hatte. Furchtbar und lieblich gab sie den Stoff für die höchste Blüte der Dichtung. Sie ist aber aus so verschiedenen Strömen und Flüssen und Bächen zusammengesetzt, daß es äußerst schwer ist, einen jeden bis zu seiner Quelle zu verfolgen.*) Homer und Hesiodos gaben

*) Es ist schon öfter gesagt worden, daß dem indischen Alterthum das römische näher stehe, als das griechische. Eine Stelle in Seneca de benefic. L. 4. c. 8. sagt, daß die alten Lateiner drei Hauptgottheiten gehabt haben, den Liber pater, Hercules und Mercurius. Die Deutung der beiden ersten auf Erde Brahma und Feuer Schiwa ist leicht, die dritte folgt von selbst.

:n Griechen ihre Theogonie, wie Herodot sagt; wir ıben noch die Theogonie von Hesiodus, ein wunder ares, ungleiches Gedicht mit schönen dichterischen 5tellen und andern sehr prosaischen, voll Wiederho ıngen und Widersprüche, ein Werk, in dem noch der auhe Norden zu wehen scheint.

Die Griechen waren ein sehr zusammengesetztes 3olk; Pelasger und Hellenen, ägyptische und phöni ische Ankömmlinge, Phrygier und Perser und Assy :r brachten Mythologie und Sitten zusammen, so aß es sehr schwer sein möchte — viele gelehrte Männer haben sich bemüht — dieses Gewirre zu son :rn und zu entwickeln. In ihrem ersten Grunde ımen manche dieser Mythologien höchst wahrscheinlich it einander überein; aber sie waren so verschieden ısgebildet, daß man ihre Uebereinstimmung nicht ehr erkannte. Es entstand dadurch ein Reichthum, ne Ueppigkeit, möchte man sageu, der dichterischen arstellung, die nicht allein auf das Volk, sondern ıch auf ihre Nachfolger, die Römer, und selbst auf : Nachwelt einen großen Einfluß gehabt hat.

Die mythologische Dichtung ging in die philoso ische über; die ersten philosophischen Versuche, über ı Ursprung der Dinge und der Welt überhaupt, ren in Versen. Man wollte und konnte noch nicht sich hineingehen, man konnte noch nicht mit Leich keit auf Begriffe bringen; man wollte vielmehr, s im Innern verborgen lag, im Aeußern darstel , und so fiel nicht allein die mythologische, sondern

auch die erste philosophische Dichtung ganz der Kunst anheim.

Die Orakel gaben in ihren Antworten auf Fragen Befehle und Lehren in Versen, wie sie aus der Begeisterung hervorgingen und wie sie auch leicht im Gedächtniß konnten behalten werden. Man ahmte dieses, und zwar aus dem letzten Grunde, ohne Zweifel bald, nach, die Gesetze, die Lebensregeln wurden in Versen gegeben. Unter der Ueberschrift Gnomen haben wir noch viele aus dem Griechischen Alterthum; die meisten vermuthlich aus spätern Zeiten; die ältesten mögen die von Theognis und einige von Solon sein.

Bald entstand das Lehrgedicht, worin die Lehren ausgeführt wurden, die man in den Gnomen nur kurz andeutete. Es war gewiß sehr alt, denn es ist oft leichter, umständlich über einen Gegenstand zu reden, als den Gedanken in einen kurzen Spruch zusammen zu fassen. Ich hatte nicht die Zeit kurz zu sein, sagt Cicero, indem er seinen weitläuftigen Brief entschuldigt. Wir haben ein Lehrgedicht aus dem Alterthum, die Werke und Tage von Hesiodos, welches den Charakter des Alterthums in einem hohen Grade zeigt; einen lockern Zusammenhang, eigentlich gar keinen, schöne dichterische Darstellungen, mit matten, undichterischen wechselnd, gerade wie es die Jugend der Kunst mit sich bringt; auch kommen sehr alte Sitten und Gewohnheiten vor, z. B. daß die Richter den Namen Könige erhalten. Das Gedicht trägt mehr das Gepräge des Alterthums, als die

Homerischen Gesänge, und man könnte schon deswegen vermuthen, daß die letztern eine spätere Ueberarbeitung erlitten hatten. Nach Hesiodos haben wir ein Lehrgedicht mehr aus dem Griechischen Alterthum bis auf die Zeiten der Alexandriner, aus diesen Zeiten besitzen wir aber mehre. Ein Arzt, Nikander, hat zwei geliefert, die Alexipharmaca und Theriaca. Sie erregen beim Lesen ein schmerzliches Gefühl über die Qual, die sich der Dichter angethan, den widerstrebenden Stoff dichterisch auszuschmücken. Ihr einziges Verdienst ist, daß sie zu gelehrten Anmerkungen die Veranlassung gegeben haben.

Unter den Römern ist Virgils Gedicht vom Landbau sehr berühmt. Virgil hat das Gedicht von Hesiodos vor Augen gehabt, aber keineswegs nachgeahmt, und eben dieses läßt sich von ihm in Rücksicht auf seine Alexandrinischen Vorgänger sagen. Mit großer Kunst ist der Stoff geordnet, und das Ende eines jeden Buches scheint bestimmt, um den Leser für das Vorhergehende schadlos zu halten; es besteht aus einer Episode, worin man schöne Verse findet. Ungeachtet des Beifalls, den man diesem Gedicht besonders in neueren Zeiten gegeben hat, scheint mir jedoch die Bemühung, durch mühsam gesuchte Vergleichungen und gelehrte Anspielungen einfachen Gegenständen, einfachen Arbeiten einen dichterischen Reiz zu geben, ganz verfehlt. Man sieht den Zwang des Dichters, und man ermüdet mit ihm. Diese große Gelehrsamkeit des Dichters ist es auch, welche manchen

schönen Stellen in seinen Eklogen den Reiz benimmt. Virgils Gedicht ist ebenfalls vortrefflich zu gelehrten Anmerkungen, welche man auch in Menge dazu gemacht hat. Was die Sachen betrifft, wovon der Dichter redet, so sind die von dem Engländer Martin die besten, und denen von Voß, der diese Gegenstände wenig kannte, weit vorzuziehen.

Die lateinische und griechische Dichtkunst sank mit dem Römischen Reiche, denn die Zeitumstände benehmen die Lust zum Dichten, und der Mangel an Wissenschaft die Kraft. Jedes Land, worin der Kampf die Oberherrschaft entscheidet, ist in einem unglücklichen Zustande, und dieses war der Fall in den letzten beiden Jahrhunderten des Römischen Reiches. Nur von einigen wenigen zufällig hochgestellten Männern haben wir Gedichte, meistens Nachahmungen und Ueberarbeitungen, und nur da zu empfehlen, wo der Verfasser sich sorglos gehen läßt. Auch ist es merkwürdig, daß die Blüte der Dichtkunst in der Regel mit der Blüte anderer Wissenschaften zusammenfällt; es scheint, als ob eine Uebung des Geistes überhaupt vorhanden sein müßte. Zu dem Falle der Griechischen Poesie trug noch ein anderer Umstand bei, daß nämlich die Dichtersprache, das Jonische und Attische, nicht mehr geredet wurde, sondern daß sich eine ganz neue Sprache in dem gemeinen Griechischen gebildet hatte. Man wollte in dieser Sprache keine Gedichte machen und in jener konnte man nicht. So schwand die alte Zeit der Dichtkunst und eine neue erhob sich.

Mit dem Falle des Römischen Reiches ging das
terthum zu Grunde, und ein neuer Zustand der
inge fing an. Religion und Sitten kamen von
sten, erobernde Völker von Norden, beide vereinig-
n sich auf dem alterthümlichen Boden von Italien,
n diesen neuen Zustand zu begründen. Das By-
ntinische Kaiserreich blieb in dem Zustande, worin
s Römische kurz vor dem Falle war, und zeigte,
s aus dem letztern geworden wäre, wenn die Nor-
chen Völker es nicht zerstört hätten.

Der Einfluß auf die Kunst und zwar die Dicht-
nst war sehr groß. Die Religion der Griechen und
ömer konnte sich nicht mit einer Mythologie be-
ügen, die nur für den ersten jugendlichen oder kind-
hen Zustand der Menschheit dauerte. Alle Ver-
che, ihr durch die ägyptische Mythologie neuen Reiz
geben, mislangen, weil diese Mythologie ebenfalls
r frühen Welt angehörte. Mit der christlichen Re-
ion verschwand sie bald, und ließ nun in der Dich-
ng eine große Lücke. Die Mythologie der Völker,
lche nach den Römischen Provinzen eindrangen,
eint viel zu roh gewesen zu sein, als daß sie an
Stelle der griechischen Mythologie treten konnte.
waren gothisch-deutsche Völker, und nach den Na-
n einzelner Götter zu urtheilen, so wie nach den
rbindungen der Völker überhaupt, war ihre Göt-
lehre skandinavisch. Wir haben noch die Mytho-
ie der Skandinavier ziemlich vollständig in der äl-
n und in der jüngern Edda. Die erste, von
ämund Sigfusson im 11. Jahrhundert in Island

gesammlet, besteht aus so verschiedenen Gedichten, daß es gar schwer ist, eine bestimmte Mythologie herauszufinden, wie sie den Griechen Hesiodos gab. Die zweite, von dem Isländischen Geschichtschreiber Snorre Sturleson, hundert Jahre später gesammlet, ist in Prosa, und zeugt recht in ihren Mythen von den langen Nächten, in denen sie ausgebildet wurden. In der Nacht bleibt kein Umriß bestimmt und harmonisch, bald schweift er nach der einen und der andern Seite hinaus und rasch geht er zum Ungeheuern über. Auf keine Weise konnte die Mythologie dieser Völker der christlichen Religion widerstehen, und bald wurden sie zum Christenthum bekehrt. Nun verbannte die Christliche Religion mit größerer Strenge die Nordischen Gottheiten, als die Griechischen und Römischen, an welche das Volk lange nicht mehr glaubte. Aber sie verbannte nur die Hauptgottheiten, welche angebetet wurden, die unteren Gottheiten oder fantastischen Gebilde blieben noch immer in dem Glauben des Volks, auch schienen sie dem Christenthum nicht gerade zu widersprechen. Diese fielen nun der Dichtung anheim, und so entstanden die Riesen, die Zwerge, die Elfen und das ganze Zauberwesen des Mittelalters. Die Elfen besonders nehmen einen vorzüglichen Rang ein; sie waren von kindlicher Gestalt, wohnten unter der Erde, kamen aber in hellen Mondnächten hervor, und spielten dann besonders auf dem Rasen an den Waldrändern. Sie konnten helfen und schaden, oft aber neckten sie bloß die Menschen, ihrer kindlichen Natur gemäß. Doch

war ihre Gewalt sehr groß, sie erregten Stürme und Gewitter. Höchst wahrscheinlich sind sie einerlei mit den Feen — in der altenglischen Dichtkunst gewiß, wo sie fairies hießen — nur wurden die Feen zu größerm Glanze und größern Würden erhoben, und kamen besonders im Süden von Europa mit dem orientalischen Zauberwesen überein. Von diesen trat auch ein ganzes Heer in der Europäischen Dichtkunst auf, ebenfalls Riesen und Zwerge und Zauberer, aber auch Genien, Elfen und Feen ähnlich, und in ihrem ersten tief orientalischen Ursprunge vermuthlich dieselben. Die Genien, arabisch Dschinna, sind nicht, wegen Aehnlichkeit des Namens, mit den Römischen Genien zu verwechseln; das Wort ist von Dschanna, es war dunkele Nacht, abgeleitet, und bezeichnet vortrefflich diese geheimen, verborgenen, zauberischen Geschöpfe der Fantasie. Sie sind von großer Mannigfaltigkeit, männlich und weiblich, gut und böse, schön und häßlich, wie sie der Dichter zweckmäßig fand. Vermuthlich ist Persien das Vaterland dieser Dichtungen; die Religion hat nur zwei göttliche Wesen, ein gutes und ein böses, zwischen ihnen und den Menschen giebt es aber viele Mittelstuffen für Geister aller Art. Aus Persien kam diese Art der Dichtung nach Arabien, und von dort aus ist sie als Mährchen in verschiedener, oft lieblicher Gestalt durch die ganze Europäische Welt gewandert. Wer hatte nicht tausend und eine Nacht gelesen! — Da die Zauberei blieb, so behielten auch die Dichter das alte mythologische Mittel der Verwandlungen, und

eine Kirke konnte noch immer die Gefährten des Odysseus in Schweine verwandeln, wie in den Homerischen Zeiten. Doch wir würden sehr Unrecht haben, wenn wir behaupten wollten, der Aberglauben sei nur aus der Nordischen und Orientalischen Mythologie bei den Völkern geblieben: eine Menge von abergläubischen Meinungen haben uns die südlichen Völker aus dem Griechischen und Römischen Volksglauben aufbehalten.

Durch diese Zauberwelt haben die Dichter des Mittelalters nicht allein, sondern auch der neuern Zeit die Mythologie der Alten auf eine oft treffliche Weise ersetzt. Aber eine bestimmte Mythologie war nicht entstanden; die geistigen Wesen mußten in der Regel von jedem Dichter neu erzeugt werden. Man sehnte sich nach dem Bestimmten, und es war sehr einfach, daß man die Christliche Religion herbeirief, um sie mythisch zu behandeln. Die alten heidnischen Feste wiederholten sich ins Christliche, möchte man sagen, übersetzt. Die dichterischen Darstellungen gingen gleichsam aus ihrem ersten rohen Zustande wiederum hervor; stumme Processionen, wodurch die biblischen Geschichten ohne Rede dargestellt wurden, machten den Anfang, bis dann bald die sogenannten Mysterien, geistliche Trauer- oder vielmehr Lustspiele folgten. Die stummen Processionen, als weniger anstößig, haben sich bis auf die neuesten Zeiten erhalten; man sah noch am Ende des vorigen Jahrhunderts dergleichen am Charfreitage, wo nicht allein das Leiden Christi vorgestellt wurde, sondern auch andere biblische Ge-

schichten, z. B. Abraham, der an der Linken seinen Sohn Isaak führt, in der Rechten ein Schwert hält, es aber nicht gebrauchen kann, weil ein zierlich gekleideter kleiner Engel es an einem zarten seidenen Bande zurückzieht. Die Mysterien selbst waren zuerst in lateinischer Sprache, dann aber in den Sprachen des Landes geschrieben, wo sie aufgeführt wurden. Sie zeugen von dem tiefsten Verfall der Kunst und der Denkungsart. Das Große, Erhabene wird hier als etwas Gemeines und Niedriges dargestellt, nicht um es lächerlich zu machen, sondern um es den Zuschauern angenehm und gefällig zu machen. Wenn das Lächerliche hervortritt, so fällt es vielmehr auf den Verfasser zurück, wie wenn die Ritter von St. Jago sich berathen, ob Christus in den Orden könne aufgenommen werden, da er von bürgerlicher Geburt sei. Diese Erniedrigung des Erhabenen ist das Schlechteste, was die Kunst thun kann. Aber auch die Denkungsart war schlecht. Eine rein geistige Religion, die den Menschen in das Innere des Geistes zurückfüren sollte, aus welcher die Mythologie ihn gerissen hatte, sollte nun wieder ein äußeres Spiel werden, was man überdieß Knaben an Geist und Alter anvertraute, denn die Mysterien wurden, wenn auch nicht ganz in der Anlage, doch in der Ausfürung den Schülern in den Schulen überlassen. Die Anlage rührte von den Geistlichen, vorzüglich den Mönchen her, natürlicher Weise, um das Volk zu gewinnen, nicht der Religion, sondern ihrer selbst wegen Als Fastnachtspiele dauerten sie lange fort, und wurden

nachdem befiehlt sie dem Supplicanten in die Hütte zu kommen, die Thüre zu schließen, sich auf die Erde zu setzen, den Kopf zwischen die Knie zu bücken, und die Hände vor das Gesicht zu halten. Hierauf fängt das Weib ihre Beschwörungen an, oder mahnet den Fetis zu sich, und wenn der Fetis erschienen, wird die Glocke geläutet. Das Weib ist begeistert oder stellt sich doch, als ob sie es wäre; sie strecket Arme und Beine von sich, fängt an zu schnauben, schäumt aus dem Munde und ziehet mit einer hohen Brust einen kurzen Athem. Der Supplicant weiß also, daß es Zeit sei, seine Frage vorzubringen, worauf die Fetismacherin in ihrer altväterischen Sprache mit einer feinen, pfeifenden Stimme antwortet.« Der Verfasser scheint selbst hin und wieder an den Fetis zu glauben, den er übrigens, den Labodeischen nämlich, bei seinem Namen Gimawang nennt, welches man selten findet. — Die Pythia sprach zu dem Fragenden, wie die Priesterin des Fetis Gimawang.*)

Auch die neueste Beschreibuug jener Länder weicht hierin von der ältern wenig ab. Die Fetisse oder untergeordneten Gottheiten — sagt Bowdich in seiner Mission zu den Aschantis (London 1819) — be-

*) Herodot sagt (2, 58), daß die Wahrsagerkunst der Griechen aus Aegypten gekommen und das Orakel zu Dodona dem Orakel zu Theben in Aegypten ähnlich sei. Aber warum nennt er Dodona, da doch der Weg von Aegypten nach Delphi weit näher war? Es ist nur die allgemeine Völker-Aehnlichkeit, welche sich hier zeigt, es sind die ersten Bestrebungen einer rohen Religion, die sich bei den Negern vorzüglich lange erhalten hat.

ɔhnen Flüsse, Wälder und Berge, und werden ver=
rt, so wie ihre Vorhersagungen eintreffen. — Der
ɜige Hauptfetis der Aſhantis iſt der Fluß Tando;
ɔbi ein Fluß in Domkana und Odonti am Adiri
d zwei andere. Der König und die Vornehmen
ɔhnen nach dem Tode bei dem obern Gott, die Ge=
ɪgern bei den Fetiſſen. — Es giebt zwei Klaſſen
n Fetismännern oder Prieſtern. Die von der er=
n wohnen in dem Hauſe des Fetis, und ihr Amt
erblich, die von der andern leben unter den Men=
en, helfen bei Feierlichkeiten und dienen als Wahr=
ɟer und Beſchwörer. Zu dieſen geſellen ſich auch
che, welche vorgeben, von dem Fetis plötzlich er=
ffen zu ſein. An die Fetisweiber wendet man ſich
rzüglich, um ärztliche Hülfe zu ſuchen; ſie ſind vor
d nach der Heirath öffentliche Huren. Jede Fa=
lie hat eine Mannigfaltigkeit von Hausfetiſſen,
lche ihnen die Prieſter liefern; einige ſind hölzerne
guren, andere von willkürlichen Geſtalten und
toffen. In Aſhanti giebt es keinen allgemeinen
tistag, wie an der Küſte, wo dieſes der Dienstag
. — Sie haben glückliche und unglückliche Tage.*)
Wenn die Aſhanti's trinken, gießen ſie etwas
f die Erde für den Fetis.«

Es iſt wohl zu erwarten, daß die vielen perſön=
hen Religionen jener frühen oder in ihrem frühen

*) Römer redet beſtimmter davon (S. 70). Er ſetzt hinzu, daß Neger an der Küſte ſelbſt keine genaue Kenntniß davon beſitzen, ſich ein gelehrter Neger aus Akim oder Aſſianti bei ihnen einfin=, und ihnen wieder Unterricht giebt.

geburten der Hölle, als Teufel dar. Es schien dieses den Lehren des damaligen Christenthums sehr angemessen, welches die Götter der heidnischen Welt als Teufel darstellte. Der sonst vortreffliche Camoês läßt durch den teuflischen Bacchus den Portugiesen sehr viel Unglück bereiten. Auch Milton stellt immer die Gottheiten der Griechen und Römer als Teufel dar. Von diesem Verfaren ging man bald zu einem andern über; man bevölkerte den Himmel mit Engeln und die Hölle mit Teufeln, und die Religion ließ es geschehen, daß man Persönlichkeiten von Engeln und Teufeln erdichtete. Milton bediente sich dieses Mittels, um Leben in sein episches Gedicht zu bringen, und es ist ihm auf eine vorzügliche Weise gelungen; besonders ist die Darstellung der Teufel mit Recht bewundert worden. Ihm folgte ein Jahrhundert nachher Klopstock unter den Deutschen, und was Milton für die Teufel geleistet hatte, geschah nun von Klopstock für die Engel. Die Messiade, reich im Ausdrucke zarter, sanfter, schmelzender Empfindungen, verliert durch die Wahl des Stoffes; denn die Religion, dem Innersten des Gemüths angehörig, leidet keine redende ausführliche Darstellung, und Klopstock, indem er gern in dem Erhabenen des großen Weltgebäudes umherschweift, übersieht jene heilige Quelle der Empfindung; die kleine, gottgeliebte Erde schwindet in den Schilderungen des Ganzen auf eine Weise, die uns durch das ganze Gedicht auf eine schmerzliche Weise begleitet.

Die Mythologie der Alten hat in den neueren

Zeiten ein sonderbares Verhältniß zur Dichtung bekommen. Daß man sich ihrer bedient, wenn man sich in die alte Zeit versetzt, liegt in der Natur der Sache; Iphigenia, Ariadne, Medea und ähnliche dichterische Wesen mögen immer in der alten Mythologie erscheinen, nur muß der Dichter dem Leser oder Zuschauer nicht eine zu gelehrte Kenntniß jener Mythologie ansinnen. Goethe ist hierin in seiner Iphigenia auf Tauris Muster geworden. Aber die Götterlehre erscheint auch oft in den Dichtungen, wo sich der Dichter in der neuen Zeit bewegt; Venus und Amor und der donnernde Zeus und der schlaue Gott des Handels, Merkur, sind in der neueren Dichtkunst gewissermaßen einheimisch geworden. Nach und nach verbleichen diese Gestalten immer mehr und mehr, und der Dichter darf sich derselben fast nur zum Scherz bedienen, auch muß der Scherz sehr neu und treffend sein, weil er sonst sehr leicht zu dem verbrauchten gehören möchte. Ein merkwürdiger Dichter war Ramler, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Niemand kann ihm den hohen Beruf zum Dichter absprechen, und in seinen Oden sind vortreffliche Stellen; aber die mit großer Gelehrsamkeit oft mühsam herbeigeführte Mythologie der Alten, welche auf eine pedantische Weise sich in die neue Zeit mischt, erregt nicht selten ein widerwärtiges Gefühl. Man würde Glaukus Wahrsagung mit Vergnügen lesen, man würde selbst den Meeresgott für ein unbestimmtes Zauberwesen halten, man würde, wenn auch unwahr, den Ausspruch schön finden, daß Albion der meer-

umflossnen Erde gerechte Friedensrichterin, das Schrecken der beraubten Oceane werde, der Inseln Königin, wenn man nicht auch hören müßte, wie Ulyß den Riesen tödtet, und der Alkmene Sohn dem wandelbaren Gotte das wild aufgeworfene Horn zerbrach, wenn nicht der zweigehörnte Rhein ganz undeutsch erschiene, weil Virgil ihn **bicornis** nennt. Die Ode auf die Geburt des Prinzen von Preußen, fast vor hundert Jahren gemacht, hat eine so eigenthümliche Farbe, daß man ungern hört, wie der Geist des Bessaraus die Seele durchraset. Ramler übertrieb so sehr die Einmischung der alten Mythologie, daß sie nach ihm ganz verschwand. — Klopstock suchte die Nordische Mythologie in die Dichtkunst einzuführen, mit wenigem Glück. Daß wir dieser Mythologien für die Dichtkunst ganz entbehren können, haben unsere neuen Dichter gezeigt. Aber keinesweges kann die Dichtkunst das Zauberwesen ganz und überall entbehren, denn ungeduldig des gewöhnlichen langsamen Ganges der Natur, reißt sie sich von der Wirklichkeit los und erschafft sich neue, überirdische Gebilde. Diese Ausschweifungen sind erlaubt, nur muß sie nicht fieberhafte Träume, oder trübe Erzeugnisse des Wahnsinns uns für wahre Dichtung darbieten.

Wenn auch die Götter Griechenlands im Mittelalter untergingen, so bildete sich doch eine neue Homerische Zeit aus. Die Ritter waren den Helden gleich, welche vor Troja kämpften; es kam allein auf ihren persönlichen Muth, ihre Stärke und ihre Klugheit an, von dem Volke, welches sie in den Krieg

hrten, ist nirgends die Rede. Das Ritterthum
m von Norden; es konnte nur in einem öden und
nig bevölkerten Lande entstehen, wo jeder Land-
sitzer getrennt von seinen Nachbarn, noch mehr ge-
nnt von seinem Könige oder Lehnsherrn, nur dann
t jenen sich vereinigt und diesem folgt oder ge-
rcht, wenn es auf eine gemeinschaftliche kriegerische
iternehmung ankommt. Auch hierin gleichen die
tter den Helden in der Iliade, denn der Herr-
er der Tapfern, Agamemnon, hatte nichts in
haka zu befehlen, wo Odysseus herrschte. Es liegt
der Natur der Sache, daß nur ein Ritterkrieg
genstand der Dichtung sein kann, niemals ein
ieg, wo es auf Anordnung des Heeres ankommt.
inem Griechen ist es eingefallen, die Schlacht bei
arathon zu besingen, den vergeblichen Angriff der
itte des Griechischen Heeres und den glücklichen
Flügel. Am Tage der Schlacht ist der einzelne
ensch eine Maschine, und wenn er muthig darauf
geht, hat er nur seine Schuldigkeit gethan. Der
rste Anfürer muß alles richtig berechnet haben
d Kälte genug besitzen, das Zufällige zu benutzen
r abzuwenden. Diese Ruhe kann nur der Dich-
schildern, die Berechnung nicht; aber Ruhe ist
förmig und Handlung mannigfaltig.

Die Dichtkunst folgte dem Ritterthum und
mückte es zur schönen Entfaltung aus. Eine der
hern Rittersagen, die aber bis zu den neuesten
iten in lebhaftem Andenken blieb, ist die Sage vom
nig Artus, mit der sich allerdings später die Sage

längsten. Die **Historia dos doze Pares de França** war noch am Ende des vorigen Jahrhunderts ein gewöhnliches Lesebuch des Volkes in Portugal, und man wurde unwillkürlich hingerissen, die wunderbaren Thaten der Paladine zu lesen und wieder zu lesen. Die Menge von solchen Rittergeschichten in Spanien gaben bekanntlich die Veranlassung zum Don Quixote von Cervantes, und man pflegt wohl zu sagen, er habe ihn gedichtet, um das Lesen der Ritterbücher lächerlich zu machen, als wenn irgend ein Dichter des Zweckes wegen, etwas vortrefflich gemacht hätte. Das Ritterthum dauerte auch in der Pyrenäischen Halbinsel in seinem Glanze am längsten fort, und zwar weil es mit der Religion sich verband, und dadurch zu einem erhabenen Geiste sich erhob. Die Mauren erhielten sich am längsten in Spanien; sie hatten eine ähnliche ritterliche Verfassung, wie die Gothischen Spanier, und die Ritter in Spanien hatten außer dem Bestreben, Herren des Landes zu werden, auch das Bestreben, ihre Religion zu verbreiten. So bildete sich jenes romantische Ritterthum in diesem Lande zur höchsten Blüte aus. Größer und erhabener als Alles, was je das Alterthum und die neuere Zeit hervorgebracht, erscheint im spanischen Ritterthum Don Rodrigo Diaz Graf von Bivar, der Cid Campeador. Man hat die Ossianschen fleckenlosen Helden bewundert, aber sie sind uns nur in wenigen einfachen Begebenheiten dargestellt; hier sehen wir einen Held, den tapfersten am Tage der Schlacht, den großmüthigsten nach dem

iege, den edelsten bei dem Undanke seiner Könige
ıd bei den bittersten Verfolgungen seiner Neider,
en so liebenswürdig im Kreise seiner Familie, als
ıerschütterlich im Getümmel der großen Welt. Ich
de von dem Cid der Dichtkunst, den die Deutschen
ıs Herders vortrefflicher Bearbeitung der spanischen
omanze kennen. Die Spanier haben eine Menge
omanzen über diesen Helden, ältere und neuere,
st alle von nicht geringem dichterischen Werth.
ie schöne Sprache, unter allen Sprachen Europa's
e am meisten volltönende, trug sehr viel zur Aus-
ldung der Dichtkunst in diesem Lande bei. Das
teste Gedicht vom Cid ist aber noch nicht in der
omanze geschrieben, wie die spätern Dichtungen von
esem Helden, sondern en largos versos, wie die
spanier sagen, in längeren Versen. Die Verse sind
doch sehr ungleich, sehr lange mit sehr kurzen ge-
engt, und überhaupt trägt das Gedicht Züge von
nem hohen Alter und Ursprünglichkeit an sich, alte
Wörter, nicht selten schwer zu erklären, ein sonder-
ıres Gemenge von Reimen und Assonanzen, ja oft
ei und mehr Verse gereimt, so wie dieselbe Asso-
ınz auch durch viele Verse geht.*) Bald aber ent-
ickelte sich aus diesen noch unausgebildeten Dich-
ıngen die spanische Romanze, die aus kurzen sieben-
der achtsilbigen Versen besteht und nur Assonanzen,
ie Reime hat. Die kurzen Verse, in denen sie sich

*) Dieses alte Gedicht findet sich in der Coleccion de poesias
ıstellanas antes al siglo XV par D. Thomas Antonio San-
ıez. T. I. Madrid 1799.

einfach und leicht bewegt, ohne den Zwang des Reimes, wohlklingend genug durch die Assonanzen und den Ton der Sprache, geben ihr einen Reiz, der unwiderstehlich fortreißt. Eine ganze Reihe von Romanzen besingt die Thaten des Cid. Aber nicht die Thaten dieses Helden allein, sondern die Thaten vieler anderer Helden, sogar die Thaten berühmter Männer der Vorzeit sind der Gegenstand der Romanze. Die Geschichte der bürgerlichen Kriege von Granada, mehr Roman als Geschichte, freundlich und unterhaltend, enthält eine Menge lieblicher Romanzen. Die Romanze ging in das Schauspiel der Spanier über; dieselbe Versart und derselbe Schimmer des Wunderbaren einfach erzählt, als ob es nicht wunderbar wäre, finden wir in den vortrefflichsten Schauspielen von Calderon wieder.

Das Ritterthum kam von Norden, strebte aber bald nach dem Süden und gelangte schnell dahin. Es war im südlichen Frankreich, nicht in der Provence allein, wo die ritterliche Dichtkunst zuerst und früher als die spanische sich bildete. Man hat gesagt, das schöne Land habe die Veranlassung zum Dichten gegeben, aber es giebt viel schönere Länder im Süden von Europa als die Provence; man hat gemeint, die Ruhe und der Friede, den das Land genoß, habe die Dichtung geweckt, aber in dem Kriege der Spanier und Moren (Araber) bildete sich die schöne Romanze aus. Es ist die Sprache, welche die frühere Ausbildung der Dichtkunst in dem südlichen Frankreich hervorbrachte. Die provenzalische

Sprache, die Sprache von Oc (langue d'oc), ohne Zweifel schon seit vielen Jahrhunderten vom Volke gesprochen, ehe sie sich zur Dichtersprache erhob, war nicht allein die herrschende Sprache in der Provence, sondern auch in ganz Süd-Frankreich bis an die Bai von Biscaya, und eben so in Katalonien und Valencia. Sie ist noch jetzt die Sprache des Volkes in allen diesen Ländern, mit geringen Abänderungen. Die italienische Mundart in ganz Nord-Italien, besonders im Genuesischen, auch die Neapolitanische, haben große Aehnlichkeit mit ihr, selbst die portugiesische Sprache ist eine Verbindung der Castilianischen mit der Sprache von Oc. Die nordfranzösische oder die Sprache von Oui war früher nur auf einen kleinen Raum eingeschränkt, und hat erst später mit der Herrschaft von Paris die Herrschaft über ganz Frankreich erlangt. Die Aehnlichkeit mit dem Lateinischen, der Sprache des allgemeinen Gottesdienstes, beförderte ihre Verbreitung, und die Kreuzzüge, wo die Ritter aus Frankreich einen hohen Rang einnahmen, vollendelen das Werk. Wenn übrigens Schriftsteller, die sie nicht kennen, von ihrer Lieblichkeit reden, so irren sie sehr. Die Sprache ist hart, sie häuft die Mitlaute und hat eine Menge Doppellaute, und daß sie so gesprochen wurde, als man sie schrieb, kann man noch in der Provence hören. Sie gefällt aber durch eine große Kürze, die ihr nicht allein Kraft giebt, sondern auch ihre Behandlung für die Dichtung erleichtert. Ich habe unten ein Beispiel gegeben, welches ich aus Adrians kleiner Grammatik di-

ser Sprache genommen, und zwar von einem zarten Minneliede.*)

Wenn der Ritter ausruht von seinem Kampf, dann sucht er eine Erholung an Liebe und Wein und Gesang. Die Ritter brachten die Neigung zur Dichtung aus ihrem Norden mit, wir sehen es an den altschottischen, altirischen und kimrischen Dichtern, an der Tafelrunde und den Rolandsrittern; es ist also nicht sonderbar, daß sie lange fortgenährt, endlich hervorbrach. Die Süd-Franzosen hatten keinen Cid, wie die Spanier, woran das Lied sich knüpfen konnte, aber, wie oft, fachte ein glücklicher Geist den Funken

*) Belh m' es quan lo vens m' alena
En abril ans qu' intre mays,
E tota la nuegz serena
Chanta 'l rossinhols e 'l jays.
Quecx auzel en son lenguatge,
Per la frescor del mati
Van menan joy d'agradatge
Com quecx ab sa par s'aizi.

Schön ist es mir, wenn der Wind mich anweht
Im April, ehe der Mai eintritt,
Und die ganze heitere Nacht
Die Nachtigall singt und der Häher,
Diese Vögel in ihrer Sprache
Durch die Frische des Morgens
Führen (gehen führend) Freude des Behagens
Mit denen von ihres Gleichen sie sich erfreuen.

Das nh und lh wird, wie im Portugiesischen, nj, lj ausgesprochen. Marseille wurde sonst Marsilha geschrieben, und das Städtchen Milhau im Norden der Sevennen wird noch jetzt Miljo ausgesprochen.

zur Flamme an. Es war Wilhelm IX. Herzog von Aquitanien und Graf von Poitiers, welcher am Ende des elften Jahrhunderts die Reihe der Troubadours anfürte. Sein Karakter hatte Einfluß auf seine Dichtungen; er war, wie die Geschichte sagt, ein Liebhaber des weiblichen Geschlechts und ein Verfürer der Frauen. Seine Nachfolger änderten nichts an seiner Weise, und so bekamen gar viele Dichtungen der Troubadours jenen Anstrich von Leichtsinn, der sie dem Volksliede näher brachte, und viel zu dem Beifall, den sie erhielten, beitrug. Es lag dieses in den Sitten des Ritterthums; die Frauen genossen bei den nordischen Völkern einer großen Freiheit, die Ritter waren einander gleich, wie die Pairs von Frankreich, und so konnte nur die Gunst der Frauen durch Schönheit, Tapferkeit und Liebenswürdigkeit erlangt werden, durch Galanterie, wie die altfranzösische Sprache sagte, ein Wort, dessen edlere Bedeutung die Engländer in dem Worte gallant beibehalten haben. Aber eben diese Freiheit der Frauen führte weiter, besonders an den Höfen, wo viele Ritter versammelt waren, und wenn auch Eifersucht, wie immer, und Religion weit mehr, als im Alterthum, Ausschweifungen in ursprünglicher Bedeutung des Wortes verbot, so gab doch schon die höhere oft ritterliche Geistlichkeit erleichternde Beispiele, die von der niedern gar bald nachgeahmt wurden. Der zarte Schleier des Geheimnisses, den die Liebe unter diesen Verhältnissen forderte, verbarg die Flekken der Sittlichkeit, wie jeder zarte Schleier ein Ge-

sicht verschönert, dadurch, daß er die kleinen Flecken verbirgt. Wir haben die lieblichsten Liebesgedichte aus jener alten Zeit; der Geist ist noch nicht gewichen, er hat viele Dichter bis auf unsere Zeit umschwebt.

Auf der andern Seite entstand in jenem Zeitalter die empfindsame Liebe, die den Griechen und Römern fast ganz unbekannt blieb. Die heilige Jungfrau, Mutter des Heilandes, wurde das Bild der höchsten Schönheit und Tugend. Sie bestrahlte ihr ganzes Geschlecht mit einem blendenden Glanze, und ein heiliger Schimmer theilte sich auch der niedern Schönheit mit. So verband sich die irdische Liebe mit der himmlischen, und begeisterte den Dichter, besonders da, wo er seinen Himmel nicht erreichen konnte, oder dieser doch in einer kaum erreichbaren Ferne lag. Daß die Liebe unter den Troubadours jene sonderbare Richtung nahm, zeigt eine Geschichte aus jener Zeit. Einer der frühern Troubadours, Gottfried Rudel, ein Edelmann, Herr von Blaye, lebte in dem Hause des Grafen Gottfried, Bruders von Richard König von England, welcher ihn wegen seiner Dichtkunst schätzte und liebte. Dort hörte er von einigen Reisenden, die aus dem heiligen Lande wiederkehrten, von den Tugenden und den Kenntnissen der Gräfin von Tripolis so viel, daß er über die Maaße verliebt in sie wurde und viele schöne Gesänge auf sie machte. Er bekam ein solches Verlangen sie zu sehen, daß, ungeachtet Graf Gottfried ihn gar sehr von der Reise abzuhalten

suchte, er dennoch zu Schiffe ging. Auf dem Meere überfiel ihn eine so schwere Krankheit, daß man ihn schon als todt in das Meer werfen wollte. Er kam indessen noch lebend nach Tripolis, und einer seiner Reisegefährten meldete seine Ankunft der Gräfin. Sie begab sich sogleich nach dem Schiffe und ergriff die Hand des Dichters. Das Leben schien zurückzukehren, indem er die Gräfin sah und erkannte, er sprach: Erhabene und tugendhafte Prinzessin, meinen Tod beklage ich nicht, jetzt da — — Hier verließ ihn die Sprache, und er starb in den Armen der Gräfin, die ihn in ein kostbares Grab von Porphyr legen ließ. Dieses geschah im Jahre 1162. Das Ende der Geschichte mag Dichtung sein, aber von seinen Liedern an die Gräfin sind noch einige auf uns gekommen.*)

Die empfindsame Liebe ist am reinsten und ihrem Ursprunge völlig gemäß, von Petrarca dargestellt worden, und folgende Verse aus einem seiner Gesänge über seine Laura geben uns gleichsam den Inhalt dieser Liebe.

---

*) Ein Paar Worte mögen hier daraus stehen.

Dieu que fes tout, quant ven et vay,
E forma quest' Amour luench
My don poder al cor, car hay
Esper vezer l'Amour de luench.

„Gott, der Alles machte, was geht und kommt, und diese ferne Liebe bildete, gebe mir Kraft in's Herz, denn ich habe die Hoffnung, diese ferne Liebe zu sehen.“ Mit dem Worte luench, fern, endigt sich ein Vers um den andern in diesem Gedicht.

Jo penso, se la suso
Onde 'l motor eterno delle stelle
Degno mostrar del suo lavoro in terra
Son' l'altre opere si belle
Aprasi la prigion' ov' io son chiuso
E che 'l cammino à tal vita mi serra.

»Ich denke, wenn dort oben, woher der ewige Beweger der Sterne uns auf der Erde von seiner Kunst zeigen wollte, die andern Werke so schön sind, o! dann öffne sich der Kerker, in dem ich eingeschlossen bin, und der mir den Weg zu jenem Leben verschließt.« *) Petrarca bleibt in allen seinen Gedichten dieser reinen, überirdischen Liebe unter allen Dichtern am meisten getreu, ein Umstand, der allerdings zu der Einförmigkeit beiträgt, die zuletzt bei ihm uns ermüdet.

Die Unerreichbarkeit des Ersehnten, das Wesentliche der empfindsamen Liebe, ist in neuern Zeiten von Goethe in seinem Werther meisterhaft dargestellt. Noch immer wird das Muster mit Vergnügen gelesen, wenn auch die zahllosen Nachahmer längst ver-

*) Kein Dichter hat den Gedanken der höchsten Schönheit und Liebe in seiner himmlischen Verklärung so innig ausgedrückt, als Novalis in folgenden Worten:

Ich sehe Dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt.
Doch keine Kunst vermag zu schildern,
Wie meine Seele Dich erblickt.
Dir dank' ich, wenn das Weltgetümmel
Mir ewig wie ein Hauch vergeht,
Und ein unendlich schöner Himmel
Mir immerdar zur Seite steht.

ssen sind, und der Gegenstand ihrer Dichtungen
en dadurch in Vergessenheit kam.

Die Liebe war allerdings der Hauptgegenstand den Gesängen der Troubadours, doch fehlt es nicht geistlichen und kriegerischen kleinen und großen edichten aus jener Zeit; aber sie haben den Beill nie erlangt, den die Liebesgedichte sich bald errben. Diese Einförmigkeit ist es auch, welche jen Dichtungen den Reiz benimmt, den uns das eue gewährt. Aber den Hauptstoß bekam die ichtung dadurch, daß sie eine Wissenschaft (gaya encia) wurde, daß man die Liebe methodisch bendelte und spitzfindig untersuchte, daß man Gehtshöfe (Akademien der damaligen Zeit) niedersetzte, reise austheilte, und dadurch eine Menge Dichter s allen Ständen herbeilockte, die kein innerer Ruf hin getrieben hatte.

Die Dichtkunst der Troubadours entsprang aus m Volksgesange, und bildete diesen nach Regeln s. So unterschieden sie die vorhandenen Arten Gesänge, die **Balades**, **Canciones**, **Rondels**, ıys und **Virelays**, Bestimmungen, die bald zu anm Völkern übergingen, aber auch sehr bald ihre trenge verloren. Doch es kann nicht mein Zweck n, weiter auf die Provenzalische Dichtkunst einzuhen; unter uns ist sehr bekannt, was v. Schlegel rüber gesagt; in Frankreich haben Raynouard's ammlungen die Aufmerksamkeit darauf gelenkt.

Der Reim herrscht in allen Provenzalischen Gehten. Zu dem, was ich oben (S. 173) über den

Reim gesagt habe, muß ich noch etwas hinzufügen. Man wird darüber lächeln, daß ich den Reim sogar aus Sina herleite, und ich gestehe das Verwegene dieser Vermuthung gern ein. Der heil. Ambrosius soll schon im vierten Jahrhundert gereimte lateinische Lieder gemacht haben, und wenn die noch vorhandenen auch nicht von ihm, sind sie doch sehr alt, ein Grund, den man gegen die Ableitung des Reims von den Arabern längst angeführt hat. Aber wenn man bedenkt, daß eben diese geistlichen Gesänge der christlichen Religion angehörten, daß diese aus Osten kam, aus einem Lande, wo man eine der Arabischen nahe verwandte Sprache redete, so wird man die Vermuthung, daß der Reim sich aus dem fernen Osten langsam nach Westen bewegte, nicht so gar sonderbar finden. Dazu kommt noch, daß der Reim sich ursprünglich in keiner Sprache vom Sanskritstamm findet, also auch nicht in der Germanischen, den skandinavischen Liedern der alten Edda, dem deutschen Hildebrandtsliede — vor Otfried kein Reimlied im Deutschen — und dem angelsächsischen Beowulf. Wohl aber fällt in den Liedern der alten Edda die Allitteration auf, die Wiederholung derselben Anfangsbuchstaben, sogar derselben Anfangssilben; eine Weise, die besonders in den altdeutschen Sprüchwörtern gewöhnlich ist. Sie bot sich von selbst dar, wenn es darauf ankam, eine Lehre dem Gedächtnisse einzuprägen, eine dichterische Weise kann man sie nicht nennen, denn aller Gesang ruht auf dem Ende der Wörter, im Anfange erschallt vielmehr der Zuruf.

Die alte Edda, auf Island im siebenten oder
hten Jahrhundert gesammelt und vermuthlich erst
:mals niedergeschrieben, enthält eine Mythologie in
r Volu-spa, eine Sammlung von Lehren der Le-
nsweisheit im Hava-mal, und viele Lieder, worin
eistens eine Mythe erzält wird. In dem einsamen
orden konnten mythische Gesänge länger aufbewahrt
eiben, als in Deutschland, wo sie der Bekehrungs-
fer bald zerstörte. Die Eddalieder bestehen aus
rzen Versen von ungleicher Zahl der Silben, doch
lten mehr als sechs und weniger als vier, ohne be-
mmtes Silbenmaaß*), aber regelmäßig in Stan-
n vertheilt. Sie füren uns in eine fremde, erha-
ne, aber düstere Welt, die kaum aus einem wun-
rbaren Dunkeln hervortritt, worin sie die großen,
nfachen Züge der Darstellung lassen. Sogar das
ebliche bleibt geisterhaft in der Ferne. In Skir-
is-för sagt Freyr zu Skirnir, den er ausschickt, um
in Mädchen zu erkämpfen: »In Gymis Wohnun-
n sah ich gehen ein reizendes Mädchen. Die Arme
änzten und davon wieder die ganze Luft und das

---

*) Man hat sie auf Hexameter oder Sloken bringen wollen,
en so gezwungen, wie D. Thomas Antonio Sanchez Verse aus dem
ten Gedicht über den Cid auf Hexameter und Pentameter brachte,
er Ahlwardt Ossians Gedichte auf Pindarische Oden. Ich habe mir
en S. 151 unnütze Mühe gegeben, Ahlwardt zu widerlegen, und
elleicht an einer Stelle mit Unrecht; denn auf meiner letzten Reise
ich den Hochlanden hörte ich die letzte Silbe in thigeadh kurz
rechen. Ich denke mir Ossians Gesänge in ihrer ursprünglichen Ge-
ilt den Eddaliedern ähnlich.

S 2

einfach und leicht bewegt, ohne den Zwang des Reimes, wohlklingend genug durch die Assonanzen und den Ton der Sprache, geben ihr einen Reiz, der unwiderstehlich fortreißt. Eine ganze Reihe von Romanzen besingt die Thaten des Cid. Aber nicht die Thaten dieses Helden allein, sondern die Thaten vieler anderer Helden, sogar die Thaten berühmter Männer der Vorzeit sind der Gegenstand der Romanze. Die Geschichte der bürgerlichen Kriege von Granada, mehr Roman als Geschichte, freundlich und unterhaltend, enthält eine Menge lieblicher Romanzen. Die Romanze ging in das Schauspiel der Spanier über; dieselbe Versart und derselbe Schimmer des Wunderbaren einfach erzählt, als ob es nicht wunderbar wäre, finden wir in den vortrefflichsten Schauspielen von Calderon wieder.

Das Ritterthum kam von Norden, strebte aber bald nach dem Süden und gelangte schnell dahin. Es war im südlichen Frankreich, nicht in der Provence allein, wo die ritterliche Dichtkunst zuerst und früher als die spanische sich bildete. Man hat gesagt, das schöne Land habe die Veranlassung zum Dichten gegeben, aber es giebt viel schönere Länder im Süden von Europa als die Provence; man hat gemeint, die Ruhe und der Friede, den das Land genoß, habe die Dichtung geweckt, aber in dem Kriege der Spanier und Moren (Araber) bildete sich die schöne Romanze aus. Es ist die Sprache, welche die frühere Ausbildung der Dichtkunst in dem südlichen Frankreich hervorbrachte. Die provenzalische

Sprache, die Sprache von Oc (langue d'oc), ohne Zweifel schon seit vielen Jahrhunderten vom Volke gesprochen, ehe sie sich zur Dichtersprache erhob, war nicht allein die herrschende Sprache in der Provence, sondern auch in ganz Süd-Frankreich bis an die Bai von Biscaya, und eben so in Katalonien und Valencia. Sie ist noch jetzt die Sprache des Volkes in allen diesen Ländern, mit geringen Abänderungen. Die italienische Mundart in ganz Nord-Italien, besonders im Genuesischen, auch die Neapolitanische, haben große Aehnlichkeit mit ihr, selbst die portugiesische Sprache ist eine Verbindung der Castilianischen mit der Sprache von Oc. Die nordfranzösische oder die Sprache von Oui war früher nur auf einen kleinen Raum eingeschränkt, und hat erst später mit der Herrschaft von Paris die Herrschaft über ganz Frankreich erlangt. Die Aehnlichkeit mit dem Lateinischen, der Sprache des allgemeinen Gottesdienstes, beförderte ihre Verbreitung, und die Kreuzzüge, wo die Ritter aus Frankreich einen hohen Rang einnahmen, vollendeten das Werk. Wenn übrigens Schriftsteller, die sie nicht kennen, von ihrer Lieblichkeit reden, so irren sie sehr. Die Sprache ist hart, sie häuft die Mitlaute und hat eine Menge Doppellaute, und daß sie so gesprochen wurde, als man sie schrieb, kann man noch in der Provence hören. Sie gefällt aber durch eine große Kürze, die ihr nicht allein Kraft giebt, sondern auch ihre Behandlung für die Dichtung erleichtert. Ich habe unten ein Beispiel gegeben, welches ich aus Adrians kleiner Grammatik di-

Provenzalen; das Versmaaß oft reiner und sicherer, die Stanze regelmäßiger. Aber es fehlt der Sprache die Kürze der Provenzalischen, auch ist sie ärmer an Reimen, und daher mehr gezwungen, nichtssagende Wörter, auch wohl Verse einzumengen, die mit den stummen Endungen der Sprache durch Einförmigkeit ermüden. Doch ist dieses noch mehr der Fall mit den epischen Gedichten jener Zeit, deren wir mehr haben, als die Provenzalen, wenn ich nicht irre. Sie sind in den kurzen Versen der Provenzalen verfaßt – ich nehme der Niebelungen Noth, als eigenthümlich, aus — und schöpfen gar oft aus einem fremden Sagenkreise, wie Wolframs von Eschenbach Parcival und Titurel, Wirnts von Grafenberg Wigalois und Meister Gottfrieds von Straßburg Tristan.

Die niederdeutsche Sprache nahm an dieser Blüte keinen Antheil, beschränkt und unterdrückt von ihrer stolzen Schwester, der oberdeutschen. Ein Lied Markgraf Otto's von Brandenburg mit dem Pfeile spricht oberdeutsch, eine Sprache, die, meine ich, dem Volke fremd war. Die niederdeutsche Sprache neigte sich mehr zum Komischen und Niedrigen, einen Hang, den sie bis zu den neuesten Zeiten behalten hat.*) So wurde das Thierepos im Reineke Vos, wenn

*) In der Stadt Hildesheim, als sie noch, dem Namen nach, aber nicht in der That, unter einem Fürstbischof stand, wurden die Bürger zu Schießübungen aufgefordert. Die Formel fing plattdeutsch an: Will ji hören, Börger und Börgers Kinder u. s. w., wo aber ein Preis versprochen wird, erhebt sie sich plötzlich und sagt hochdeutsch: Kommt her, ihr Schützen, hier ist ein fein Kleinod u. s. w.

auch fremden Ursprungs, doch in dieser Sprache vorzüglich ausgebildet. Es ist sehr zweckmäßig, dieses Thierepos mit Gervinus von der Thierfabel oder Aesopischen Fabel zu unterscheiden, wenn diese auch die erste Veranlassung dazu gab. Die Thierfabel gehört dem kindlichen Alter der Menschheit und des einzelnen Menschen an, wo er die Thiere noch besser kennt, als die Menschen, und wenn sie bis zu dem gebildeten Zeitalter dringt, wird sie entweder schülerhaft, wie von Phädrus und Gleim, oder witzig, wie von Lafontaine, Gellert und Lessing behandelt. Das Thierepos hat es aber nicht mit der Belehrung im Einzelnen zu thun, sondern giebt eine schalkhafte Parodie der ganzen Menschheit. — Die niederdeutsche Sprache wanderte in frühern Zeiten nach England über, um dort sich so auszubilden, daß sie dreist sich der hochdeutschen an die Seite stellen darf.

Die Blüte der Ritterschaft verblühte bald, und mit ihr die Blüte der ritterlichen Dichtung. Es folgte eine Zeit, wo die Ritter in manchen deutschen Ländern den griechischen Klephthen weit nachstanden; ein wunderbarer Volksgesang begleitete den griechischen Räuber und weckte seinen Edelmuth, der in Deutschland fast ganz unterging. Nur am Rhein war noch ein Sprößling vorhanden, der Götz von Berlichingen hervorbrachte, den edeln Ritter, den Verfasser seiner eigenen höchst merkwürdigen Lebensbeschreibung. Goethe nahm daraus den Stoff für sein vortreffliches Trauerspiel, in dem ein glänzendes Ritterthum der gesunkenen Zeit gegenüber steht. Glänzender dauerte in

Frankreich das Ritterthum fort, und Bayard, der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, trägt in diesen Worten einen nie verwelkenden Lorbeerkranz.

Ein neues, mannigfaltiges und reiches Leben erwachte in Italien. Die Städte blühten auf mit Handel, Gewerbe und Reichthum, sie erhoben sich mit hohem Muth, unerschütterlicher Tapferkeit und gewandter Kriegskunst, um den großen Kampf zwischen Papst und Kaiser, zwischen Fürsten und Rittern mitzukämpfen. Aber bald die ersten in diesem Kampfe, wandten sie sich gegen einander, und bekriegten sich zu Lande und zu Wasser mit einer Wuth, wie nur der Krieg in Freistaaten geführt wird, wo jeder persönlich an dem Streite Antheil nimmt. Es blieb nicht bei den Kriegen der Städte gegen einander, bald kämpften in den Städten Parteien, und endlich sogar Familien mit gleicher, vielleicht noch größerer Wuth. Große Tugenden und große Laster entwickelten sich, Heldenmuth und Hinterlist, Edelsinn und Niederträchtigkeit, die treueste Liebe und Freundschaft mit Wortbruch und Verrätherei. Welche Leidenschaften brachen hervor, welche fruchtbare Ernte für die Dichtkunst!

Die frühern italienischen Dichter waren keine Nachahmer der Provenzalen, eben so wenig als die Deutschen, aber sie wurden durch die Provenzalische Dichtkunst geweckt, wie diese. Auf dem fruchtbaren Felde der Begebenheiten in Italien blühte nun die neue Dichtkunst auf, zuerst in einer größern Mannigfaltigkeit, als sie durch das Einerlei der ritterlichen

Höfe erlangen konnte, dann in einer mildern Schönheit, ausgebildet durch römischen Wohllaut, der noch in jenen Gegenden am reinsten erklang. Von Italien ging die neue Dichtkunst aus, wir können ihrem Wege folgen, aber wo sie ihren Wohnsitz endlich nehmen wird, wissen wir nicht.

Dante schloß den neuen Kreis der Dichtung auf, und führte hinein, erhabener und größer in der Hölle als im Paradiese. In der Fülle der Phantasie schafft der Dichter neue Welten, in den Stürmen seiner Zeiten findet er Gelegenheit genug, das innere Leben zu schildern. Ungeachtet der Einförmigkeit im Gange des Gedichts, in der Versart und selbst im Ausdruck folgt man gern, obwohl mit Grausen, durch alle Kreise der Hölle. Im Fegefeuer ist die Phantasie des Dichters nicht so thätig, aber eben so reich ist er in Darstellung der Karaktere; im Paradiese verläßt ihn die Phantasie, welche das Liebliche nicht zu schildern vermag, und er verliert sich in theologisch-metaphysischen Untersuchungen, wo man doch oft den Dichter bewundert, wie er dem widerwärtigsten aller Stoffe einige Reize geben kann. Der Geist der neuern Zeit ist in Dante zu erkennen, das Streben, in die Tiefe des Innern sich zu versenken und dort zu grübeln, ein vortrefflich gebildetes Wort unserer Sprache. — Ihm folgte Petrarca (geb. 1304, Dante 1265), der Sänger der empfindsamen Liebe, die nicht weniger in die innere Welt der Empfindung zurücktritt. Es ist bekannt, daß Petrarca durch sein Heldengedicht Africa in lateinischer Sprache berühmt zu

werden hoffte, und es durch seine von ihm selbst nicht geachteten Liebesgedichte in gemeiner Sprache (lingua volgare) wurde; kein ungewöhnlicher Fall in der Geschichte der Gelehrsamkeit, und in der neuesten Zeit wiederholt durch Goethe's Farbenlehre und seinen dichterischen Sieg über Newton. Diese Fälle lehren zugleich, daß jedes ängstliche Bestreben den Geist in der Ausfürung hindert. — Mit Petrarca fast gleichzeitig lebte Bocarcio (geb. 1313), der in reizender Prosa nicht empfindsame Liebesabentheuer dichterisch darstellte. Diese frühe Ausbildung der Prosa war von glücklichen Folgen für die Sprache und Dichtung. Wilhelm von Humboldt dringt mit Recht auf die strenge Sonderung der Prosa von der Poesie, und es war der Mangel dieser Trennung, welcher die deutsche Dichtkunst von Otfrieds gereimter Evangelienharmonie, durch die Reimchroniken bis Gottsched, ihn selbst mit eingeschlossen, zurückgehalten hat, und der Tadel jenes vortrefflichen Sprachforschers trifft sogar Goethe.

Auf Ariost (geb. 1474) folgte Tasso (geb. 1544), und mit ihm erreichte das neue Heldengedicht in Italien seinen höchsten Glanz. Er wählte, wie Ariost, die Ritterzeit zum Gegenstande seines Gedichts, eine Zeit, wo noch persönlicher Muth entschied; er wählte eine Begebenheit, welche für die ganze Christenheit von Wichtigkeit war, und — wir wollen nicht sagen, den religiösen Sinn, sondern vielmehr den Sinn für Kirche und Kirchenfeier ansprach. Die wohlklingende Sprache hat eine Fülle von Reimen, auch dich-

tete er in ottave rime, die den größten Wohlklang nicht ohne Mannigfaltigkeit haben. Doch bleibt ihnen noch immer der einförmige lyrische Gang. Die neuern Sprachen sind ausführlicher in der Darstellung und deutlicher durch die Menge von Hülfswörtern als die alten, und so konnte auch das befreite Jerusalem dem Geschmacke der Zeit huldigen und ausgeführte Gemälde liefern. In diesem Allem hatte Tasso an Ariost einen Vorgänger, und so war es leicht, die Fehler zu verbessern, die dieser gemacht hatte, und ein für Zeit und Land und Sprache vollkommenes Gedicht zu liefern.

Guarini, geb. 1537, also Tasso's Zeitgenosse, wird als der Verderber des guten Geschmacks angesehen, und nicht mit Unrecht. Gegensätze, die den Gegenstand nicht erheben, und die ihn auch nicht herabsetzen sollen, da die Haltung des Ganzen keineswegs eine scherzhafte ist, die zuweilen sogar nicht in den Gedanken, sondern in den Worten liegen, die nur die Empfindung stören, indem sie Nachsinnen verrathen, können für den Augenblick blenden und dadurch den Geschmack verderben. Dazu kommen noch die nicht aus der Empfindung hervorgehenden, sondern absichtlich und zierlich ausgefürten, nicht weniger blendenden Schilderungen. Es sind übrigens schöne Verse in dem Pastor fido, und der Wechsel von reimfreien und gereimten, von langen und kurzen Versen giebt dem Ganzen eine angenehme Mannigfaltigkeit der Darstellung bei der Einförmigkeit in den Empfindungen. Der große Beifall, den jenes

Schäferschauspiel in ganz Europa hatte, war diesen einnehmenden Eigenschaften zuzuschreiben. Wir können nicht mehr davon unbefangen urtheilen; die verliebten und grausamen Schäfer und Schäferinnen haben durch das einförmige Einerlei so ermüdet, daß sie schon längst unausstehlich geworden sind.

Die epische, so wie die lyrische Dichtung erhielten durch Tasso in Italien ihre höchste Ausbildung, und beide haben sich seitdem nicht wieder zu derselben Höhe erhoben. Das ernsthafte Drama konnte vor Pajazzo, Pulcinello, Arlequino und der ganzen komischen Sippschaft nicht aufkommen; Goldoni und Alfieri gaben den Italienern nur französische Lust- und Trauerspiele. Walter Scott warf auch einen Funken nach Italien, den Manzoni und Azeglio besonders zur glänzenden Flamme anfachten. In der Italienischen Sprache ist es schwerer in Prosa gut zu schreiben, als Sonnette zu machen.

Die Romanze ausgenommen, waren die Spanier in der Dichtkunst Nachahmer italienischer Muster. Boscan und Garcilasso hatten Petrarca vor Augen, und die schöne Sprache erreicht nicht selten den Wohlklang der Muster. Wie die Romanze Einfluß auf das Drama hatte, wurde schon oben angedeutet. Calderon ist ein auch unter uns Bekannter, in eigentlicher und uneigentlicher Bedeutung wundervoller Dichter, und indem ich die neue Uebersetzung von Gries mit dem Spanischen vergleiche, wünsche ich Deutschland Glück zur Erreichung dessen, was unmöglich scheinen möchte. Calderon hat, wie die Spa-

chen Dichter überhaupt, die Fehler ihrer italieni-
en Muster, die nichtssagenden, flimmernden Gegen-
ze. — Das Epos der Spanier war die Romanze,
d Ercilla's Versuch mißlang. — Die kleinen tona-
llas sind oft von großer Schönheit, und es wäre
hl der Mühe werth gewesen, diese kleinen, zer-
euten Volksgedichte zu sammeln.

Auch die Portugiesen folgten italienischen Mu-
rn der Dichtung. Wie das Land, wo der Dichter
boren wurde, ist die Lusiade von Camoês; reizende,
bliche Gegenden, wie sonst nirgends im Süden von
uropa, darunter dürre Wüsten, aber mit schönblü-
nden Haiden geschmückt oder dem duftenden Ladan-
auche bedeckt. Camoês, geb. 1524, kannte wohl
ht in seiner Entfernung zu Macao Tasso's befrei-
s Jerusalem, ohne Zweifel aber waren dem dichte-
chen Jüngling die italienischen Heldengedichte von
riost und vielleicht auch andere bekannt. Seine
siade ist in ottave rime in einer Sprache, die
ar nicht das Wohltönende der spanischen Schwe-
r, aber mehr Kürze und freundliche Lieblichkeit hat;
r Dichter bewegt sich frei, die Geschichte seines
aterlandes ergreift ihn im fernen Osten, und dem sehn-
chtsvollen nach der Heimath merkt man nicht das
nd an, wo er lebt. Seine übrigen Gedichte be-
hen aus Schäfergedichten, aus motes und glosas
et voltas, ein beliebtes Spiel der portugiesischen
ichter, wo ein Wort oder ein Vers aufgegeben
rd, den ein anderes Gedicht ausführt; allerdings
t Veranlassung, einen guten Gedanken zu erträn-

eine Minerva von Silber. Aber diesen glimmenden Funken fachte Richelieu zur lodernden Flamme an. Wenn auch selbst ein schlechter Dichter, hatte doch der mächtige Herrscher den größten Einfluß auf den Zustand der Dichtkunst in Frankreich, und nach seinem Tode entwickelte sie sich in ihrer nun erlangten Freiheit desto schöner. Auch Mazarin störte die erregte Neigung nicht, und Ludwig XIV. nahm selbst einen so lebhaften Antheil an der Dichtkunst, vorzüglich um sie für seine Eitelkeit zu benutzen, daß ihre Fortschritte auf lange Zeit gesichert wurden. Die Verehrung der Frauen, ein Andenken an die ritterlichen Zeiten, welches sich in Frankreich durch den Ritter ohne Furcht und ohne Tadel dort mehr erhalten hatte, als in andern Ländern, stieg unter dem galanten Könige zu einem hohen Grade. Die schöne und liebenswürdige, die geistreiche und leichtsinnige Ninon hatte den größten Einfluß auf die Zeit; ihre Gegnerin, die Marquise de Sevigné, beförderte durch die natürliche und gefällige Anmuth ihrer Schreibart diesen Einfluß, ohne es zu wollen. So bildete sich das aus, was die Franzosen den guten Geschmack nennen — sie ergriffen die Sache, und fanden dafür das Wort; alle Völker in Europa übersetzten das Wort in ihre Sprache und die Sache in ihre Sitten. Der Witz war seit Heinrich IV. in der Nation einheimisch geworden; er galt in den höhern Ständen für Geist (esprit) und in den andern für Naturgabe (naiveté). Wenn der Witz im Munde der Großen herrscht, verbreitet er sich bald

überall. D'Aubignac hatte ein schlechtes Trauerspiel, Zenobia, ganz nach Aristotelischen Regeln gemacht. Er überreichte es dem großen Condé. »Ich danke Ihnen,« antwortete dieser, »aber ich kann es Aristoteles nicht verzeihen, daß er ein schlechtes Trauerspiel hat machen lassen« Die Gelehrsamkeit überhaupt, und die Kenntniß des Alterthums besonders, war in Frankreich damals mit einem großen Eifer getrieben worden, und die Nation konnte sich großer Meister in allen Fächern rühmen; kein Wunder, daß diese Meister auch die Dichtkunst ihren Lehren unterwerfen wollten. Boileau, selbst Dichter und witziger Kopf, führte eine klassische Strenge nach den Mustern der Alten, wie er sie nämlich deutete, in die französische Dichtkunst ein, oder vielmehr er sprach sie in bestimmten Regeln gebieterisch aus. So erhielten Sprache und Dichtkunst strengere Fesseln in Frankreich, als in jedem andern Lande. Glänzende Dichter traten auf. Im Lustspiel der unvergeßliche Moliere, im Trauerspiel Corneille, dem bald Racine folgte und später Voltaire. Mit dem Letztern kam auch das Heldengedicht an die Reihe, und damit Frankreich eine Epopee haben sollte, schrieb er die witzige Henriade. In der leichten muntern Erzälung wurde La Fontaine Meister, dem eine zahllose Reihe von Dichtern folgte; die reine Fröhlichkeit findet man vorzüglich im französischen Liedchen. Der Bau der Sprache, der ihr für die Dichtkunst eine zu große Bestimmtheit und Deutlichkeit giebt, sowohl, wie das einförmige Silbenmaaß der alexandrinischen Versart,

verlangt Witz als die unumgänglich nothwendige Würze aller französischen Dichtung, der ernsten, wie der muntern. — Viele Jahre nach der politischen Revolution entstand eine Revolution in der Dichtkunst, vorzüglich durch Victor Hugo veranlaßt. Freiheiten, die sich die Dichter anderer Sprachen längst genommen hatten, wurden hier mit Recht versucht; aber an die Carricatur der Freiheit gewöhnt, herrscht auch hier eine Carricatur des Erhabenen, und das Verbrechen wird mit gräßlichem Witze dargestellt, wie die Revolution es beging.

In England verhinderte der Kampf zwischen der französischen und angelsächsischen Sprache alle Ausbildung der Dichtkunst. Erst als der Streit sich durch eine Vermittlung beider endigte, jedoch so, daß die angelsächsische Sprache den Vorrang erhielt, wurde die kurze, kräftige, durch ihren doppelten Stamm reiche, von wenig Grammatik gebundene Sprache der Dichtung vorzüglich fähig. Chaucer that viel für die Ausbildung der dichterischen Sprache, aber wenig für die einheimische Dichtkunst selbst, denn er folgte fremden, vorzüglich italienischen Mustern. Seine Erzälungen sind munter und leicht, besonders die Canterbury tales, doch eigentlich nur in gereimter Prosa geschrieben. Aber ganz eigenthümlich war der Britten die Ballade, wahrscheinlich schottischen Ursprungs, vielleicht abgeleitet von hochländischen Gesängen, und nur geschmückt mit dem Reim, der, vermuthlich durch lateinische Hymnen, mit der Religion zu den nordischen Völkern überging. Der Name

Ballade oder Tanzgesang, ein provenzalischer Ausdruck, ist ihr fremd, denn sie hat keine Aehnlichkeit mit den Gedichten in den römischen Sprachen, welche diesen Namen füren. Die alte Brittische Ballade ist in der Regel ein kurzes episches Gedicht, ernsten, oft tief tragischen Inhalts. Die ergreifende, oft erhabene Kürze, die einfache, schmucklose Darstellung, die Verbindung von Helden- und Edelmuth erheben die altbrittischen Gedichte zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der Dichtkunst. Die äußere Form abgerechnet, welche durch den Reim und die neuere Gesangweise bestimmt wurde, haben sie in der Kürze, in der einfachen Darstellung durch wenige kräftige Züge, in der tragischen Haltung des Ganzen und in dem Adel der Gesinnungen viel Aehnlichkeit mit den Ossianschen Gesängen; auch wurden sie, wie diese, durch Minstrels abgesungen, die früher in hohen Ehren bei dem Volke standen, und wie einst König Alfred das Land durchzogen. Da übrigens gar viele Balladen, und zwar sehr vorzügliche, in der altschottischen Mundart gedichtet sind, so könnte man wohl glauben, daß ein Ossianscher Geist die Dichter angehaucht habe. In der Chevy Chace, einem der ältesten dieser Gedichte aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, schwört Percy von Northumberland, auf dem schottischen Gebiete von Douglas eine Jagd zu halten; er führt es aus, der Kampf entsteht, Douglas fällt von einem Pfeil getroffen, sein Feind Percy faßt den Gefallenen bei der Hand, und spricht das Lob des Helden und seinen Schmerz über dessen

Tod aus. In dem Liede von der Schlacht bei Otterbourn hat Douglas das Gebiet von Percy verwüstet, nach Kriegsgebrauch, good and right, wie der Dichter sagt, und dringt bis Newcastle vor. Er ruft dem Percy zu, der auf der Mauer steht, um das Anrücken der Schotten zu sehen, was er gethan. Es thut mir leid, sagt Percy, komm morgen nach Otterbourn, dort wollen wir kämpfen, denn Einer von uns muß fallen. Nun läßt er dem Feinde ein Faß Wein über die Mauer herab, damit er sich bis dahin ergötze. Der Kampf erfolgt, und beide Helden fallen, aber den Engländern bleibt der Sieg. — In diesen und andern Zügen der Ballade herrscht ein eigenthümlicher Geist, wie er fast bei keinem andern Volke auf eine ähnliche Weise erschienen ist.

Die Ballade hatte eine Menge guter und vortrefflicher Gedichte in England und Schottland zur Folge. Meistens waren es einheimische Sagen, welche der Dichter in sein Gewand kleidete, seltener geht er zu den fernen Zeiten von König Artus zurück, öfter sind es Hexen, Gespenster und Elfen, welche erscheinen. Die Räuber, die outlaws, machen nicht selten einen Gegenstand der Dichtung, aber sie stehen edel und groß gegen die schlechten Gesetze, und man begreift, wie ein Königssohn sich mit ihnen herumtreiben konnte. Wo die Liebe besungen wird, ist sie arm an Worten, aber herzlich und innig und im Unglück tief rührend. Mit der spanischen Romanze läßt sich die englische Ballade vergleichen; mit gleicher Eigenthümlichkeit erhielten sie den dichterischen Sinn in

beiden Völkern, aber mit verschiedenem Erfolg. Der Sohn der Romanze, Calderon, lebte unter Philipp IV., und der Zögling der Ballade, Shakespeare, unter Königin Elisabeth. Welcher Unterschied der Zeiten! dort sank ein großes Volk, hier erhob sich ein anderes zu einer noch größeren Höhe. Der Zustand eines Volkes hat auf die Dichtkunst den größten Einfluß; große Thaten erheben den Geist, das Gewöhnliche oder Gemeine drückt ihn nieder.

William Shakespeare kannte die Italiener; die reimfreien Jamben, die sich am Ende einer Rede, wo sie sich erhebt, mit Reimen endigen, sind ganz nach dem Muster italienischer Dramen, auch nimmt er den Stoff seiner Schauspiele sehr oft aus Italien. Es ist ein Glück, daß er die Alten nicht kannte. Eine Vergleichung der Trauerspiele Shakespeare's mit den griechischen würde den Unterschied der alten und neuen Kunst auffallend machen. Dort ein Sturm der Leidenschaften, wie das Brausen der Elemente, die nur der unerforschlichen Allmacht gehorchen, hier ein Kampf der Einzelnen, von denen jeder ein Gott sein will.

Nach dem Verschwinden dieses großen Meteors der dramatischen Kunst fingen die bürgerlichen Kämpfe in England an, aus denen Milton hervorging, wie einst Dante aus den italienischen, mit gleichem Erfolge, trüb und groß. Auch hier würde eine Vergleichung der akatholischen Mystik mit der katholischen den Geist der Zeiten bezeichnen, der auf die große Verschiedenheit beider Dichter den größten Einfluß hatte.

Die englische Revolution konnte noch das witzigste komische Gedicht, nach Voltaire's Zeugniß, Butlers Hudibras, hervorbringen, die grausenvolle französische Revolution tödtete auch den Scherz.

Ein klassischer Wind wehte über den Kanal, und fachte den eleganten, witzigen Pope an. Schon seine Schulübungen waren klassische Nachahmungen der Alten, und nachdem er älter und dreister geworden war, zog er Homer ein Kleid nach dem damaligen Schnitt an. Doch muß man nicht zu streng über ihn urtheilen; in seinem Essay on man sind vortreffliche Verse, und eine Nichtphilosophie, welche mehr beruhigt, als alle Philosophie. Wie auch Herder einst Eloisens Brief an Abälard schmähte, dennoch behauptet er seinen dichterischen Werth, und eine solche Metaphysik der Liebe konnte man wohl von der wirklichen Eloise erwarten. — Addison hätte die englische Dichtkunst unter das französische Joch gebracht, aber das Volk, das die Franzosen zu Land und zur See besiegt hatten, widerstrebte, und drängte sich bald wieder zu Shakespeare's gesetzlosem Drama. — Das Lehrgedicht blühte in England auf; Thomsons Jahreszeiten werden noch immer mit Vergnügen gelesen, und wir antworten gern den deutschen Verächtern dieser Dichtungsart mit Voltaire: Alle Dichtungsarten sind gut, ausgenommen die langweilige.

Wir gehen schnell über den Roman in Prose hinweg, worin England Muster gab, um einen Blick auf seine neueste Dichtkunst zu werfen.

Die Reihe der Lehrgedichte in reimfreien Jam-

den schloß, in so fern nach ihm nichts Neues von Bedeutung in dieser Reihe erschien, Eduard Young, der Verfasser der Nachtgedanken. Die echte Erhabenheit vieler Gedanken konnte den geringen Gehalt, also die falsche Erhabenheit anderer nicht vergessen machen, und man mußte sich nach der ersten Betäubung an dieser Art der Dichtung langweilen. Unterdessen hatte sich der Roman in Prosa erhoben, und die eigentliche Dichtkunst schien zu sinken, wenn nicht hier und da eine vortreffliche Ballade die Theilnahme daran wieder in Thätigkeit gesetzt hätte. Nun erschien Rob. Burns, zuerst Naturdichter hinter dem Pfluge, bald aber mit dem Treiben der größern Welt bekannt, ein leichter, gefälliger Dichter tiefer Empfindungen. Seine Gedichte sind meistens im schottischen Dialect, der ihnen eine eigenthümliche Anmuth für den Schotten giebt. Immer bewegt er sich in dem Gange des Volksgesanges; auch hat er das Tiefrührende in einfacher Sprache der alten Ballade nachgesungen. Aber die Mannigfaltigkeit seiner Gedichte ist groß; bald klagend, bald heiter, bald spottend, bleiben sie doch in einfacher Darstellung sich gleich. Ihm folgte Lord Byron, den ganz Europa durch seine Gedichte und sein Leben kennt, indem Burns auf dem festen Lande wenig bekannt ist. Die Zerrissenheit im Innern dieses Mannes von großer Geisteskraft kündigt sich in seinen Gedichten an; es sind nicht sowohl Gegensätze als Gegenbilder auf eine glänzende, oft blendende Weise dargestellt, mit hoher Kunst für das Einzelne, weniger für das Ganze.

Die kräftige Sprache drückt die Kraft der Gedanken aus. Der Osten ist sein Lieblingsland, wo der furchtbare Mensch der freundlichen Natur entgegensteht, und der Anfang der Braut von Abydos stellt uns den Lieblingsgegenstand des Dichters in scharfen Zügen dar.*) Die großen Begebenheiten seines Zeitalters ergriffen ihn, der Kampf in Spanien und Griechenland, und selbst bei entferntern Gegenständen kommt er darauf zurück. Es ist nicht sein Plan, die Widersprüche seiner Weltansicht zu versönen, er sah die Welt in der Nähe, nicht von dem erhabenen Standpunkte eines Gelehrten im dritten Stock.

Die neuern englischen Dichter lieben meistens eine große Ausführlichkeit in der Darstellung, die mit der einförmigen Versart nicht selten ermüdend wird, aber man wird auch nicht selten durch die Tiefe des Gedankens belohnt.

Wir kehren zurück zu der fünften großen Macht in dem Bildungsreiche der Völker: zur Deutschen, indem wir Italien, Spanien, Frankreich und England rasch überschritten haben, um eben so schnell über Deutschland wegzugehen. Nach der Zeit der Minnesänger tritt ein leerer Zustand für die Dichtkunst in Deutschland ein. Das Ritterthum konnte nur auf eine doppelte Weise dichterische Früchte tragen. Zuerst an Höfen, wo sich die Ritter versam-

---

*) Know ye the land, where the cypres and myrtle
Are emblem of deeds that are done in their clime,
Where the rage of the vulture and the love oft the turtle
Now melt into sorrow, now madden to crime.

melten, und der Fürst der erste der Ritter, war, so in Frankreich, Spanien und Deutschland zur Zeit der Minnesänger. Als die Fürstengewalt sich vergrößerte, sank das Ansehen der Ritter, und als die Fürsten, wie Rudolph von Habsburg, der Minnesingerei überdrüssig wurden, hörten auch die Dichter auf. Ueberdies war die deutsche Dichtkunst der Minnesänger wetteifernd, der französischen entgegen gebildet, und da der erste Stamm doch feste Wurzeln gefaßt hatte, so konnten die Troubadours wohl die Veranlassung zur Unterhaltung der Dichtkunst werden, bis auf bessere Zeiten. Die Minnesänger wurden es nicht. In Spanien erhielten die maurischen Araber im Kampfe Rittergeist und Ritterdichtung. In Deutschland zerfielen dagegen die einzelnen, zerstreuten Ritter in große Rohheit, ihre Kriege waren Räubereien, von keinem Gesange begleitet, und weit über ihnen stehen die griechischen Klephthen, deren Thaten ein wunderbar erhabener Gesang feiert. Eine andere Art, wie das Ritterthum der fruchtbare Boden der Dichtung wird, ist, wenn der Volksgesang hinaufsteigt, und der Minstrel und der Barde die Thaten der Ritter feiert, wie in England und in Schottland. In den vormals slawischen Ländern, im östlichen Deutschland konnte kein deutscher Volksgesang sich bilden, auch war das Volk unterjocht, in den ersten Zeiten wenigstens, leibeigen, und von seinem Herrn verachtet, indem der junge Schotte aus dem Clan mit seinem Herrn aufwuchs. Daß die Trennung der niederdeutschen und oberdeutschen Sprache die Dichtung

in einem andern großen Theile von Deutschland zurückhielt, ist schon oben gesagt worden. So verwelkte dieser Stamm der Dichtkunst in Deutschland bis auf die Wurzel.

Aus den Städten ging eine eigenthümliche Dichtung hervor. Es war der deutsche Meistergesang, der in Nürnberg seinen Sitz hatte. Man glaubte, das Gebäude der Dichtkunst sei schon da, und es komme nur darauf an, mühsame Verzierungen daran zu machen. Es ist merkwürdig, daß diese grundlose Künstelei mit der Kunst der gothischen Gebäude des funfzehnten Jahrhunderts zusammenfällt, und dazu diente, auch die letztere bei den Nachkommen verdächtig zu machen.

Die Reformation erzeugte das deutsche Kirchenlied, und mit dem Heldenmuth der Reformatoren erhob sich ein wahrhafter andächtiger Heldengesang. Aber bald drangen von der einen Seite zu sehr die mystischen Bilder ein, von der andern meinten gutmüthige Männer, sie müßten das Lied so verständlich für das Volk zu machen suchen als möglich, und ihm allen dichterischen Werth nehmen. Jede Mystik erscheint dem Nichteingeweihten Spielerei, und Einweihung in philosophische Speculationen kann man nur von den Gelehrten in einigen Fächern der Wissenschaften verlangen. Leicht erregt die Mystik Spott oder Widerwillen. Die größte Verständlichkeit mit inniger Andacht zu verbinden, gelang viel später Gellert, dem Erhalter religiöser Gesinnungen, besonders unter den gebildeten Ständen in Deutschland. Er hatte großen Einfluß auch auf seine gelehrten Zeit-

genossen, besonders auf die witzigen Schriftsteller, Rabener und Kästner. Durch den letztern wirkte er auf Göttingen, diese Lehrerin Deutschlands in der letzten Hälfte jenes Jahrhunderts; er und Lichtenberg, die witzigsten Köpfe der Nation richteten ihre Waffen oft gegen die Verächter der Religion.

Fischart (geb. zu Mainz 1550) übersetzte des Franzosen Rabelais Witz und Aberwitz ins Deutsche, und wurde dadurch veranlaßt, der witzigste und aberwitzigste Dichter seiner Zeit zu werden. Es ist qualvoll, die Anstrengungen zu lesen, welche der Mann macht, um witzig zu sein, wenn man auch hin und wieder dafür belohnt wird. Sein Witz ist vorzüglich gegen die katholische Geistlichkeit gerichtet. Allerdings fast ein Jahrhundert später schrieb der Engländer Samuel Butler seinen Hudibras, ebenfalls veranlaßt durch die Religionsparteien in seinem Vaterlande. Das Gedicht enthält eine Fülle von ächtem Witz, ein Verdienst, welches ihm selbst Voltaire zugestand. Man liest es noch immer mit Vergnügen, wenn man nur vorher Hume's Geschichte von Großbrittannien in der damaligen Zeit aufmerksam gelesen hat. War vielleicht Fischart selbst eine der Ursachen, warum Deutschland lange Zeit hindurch keinen ächt witzigen Schriftsteller bekam?

Schon längst hatte man in Deutschland sich der Dichtkunst, als Mittel zu lehren bedient, man hatte Reimchroniken und Reimpredigten verfertigt. Die welke Blüte dieser Dichtungsarten pflückte endlich der Schulmeister Rollenhagen durch seinen Froschmäuseler.

Der Gebrauch der deutschen Sprache beim Gottesdienst lenkte bald die Aufmerksamkeit auf die Sprache selbst. Der Academia della Crusca wurde der Palmorden, oder die fruchtbringende Gesellschaft in Deutschland nachgebildet und rasch 1617 zu Weimar gestiftet. Sie war die Gesellschaft der Fürsten und der höhern Stände, nur Gelehrte von sehr großem Ansehen und Ruf konnten Mitglieder werden. Nicht der letzte Umstand machte sie verderbend; man konnte die Gelehrten entbehren, aber nicht das Volk, wovon die Kraft ausgehen muß, welche zur Bildung aufblühen soll. Ohne diese Kraft wird jede Bemühung der höhern Stände verdrehte Ziererei. Es ist sehr unrichtig, wenn ein Geschichtschreiber der deutschen Dichtkunst meint, die Bemühungen dieser Gesellschaft hätten es verhindert, daß die Sprache sich noch einigermaßen, bei der nachfolgenden Neigung zur Sprachmengerei, erhalten hätte. Nein, die Gesellschaft war Schuld, daß eine Sprachmengerei folgte, denn jede Uebertreibung erzeugt einen Rückfall. Campe's Uebertreibung hat ebenfalls fast einen Rückfall verursacht; ich sehe einen sonst ausgezeichneten Schriftsteller, der oft genug seine Sprache mit fremden Worten ornamentirt.

Ein Kind der fruchtbringenden Gesellschaft war der Pegnitzorden, der 1644 zu Nürnberg entstand. Wie jener den Fürsten und Herren angehörte, so dieser den Nürnberger Patriciern. Wie die Kraft den Rittern entschwunden war und nur die Form im Duell übrig blieb, so waren auch die tapfern wohl-

geordneten Fähnlein in den Reichsstädten geschwunden, und überall trat an ihre Stelle leeres Spiel und Gepränge. Wie die Nürnberger Spielsachen sich verhalten zur ächten Kunst, so die Nürnberger Dichtung zur wahren. Ich weiß nicht, ob irgend eine Nation solche Gedichte aufzuweisen hat, als Philipp von Zesens, Harsdörfers und Siegmund v. Birkens Reimgeklingel. Daß man es wohl einmal geschickt gebrauchen kann, hat Goethe in Klärchens wundervollem Liede in Egmont gezeigt.

Martin Opitz, geb. 1597, gest. 1640, hat die deutsche Dichtkunst auf ein ganzes Jahrhundert und darüber gefesselt. Sein Streben nach Regelmäßigkeit, Genauigkeit und Klarheit hätte ihn eher zu einem guten philosophischen Schriftsteller, als zu einem Dichter gemacht. Er huldigte dem Geschmack seiner Zeit, er machte außer vielen andern auch geistliche und Gelegenheitsgedichte; er vermehrte sogar den Geschmack an den letztern, der die wahre Dichtkunst tödtet. Er rühmt sich, zuerst im Deutschen Verse in Alexandrinern gemacht zu haben, eine unselige Versart in unserer Sprache, die wegen ihrer vielen stummen Endungen leicht schleppend werden kann. Sein vielbewegtes Leben, auch in höhern Verhältnissen, verschaffte seinen Gedichten große Verbreitung, und er hat allerdings das große Verdienst, den Funken der Dichtkunst in Ostpreußen angefacht zu haben, wo er sich während der unglücklichsten Jahre des dreißigjährigen Krieges in Ruhe aufhielt. Er war ein gelehrter Mann, er kannte die Ausländer, besonders

kein Gedicht darf einen äußern Zweck haben. Der Dichter dachte an den Zweck, an etwas Fremdes, als er dichtete, der Leser und Zuschauer thut es ebenfalls, und nimmt nicht den ganzen Antheil an der Darstellung.

Lessings Kritik war es vorzüglich, welche Wieland aus der falschen, ihm selbst nicht zusagenden Richtung weckte, und ihn auf die Bahn brachte, welche ihm Gelegenheit gab, sich den Beifall zu erwerben, den er zu seiner Zeit genossen hat. Wieland wurde in seiner neuen Gestalt der Liebling des Volks. Die Leichtigkeit, die Gefälligkeit, die Gewandtheit seines Versbaues, die nicht selten schönen Verse selbst, die Lüsternheit und Schalkhaftigkeit seiner Erzälungen, alles dieses war wohl geschickt, ihm Beifall zu erwerben; auch seine ungebundene Rede floß leicht dahin und wurde Muster der deutschen Schreibart. Aber das Flache der Gedanken und die Einförmigkeit der Gegenstände und der Darstellung machten, daß man endlich bei seinen Gedichten, wie bei einem rieselnden Bach einschlief.

Die Schweizer, Bodmer an der Spitze, sahen die Fähigkeit der deutschen Sprache zu den alten Versarten, besonders zum Hexameter, wohl ein, und lieferten eine Menge Gedichte in dieser Versart, die wenigstens zeigten, wie weit diese Art zu dichten dem Gottschedischen Geleier vorzuziehen sei. Sie hatten manche Nachfolger, unter diesen auch Wieland in seiner frühern Gestalt. Von der einen Seite aufgeregt durch die Schweizer, von der andern Seite durch

die Richtung nach England, ergriffen von einem tiefen, doch unbestimmten Gefühl, erhob sich Klopstock zur Bewunderung von Deutschland. Milton war sein Vorbild, aber Milton kannte die Teufel besser als Klopstock, und die Bilder standen lebendiger vor der Seele des blinden Dichters, indem sich Klopstock in trübe Empfindungen verhüllte. Gott in seiner Macht ist ein Gegenstand des Psalms, und als Erlöser ein Gegenstand der geoffenbarten Religion, aber nicht der Dichtkunst. Einzelne Oden von Klopstock sind vortrefflich, aber durch die Qual, die er sich mit dem Sternenhimmel, den nordischen Göttern und Hermann machte, werden seine meisten Oden unlesbar. Er wurde mehr als einer der frühern Dichter bei seinem Leben bewundert; die Schriften: Klopstock, Er und über Ihn, Tellows Briefe an Elisa u. a., zeigen dieses; aber bald wurde er unter die Alterthümer versetzt. Das sah Goethe wohl ein; er wollte auf andere Weise, als durch seine Gedichte sich die Unsterblichkeit erringen; er meinte, wie Eckermann sagt, daß ihm das Loos geworden sei, Newton zu stürzen. Aber die Zeit ist vorbei, wo vom Trompetenschall Mauern umfallen.

Das Gedränge auf den spätern Bildungsstuffen wird so groß, daß ich es nicht zu übersehen vermag. Die Perioden der neuern deutschen Dichtkunst lassen sich, wenn auch nicht genau chronologisch, doch mythologisch auf folgende Weise bestimmen. Erstlich das Alterthum der neuern Zeit: Lessing, Gellert, Rabener, Gleim, Hagedorn, Uz, Rammler, Wieland,

Klopstock u. s. w. Dann das Mittelalter: Bürgers Balladen, Goethes Werther und Götz von Berlichingen, Hölty, Claudius, Lichtenberg, Schillers erste Trauerspiele. Ferner die neuere Zeit: Goethes Wilhelm Meister, die Wahlverwandschaften, Tasso, Iphigenia, Egmont, Faust; Tieck, Schillers neuere Trauerspiele, Richter (Jean Paul) u. a. Endlich die neueste Zeit: Körner, von Chamisso, Uhland, Rückert, Graf von Auersperg und viele andere, die ich um Verzeihung bitte, daß ich sie nicht nenne.

Der Geschmack an der Dichtung in Versen ist durch die Dichtung in Prosa vermindert worden, durch den Roman; ja er droht die Theilnahme, welche man sonst für jene Dichtung zeigte, ganz zu vertilgen. Sehr natürlich. Einen Roman lesen, heißt einen Spaziergang machen, ein Gedicht lesen, ist immer eine Art von Tanz, den man nicht so lange aushält. In frühern Zeiten füllte der Ritterroman die leeren Stunden aus, bis Cervantes ihnen durch den komischen Roman ein Ende machte, und zugleich das Muster von einem Roman gab. In Frankreich trat der Roman der Mademoiselle de Scudery noch auf Stelzen einher; in Deutschland noch mehr, die Asiatische Banise und ähnliche Dichtungen; bald aber ging er dort zur witzigen und leichtsinnigen Erzälung über, die nur den Zweck hatte, zu spötten oder Heimlichkeiten aufzudecken. Voltaire gebrauchte den Roman, um Meinungen lächerlich zu machen; seine Candide voll Witz entbehrt aller innern Wahrscheinlichkeit, und ist kaum noch ein Kunstwerk, höchstens

ne überladene Zeichnung, eine Carricatur. Mär-
ontel hat seine Erzälungen moralisch genannt, nur
m Spaß. Die Engländer bildeten den ächten Ro-
an zuerst aus. Fielding und Richardson gaben den
on an für ganz Europa. Wohl hat Richardson
s Verdienst, auch den kleinen Verrichtungen eine
chterische Hülle übergeworfen und Fielding eine solche
lsche Hülle ihnen abgezogen zu haben, und wenn
ich Jener durch seine weitläuftige Moral ermüdet,
eser durch zu große Natürlichkeit beleidigt, so sind
ch aus dieser Verbindung vortreffliche Romane in
ngland hervorgegangen. Sie hatten auf Deutsch-
nd keinen gedeilichen Einfluß; Sophiens Reisen
urden langweilig durch Abhandlungen aus der Mo-
l-Theologie und lächerlich durch den pferde-bändi-
nden Pastor. Nun erschienen Werthers Leiden, und
n Schwarm von empfindsamen Romanen folgte,
eutschland ganz eigenthümlich. Dann erhielten wir
iederum Goethe's glanzvolle Dichtungen, in Wil-
lm Meisters Lehrjahren und den Wahlverwandtschaf-
n; sie haben nur wenig würdige Nachfolger gehabt,
ohl aber zu Lobpreisungen die Veranlassung gege-
n, welche Stoff zu einem komischen Roman liefern
nnten.*) Tieck's Phantasus ist ein merkwürdiges

---

*) So rühmt einer die welthistorische Bedeutung von Goethe's
ahlverwandtschaften, weil die Heiligkeit der Ehe darin hervortrete.
ohl finde ich vortreffliche Darstellungen in den Wahlverwandtschaf-
n, aber das Gerühmte eben nicht. Voltaire sagte von seiner Pu-
elle: es ist ein moralisches Gedicht, das Böse wird bestraft, das
ute belohnt — was wollt ihr mehr?

Meisterwerk, und seine Erzälungen und Novellen in Anlage und feiner Ausfürung musterhaft. Nun trat Walter Scott mit seinen historischen Romanen hervor, und ganz Europa folgt ihm nach wie bezaubert.

Es war nöthig, von der Dichtkunst umständlich zu reden, sie hat zur Bildung der Menschheit vorzüglich beigetragen. Besteht die Bildung des Menschen in der Entfernung vom Thiere, in dem Selbstbewußtsein und der Selbsterkenntniß, so muß die Kunst, welche das Innere des Menschen zum äußern Anschauen bringt, ein vorzügliches Mittel sein, zu jener Bildungsstuffe zu gelangen, wo er am höchsten über dem Thiere steht. Durch die Dichtkunst lernt er erst den Reichthum seines Innern kennen, und die Fülle, die Mannigfaltigkeit in der Darstellung wird daher das erste Erforderniß eines guten Gedichts sein. Armuth in der Darstellung, Leerheit durch zu große Entfernung der Bilder von einander und dadurch entstandene Weitläufigkeit, endlich Einförmigkeit sind Hauptfehler eines Gedichts. Aber Alles, was wir erzeugen, muß ein gebildetes Wesen sein, ein organisches Geschöpf, lebend in innerer Harmonie und Zweckmäßigkeit, und wenn der Dichter das Ungebildete, Wilde, Zerrissene darstellt, so macht er es nur wie die Natur, die durch wilde Thäler, schroffe, zerrissene Felsen und schwarze Lavaströme die Reize ihrer Schöpfung erhöht und durch einen Gegensatz, oder besser Gegenbild die Schönheit und Harmonie reizender hervortreten läßt. Die Dichtung ging aus dem Gefühl hervor, aus der reichen Quelle der Dar-

stellung; sie muß dahin zurückkehren, die Mannigfaltigkeit muß sich in der Einheit durchdringen, in der sich jedes Gefühl ankündigt. Dieses sind die drei Haupterfordernisse eines Gedichts. Die Mannigfaltigkeit ist unendlich, die Zusammenstellung in Organismen unerschöpflich, die Verknüpfung zur Einheit des Gefühls ist ein Werk der Begeisterung, das unbewußt verrichtet wird, wie das Gefühl unbewußt entstand.

2.

Bildende Kunst.

Es sei mir erlaubt, den Ausdruck »bildende Kunst« in der allgemeinsten Bedeutung zu nehmen, wo er auch die Malerei begreift, und zwei Wörter zu gebrauchen, welche nicht gewöhnlich sind, nämlich Flächenbild für Zeichnung und Gemälde, und Wandbild für hoch und flach erhabene Arbeit, für Haut- und Bas-Relief. So mag denn von den drei Arten der bildenden Darstellung, vom Standbild, Wandbild und Flächenbild, die Rede sein. Wenn die Frage ist, welche von diesen drei Arten der Darstellung die älteste sei, so möchte wohl die Zeichnung allen andern vorangehen; in den Nordamerikanischen Wildnissen hat man auf Felsen roh eingegrabene Figuren gefunden. Wenn man aber die Frage dahin näher bestimmt, welche von den drei Darstellungen zuerst einen höhern Grad der Ausbildung erreicht habe, so ist es unstreitig das Wandbild.

Wirklich sind die ältesten Ueberbleibsel der bil=
enden Kunst solche Wandbilder in Felsen ausgehauen.
Wir finden sie häufig in Ostindien, in den Grotten=
empeln auf Malwa, in der alten zerstörten Stadt
Nahabaliputram, auf der Insel Elephantine und an
ianchen andern Orten. Die Darstellungen in den
Ruinen von Theben und Tenthra in Aegypten be=
zugen dieses ebenfalls. In diesen Ländern der äl=
sten Bildung gaben Grotten und Felsengänge die
Veranlassung zu solchen erhaben hervortretenden Wand=
ildern. Das hohe Alter jener Darstellungen in
legypten ist bekannt genug; es ist ebenfalls kein
weifel, daß sie auch in Indien einer sehr frühen
eit angehören Die Griechen hatten keine Hölen,
ine Felsengänge, worin man solche Wandbilder ma=
en konnte; sie hoben ein Wandbild heraus, und
ellten es für sich als Standbild dar, indem sie die=
m die Wandbilder, auf kleineren Steinmassen dar=
stellt, unterordneten. — Wenn auch eine Zeichnung
n Wandbildern vorausgehen mußte, so kam man
ch erst spät darauf, sie durch Farben deutlich nnd
ständig zu machen. Felsen gab die Natur, den
Meißel gaben die Künste des Bedürfnisses, aber es
ar schwieriger und lag nicht so nahe, die Farben
erfinden.

Winkelmann giebt uns eine Erzälung von dem
rsprunge der Bildhauerkunst, die viel Beifall gehabt
t. Zuerst, sagt er, wurden die Götter unter dem
ilde eines rohen oder höchstens viereckigen Steines
er einer Säule dargestellt, daher noch der Name

κίων im Griechischen, der Säule und Standbild bedeutet, und dem wir das deutsche Wort Bildsäule nachgebildet haben. Dann setzte man den Steinen Köpfe auf; solche Steine nannten die Griechen Hermen; man deutete das Geschlecht einigermaßen an, und endlich bildete man die Beine aus. Der vortreffliche Mann ließ sich hier durch den Schein hinreißen, und F. Thiersch hat diese Vorstellungsart sehr gründlich widerlegt.*) Diese Entstehungsart der bildenden Kunst kommt mir vor, wie die Entstehung der Thiere aus dem Schlamme des Nils, nach Herodots Erzälung, die zuerst zwei Beine haben und nachher vier bekommen. Die Springhasen an den Pyramiden mit zwei kurzen Vorderbeinen verleiteten den Geschichts= aber nicht Naturforscher. Alles Organische, und so Gedicht und Bild, entwickelt sich niemals nach und nach; es bildet sich innerhalb des Umrisses aus.

Wie das Epos die Erzälung der Begebenheiten war, welche die Götter auf Erden bewirkten, so waren auch die ersten Bilder Darstellungen der Götter selbst. Die Indier liebten die Zusammensetzungen nicht allein in den Wörtern ihrer Sprache, sondern auch in der Darstellung der Götter. Brahma, Wischnu und Schiwa wurden in ein dreiköpfiges, neunarmiges und neunbeiniges Bild, in die Trimurti, vereinigt und so dargestellt. Es war ein Bestreben

---

*) Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen, von F. Thiersch. 2te Aufl. München 1828. 8.

nach Bedeutung, und zwar nach einer reichen Bedeutung, welches sie bewog, über die Natur hinauszugehen, und die menschliche Gestalt zu überladen, in eine Carricatur zu verwandeln. Solche Zusammensetzungen wie die Trimurti, Ganescha mit dem Elephantenrüssel und Wischnu mit dem Schweinskopfe, wie er die Welt mit seinen Zähnen aus den Fluten hervorzieht, schwächen den Sinn für Schönheit und zerstören ihn endlich ganz und gar. Wischnu als Hirt, wie er die Mädchen, auf dem Baume sitzend, durch sein Flötenspiel lockt, hätte zu schönen Darstellungen die Veranlassung geben können, aber jene Ungeheuer verscheuchten die schönen Darstellungen. So war die Natur, als sie die ungeheuern Elephanten der Vorwelt, die sonderbare Zusammensetzung der Mastodonten und das Riesenfaulthier in jenen frühern Zeiten der thierischen Schöpfung hervorbrachte. Der Indier opferte eine Nebensache, die Bedeutung, der reinen Schönheit auf, und gab dadurch seiner Kunst eine so falsche Richtung, daß sie niemals wieder auf den geraden Weg gelangen konnte. Sie ging auf diese Weise auf ihrer höchsten Stuffe der Ausbildung zu Grunde.

Auf den Ruinen von Persopolis sieht man die Bilder mancher fabelhaften Thiere, unstreitig um einem König zu huldigen, der ein solches Thier, aus den verschiedensten Ausdrücken von Kraft und Stärke zusammengesetzt, besiegt und tödtet. Die Erzälungen von fabelhaften Thieren sind aus diesen bedeutungsvoll zusammengesetzten Bildern entstanden. Aber die

Bedeutung ist eine Nebensache der Kunst, und wenn sie zur Hauptsache wird wie hier, geht die Kunst in der Bedeutung unter. Auch die übrigen Gestalten auf diesen Ruinen zeugen von keiner großen Anlage zur Kunst.

Aus Aegypten ging die Bildhauerkunst hervor. Aber sie opferte dort die Schönheit noch immer der Bedeutung auf; man sieht noch Götter mit dem Hundekopfe und dem Sperberkopfe, wenn auch die harten und widrigen indischen Zusammensetzungen nicht mehr vorkommen. Die Gestalten sind schon mehr nach richtigen Verhältnissen gezeichnet, aber die Linien der Umrisse haben noch nicht die sanften Biegungen, welche die Schönheit erfordert; sie nähern sich zu sehr den geraden Linien, und bringen dadurch eine Härte und Steifheit in die Gestalt, die der Schönheit widerstrebt.

Die Griechen hatten vielleicht schon Kunst aus ihrer indischen Heimat mitgebracht; sie nahmen sie aber gewiß auch von Aegypten her auf. Ein Volk, welches die Buchstaben von der semitischen Sprache empfängt und sie mit der sanskritischen Art zu schreiben verbindet, welches einen nahen Verkehr mit Aegypten hatte, wird auch die bildende Kunst der Aegypter nicht an sich vorübergehen lassen. Die frühen Kunstwerke bei den Griechen sind von Thiersch nachgewiesen. Wenn auch die dichterischen Beschreibungen von dem Schilde des Herkules nicht nach einem wirklichen Kunstwerke gemacht sein können, so setzen sie doch Kunstwerke dieser Art voraus.

Wie kam es aber, daß die Kunst einen so hohen Grad der Ausbildung unter den Griechen erhielt, daß sie Muster und Regel für die Nachwelt geworden ist? Es kam daher, weil dieses Volk selbst, aus verschiedenen Stämmen zusammengesetzt, sich nicht abschloß, sondern das Fremde freundlich aufnahm, eines durch das andere verbesserte, und so eine mannigfaltige, reiche und fortschreitende Mythologie erhielt. Aus der Mannigfaltigkeit erhob sich das Bild des Bessern, das Bild der Schönheit. Der Kampf der Griechen mit den Trojanern um die schöne Helena mag eine Mythe sein, wie es die Veranlassung zu diesem Kriege, der Streit der drei Göttinnen um den Preis der Schönheit, gewiß ist, aber für die Idee wird die Mythe zur Wahrheit. Die öffentlichen Kampfspiele der Griechen, so hoch geachtet, daß sie Pindarische Siegesgesänge hervorrufen konnten, erregten ohne Zweifel vorzüglich Sinn für die reine Schönheit der Gestaltung, wie man oft und mit Recht wiederholt hat.

Die Bildhauerkunst ist die schwierigste aller bildenden Künste. Geist und Bild und Hand müssen in der innigsten Verbindung, in vollendeter Einheit sein; ein Fehlschlag, und das ganze Kunstwerk kann dadurch zerstört werden.

Aber die Bildhauerkunst hat einen Mangel, daß sie die Augen der menschlichen Gestalt nicht darstellen kann. Dies scheint mir der Grund, warum der Ausdruck heftiger Leidenschaften in dem Standbilde bald zu einer krampfhaften Verzerrung wird, woran die

das Standbild wenig dar. Noch nie hat ein Künstler es wagen können, Gott den Schöpfer Himmels und der Erden würdig darzustellen, und die Juden und Mohammedaner, ergriffen von dieser Wahrheit, verboten sogar die Bilder Gottes, welches dann auf jedes Bild angewendet und furchtbar zerstörend für die Kunst wurde. Jesus wird am Kreuz dargestellt, in den letzten Zügen oder todt, und da kann die Kunst ihn nur zu menschlich darstellen. Die erhabene Lehre selbst entgeht dem Meißel. Und mit Recht nimmt die Malerei die christlichen Gegenstände, als ihr gehörend, in Anspruch.

Will der neuere Künstler die Götter oder die Heroen der Alten darstellen, dann gelingt es ihm selten, von der innern Größe dieser Vorstellungen des Alterthums ergriffen zu werden*). Bleibt er in den neuern Zeiten, dann hat er einen doppelten Zwang zu überwinden, den Zwang der Kleidung, die den Körper bedeckt, und den Zwang der Aehnlichkeit, die ihn gar oft zur niedern Welt herabzieht. Selten kommt ihm ein geborenes Heldengesicht zu Statten, wie es Blücher hatte. Wir wollen es indessen unsern Künstlern nicht zum Vorwurf machen, daß sie unter diesem Zwang arbeiten, wir wollen ihnen vielmehr danken, wenn sie ihn so viel als möglich überwinden.

*) Einem jungen Mädchen, welches von den Antiken nur etwas in der Ferne gehört hatte, zeigte ich im Vatikan den Apoll von Belvedere und den Perseus von Canova. Ich fragte sie dann, welches von beiden der berühmte Apoll sei. Indem sie auf den wahren deutete, sagte sie: Der ist es und der will es sein.

Wie würde Winkelmann erschrocken sein, wenn
an ihm gesagt hätte, daß man den Statuen der
ten ein Feigenblatt, oder vielmehr Weinblatt, des
istandes wegen, angeklebt hätte.

Die fortgesetzte Handlung stellten die Alten in
andbildern, in hoch und flach erhabener Arbeit vor,
d dieser Theil der Bildhauerkunst ist mit Glück in
: neuern Zeit bearbeitet worden. Man sieht die
'gebenheit nur in der Ferne, und daher gehören
e Gegenstände nicht dafür, die man genauer be=
chten muß. Solche Wandbilder wurden oft Denk=
ler der Geschichte. Man hat sie um Säulen ge=
nden, die sie der Gegend weit umher verkünden
:en. Die Trajanssäule und die Antoninssäule in
)m sind solche Säulen. In Paris hat man dieses
chgeahmt.*) Aber die Siege der Neuern lassen
) nicht so leicht darstellen als die Thaten des
:rkules.

In dem entgegengesetzten Falle sind die Wand=
der bloße Verzierungen geworden, oft Verzierungen
ne alle Bedeutung, und diese scheinen die Alten am
isten geliebt zu haben. Mit Vergnügen betrachtet
in auf der Akropolis von Athen die Eierstäbe.

---

*) Jetzt steht die Statue des Kaisers Napoleon wieder auf der
ule auf dem Vendome-Platz im Ueberrock mit dem kleinen dreiecki-
Hütchen. Es bezeichnet den frivolen Geschmack — ich kenne kei-
gleichbedeutenden deutschen Ausdruck — der Franzosen oder viel-
)t der ganzen neuern Zeit, an der Freude, große Begebenheiten
h den kleinen Mann im kleinen Hütchen hervorgebracht zu sehen.
re er nur nicht eben so klein auf St. Helena gestorben!

Zwischen den Eiern findet man Ausschnitte eines Ellipsoids mit einer Genauigkeit und Uebereinstimmung, die desto größere Verwunderung erregt, je länger und je genauer man sie untersucht. Die Arbeit setzt eine große Geschicklichkeit und Sicherheit der Hand voraus, die den Meißel führte. Auch auf den Ruinen in Rom sieht man diese Eierstäbe; es schien mir, als ob die spätern immer roher gearbeitet waren, am rohesten schienen sie auf dem Triumphbogen Constantins. Die Alten liebten Gestalten in krumme Linien und krumme Flächen eingeschlossen mit einem Sinn für schöne Form, wie er jetzt nur selten gefunden wird. Sie liebten das Akanthus-Blatt, und schmückten die Säulen damit, aber nirgends finden wir, daß sie die Blüte gerühmt hatten, die jetzt Aller Augen auf sich zieht, wo man sie in den Gärten findet. Die Griechen und Römer nahmen zu ihren Blumensträußen das Selinon, offenbar nur wegen des Wohlgefallens an den glänzenden mannigfaltig zertheilten Blättern, denn die Blume ist unbedeutend, und des Geruchs, der ebenfalls nicht auffallend ist, wird gar nicht erwähnt; jetzt würde man sein Glück nicht machen, wenn man einen Strauß von Sellerieblättern einer Frau darböte. Die Schlange, wie sie sich um einen Stab windet, war ihnen kein widerwärtiges Bild, wie vielen unter uns, und wenn auch die Schlangen- oder Wellenlinie, wie Hogarth meinte, nicht das Wesen der Schönheit ist, so gehört sie doch mit dazu. Alle organischen lebenden Körper sind in krumme Linien oder krumme Flä-

n eingeschlossen, und diese Gestalt ist ein Zeichen
s Lebens in jedem Theile, weil jedes noch so kleine
eilchen seine Stelle durch sich selbst eingenommen
;, nicht von andern Theilen dahin getrieben und
toßen ist. Die gerade Linie und Ebene dagegen
bt uns ein Bild des rein Mechanischen und folg-
: Leblosen, weil jedes von einem andern gestoßene
eilchen fortfährt sich in derselben Richtung und
glich in einer geraden Linie zu bewegen. Auf der
dern Seite giebt uns aber die gerade Linie den
ndruck des Festen, Sichern, was keine Veränder-
keit in sich hat, sondern immer ruhet und bleibt.
i der Mitte zwischen beiden steht die Säule, das
ld eines Baumstammes, gerade in der Länge, ge-
ndet im Umfange.

Der Reiz der Farben ergreift sehr bald die
enschen, und die Alten liebten brennende, ab-
chende Farben; sie bemalten damit die Decken ih-
: Tempel, den Fries der Säulen*), ja sogar Theile

*) Auch die Säulen selbst? Ich glaube nicht. Die Säulen des
rthenon auf der Akropolis haben keine weiße Farbe, obgleich von
ißem Pentelischem Marmor, eben so wenig sind die Säulen von
drians Tempel des Jupiter Olympius, aus demselben Marmor, weiß,
dern alle Säulen sind stellenweise mit einer schmutzig graugelben,
Braune fallenden Farbe überzogen. Dieser Anstrich rührt offen-
: von Lichenen her, die, wenn sie zerstört werden, eine solche
rbung hinterlassen, wie man besonders unter der Akropolis an den
iulen vom Tempel des Jupiter Olympius sieht. Ich erkannte deut-
) die Spuren von der grauen Parmelia stellaris und der gelben
canora candelaria. Herr Schaubert, mit dem ich einige Mal
f der Akropolis zu sein das Vergnügen hatte, sagte mir, diese Farbe
es nicht, welche man meine, wenn man vom Anmalen der Säu-

der Statuen, wie sich aus den Nachrichten über die Kunstwerke der Alten ergiebt. Myrons Kuh mußte ganz bemalt sein, wenn sie die bewunderte Täuschung hervorbringen sollte, wovon viele Epigramme der Griechen reden. Man sieht daraus, daß die Alten die Täuschung nicht verschmäten, wenn sie solche erreichen konnten. Sie wird nur dann widrig, wenn der Künstler das Bestreben zeigt, täuschen zu wollen und dennoch weit hinter der Natur zurückbleibt. Das Standbild von Marmor macht keine Ansprüche auf Täuschung; es ist Bild des rein Geistigen, wie es sich in der Natur ausdrückt, ohne durch die Wirklichkeit irgend einen Nebenreiz hervorbringen zu wollen.

Die alte Malerei, wie wir sie besonders auf den Etruskischen Gefäßen, oder auch auf den Wandgemälden aus Herkulanum und Pompeji sehen, war den dichterischen Gemälden nachgebildet, deren eigenthümliches Wesen Lessing im Laokoon vortrefflich dargestellt hat, nur Handlung in leichten dahin schwe-

---

len rede. Er zeigte mir andere rothgefärbte Stellen, die ich aber nur zum Theil für Stellen im Marmor halten konnte, durch Eisenoxyd gefärbt, andere aber für solche, die dem Fries nahe gewesen, denn der Fries war bemalt. Ich sah an einem blau angemalten Triglyphen deutlich durch die Lupe, daß die Farbe von aufgestreuter gepulverter Smalte herrührte. Humphrey Davy hat schon in den Farben des berühmten Gemäldes, der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit, Kobalt durch die chemische Untersuchung erkannt. Aber das kann nicht sein, sagt mein Freund Schinkel, wenn der Fries bemalt ist, müssen es die Säulen auch sein. Ich will das zugeben, aber wenn der Körper an der Bildsäule der Pallas im Parthenon von Gold war, mußten nicht auch Kopf und Hände und Füße von Gold sein.

benden Zügen. Die Zeichnung meistens vortrefflich, aber auf den Ausdruck im Gesicht achtete der Künstler weniger; er kann nicht bemerkt werden in der flüchtigen, vorübergehenden Erscheinung. Es liegt ein sonderbarer, geheimer Zauber in jenen geisterhaften Gemälden, den die Neuern vergeblich nachzuahmen gesucht haben, der ihnen aber unter den Händen entfloh, und nichts als die starren Züge der ungelenkigen Hand zurückließ.

Erst mit dem Christenthum und mit der Anbetung der heiligen Jungfrau trat die ausdrucksvolle Malerei hervor. Die von der Gottheit gewürdigte Mutter konnte nur die erste ihres Geschlechts sein, und ihrem Geschlecht ist körperliche Schönheit unerläßlich. Aber auch die reinste Tugend mußte in ihr den Sitz haben, unbefleckt von allem Irdischen, von jeder andern Liebe, als der Liebe zum Geistigen und Göttlichen. Mit diesen hohen Vorzügen und besonders mit der Freude einer Siegerin über das ganze weibliche Geschlecht, mußte aber auch die Demuth verbunden werden, die, in tiefer Menschlichkeit, das Göttliche erkennend aufnahm. So war die Aufgabe, welche die Malerei zu lösen hatte. Die Geschichte der Kunst sagt uns, wie die Maler nacheinander versuchten, das kaum Erreichbare zu erreichen, und wie es Rafael Sanzio von Urbino unter allen am meisten gelang. — Ist einmal ein Glanzbild erschienen, dann verbreitet es Stralen weit umher. Die Maler blieben nicht dabei stehen, immer wieder Madonnen zu malen, und sie thaten sehr wohl daran; es kam

eine Heilige nach der andern an die Reihe, ein Heiliger nach dem andern, und bald ging die Kunst zu andern Gegenständen über, indem sie überall den Ausdruck suchte.

Michael Angelo strebte beides zu vereinigen, Handlung mit Ausdruck, und es sind unzälige ihm gefolgt mit mehr oder weniger Glück. Die Schwierigkeit dieser Verbindung wird nicht immer empfunden. Zu viel Ausdruck stört und hemmt die Handlung, der Anblick des unaufhörlich wütenden Gesichts ermüdet, und man sehnt sich nach dem Augenblicke, wo sich der wild verzogene Mund schließen möchte. Aber da ein solcher Augenblick nicht kommt, so wendet man sich unwillig ab. Auch der liebliche Ausdruck fesselt zu sehr, um sich mit einer raschen Handlung zu vertragen. So muß bei dem Ausdruck die Handlung leicht und flüchtig, bei lebhafter Handlung der Ausdruck rasch verschwindend sein.

Es ist etwas Wunderbares in der Malerei. Ein Zug im Munde, ein Druck im Auge, und die Sinnesart des Menschen erscheint verschieden. Die Malerei wird geistig, der Geist wird verkörpert. Schon indem die Körper zum Flächenbilde wurden, mußten sie von ihrer Körperlichkeit verlieren, und sich zum Geistigen erheben. Die Maler sind oft langweilig genug geworden, daß sie vergeblich dem Ideale der Schönheit nachstrebten; wir mögen es ihnen immerhin gestatten, daß sie uns das reinste, unschuldigste Vergnügen gewären, indem sie der rohen Materie das ätherische Gewand des Bildes geben. Denn die bil-

ende Kunst liebt die Gegensätze wie die Dichtkunst, nd weiß sich ihrer geschickt zu bedienen, ja sogar adurch das Erhabene darzustellen. Das Wesen der Bildung ist Harmonie; der zackige Felsen, der to= ende Wasserfall machen den Gegensatz, ja nicht sel= en den vollendeten Gegensatz der Harmonie, der bis um Erhabenen geht, indem er die furchtbare Ge= walt der Natur darstellt, die nun nicht mehr furcht= ar ist. Auch Gegenstände der niedern Natur kön= en, wie der witzige Einfall, Vergnügen erregen, und s ist eine ganz ungegründete Vorschrift, wenn sie uch Lessing gab, daß der Maler nur das Schöne malen solle. Das Ekelhafte ist allerdings unange= ehm, aber ein gar zu großer Ekel beschränkt die Natur, wenn auch die Gränze schwer zu ziehen sein möchte. Auf alle Fälle ist es tadelhaft, wenn der Maler, wie der Dichter, über die Natur hinausgeht nd Grausamkeiten darstellt, die, Dank sei es der menschlichen Natur, zu den großen Seltenheiten ge= hören, und daher von der Kunst verbannt sein müs= en. Es wäre absurd, Menschen zu malen, welche uf den Vieren herumkröchen. Die Malerei ist in er Darstellung der niedrigen Gegenstände in der Na= tur viel freier, als die Bildhauerkunst, eben weil sie en Gegenständen den Körper nimmt, und sie blos uf die Oberfläche einschränkt, wo sie die Wirkung icht thun können, die sie in der körperlichen Gegen= wart äußern.

Vorher wurde von den Bildern der Gestaltung redet; das Bild der Bewegung, dessen Wesen eben=

falls in der Harmonie besteht, ist der Tanz, die erste Aeußerung der Kunst im Menschen; das Kind hüpft auf den Armen der Wärterin, wenn es die muntere Tanzmusik hört. Wir mögen den Tanz eine unbewußte Erinnerung an den Zustand der Seele nennen, als sie den Körper harmonisch baute. Der Tanz gehörte in den frühesten Zeiten zu den Feierlichkeiten, welche den Göttern geweiht waren; ja die Hindus, die am längsten ihre alten Gebräuche beibehalten haben, führen noch jetzt solche Tänze zu Ehren der Gottheit auf, und eigene Tänzerinnen (bailaderas der Portugiesen, Bayaderen) sind dem Tempel zugeordnet, um diese Tänze aufzufüren. Sie treiben die Erinnerung an die bildende Kraft der Natur zu weit und über die Sitte hinaus. Die öffentlichen Tänze beim Gottesdienst dauerten durch das ganze Alterthum hindurch, und wurden erst mit dem Christenthum aufgehoben. Nun flüchtete sich der Tanz in die Volksfeste, wo er sich bei vielen Völkern noch lange als ein künstlicher Tanz erhielt, bei andern hingegen sehr bald zu dem einfachen lustigen Bauerntanze und zum Walzer überging. Es war dieselbe Weise wie das Alkäische Versmaaß der Ode, zu dem trochäischen Volksliede überging. Dann trennten sich beide Arten des Tanzes, die figurirten Tänze, wie wir sie nennen, der Fandango, die Fossa, der Aimable vainqueur, der Masurische und Griechische Tanz von dem Länder und Walzer. Diese Trennung ging endlich so weit, daß die figurirten Tänze dem Theater anheim fielen, und die Tänze,

woran alle Theil nehmen können, blieben dem Volke und den Gesellschaften.

Der erste und Hauptzweck des Tanzes ist Lustigkeit. Sie erzeugt den Tanz, sie wird durch den Tanz vermehrt; beide stehen in einer Wechselwirkung. Es ist der reine, der natürliche Tanz, der aus dem Hüpfen und Springen des Kindes ursprünglich entsteht. Die unschuldige Lustigkeit wird durch den Tanz bis zur Wildheit vermehrt, so bildet sich der Kriegstanz der wilden Völker und der Tanz der Maenaden im mythischen Griechenlande, hier noch vermehrt durch das Geschenk ihres Gottes, durch den Wein. Ein anderer Zweck des Tanzes ist die Geschichte der Liebe vor dem Genuß, die Annäherungen und Abstoßungen, das Anlocken und schelmische Abwenden, die Sehnsucht, die aber bald der hüpfende Fuß leichtsinnig hinweg führt, und endlich die walzende Vereinigung, die mit Taumel und Erschöpfung endigt. Keusche und unkeusche Gemüther können sich an dem oft leichtfertigen Tanz auf unsern Theatern ergötzen, jene, weil ihnen die Wirklichkeit fern bleibt, diese, weil sie zur Wirklichkeit gelockt werden. Der festliche Tanz, den David selbst vor der Bundeslade ausübte, ist jetzt fast bis auf die einfache Polonaise verschwunden.

Der Tanz nähert sich der Malerei, oder geht vielmehr noch weit über sie hinaus, indem er die Grazie in den Stellungen des Körpers, aber nicht in der Ruhe, sondern in der Bewegung erfordert. Wie das dichterische Bild nach Lessing von dem gemalten sich dadurch unterscheidet, daß es nur die

Zeitfolge darstellt, so unterscheidet sich die Grazie des Tanzes von der Grazie der gemalten Stellung. Jeder Theil des Körpers lebt, aber ein harmonisches Leben, und jeder Theil spricht es mit dem andern aus.

Die Schauspielerkunst, die wir Mimik nennen, mögen nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, als Kunst der Nachahmung, ist die schwerste und undankbarste aller Künste. Nichts ist schwerer, als sich in einen andern Menschen zu versetzen und sogar dessen Sprache zu reden. Alles ist hier vorübergehend, wie das Bild des Dichters. Engels Ideen zu einer Mimik können für den Maler von Nutzen sein, einen Schauspieler verderben sie, denn der Schauspieler, der eine Stellung annehmen will, der während des Spiels daran denkt, fällt gewiß aus der Rolle. Auch darf er seine Rolle nicht studiren, wie man sagt, er darf den Charakter nicht studiren, den er darstellen will, er muß sich ein dichterisches Bild davon machen, und dieses darzustellen suchen. Und wenn dieses gelungen ist, dann schwindet Bild und Darstellung, und das Andenken dauert höchstens ein halbes Menschenalter.

3.

Tonkunst.

Was Licht in der äußern Welt ist, das ist der Ton in der innern. Was in dunkler Nacht ewig vor uns verborgen bliebe, das geht im Licht wiederstralend hervor, was in dumpfer Verworrenheit im Innern unbewußt sich regt, das tritt im reinen Gefühl durch den Ton zum hellen Bewußtsein hervor. Auf der äußern Oberfläche nimmt das Auge die Bilder von Gegenständen auf, in einer verborgenen Höle empfängt das Ohr die Töne der Empfindung. Die Vergleichung soll nicht bloß ein Spiel der Vorstellung sein, sie liegt tiefer; Bewegung auf beiden Seiten, Bewegung und zwar elastische Bewegung des Lichts, wodurch der Sehnerve getroffen wird, und elastische Bewegung der Luft und der festen Theile, welche den Gehörnerven erschüttern. Es ist sonderbar genug, daß neuere Philosophen das Licht bis zum Himmel erheben, von dem es allerdings abstammt, aber den innern Himmel vergessen, den wir im Ton vernehmen, und ihn nur für einen Ohrenkützel halten wollen, den sie selbst nur in größter Oberflächlichkeit betrachten. Auch ein großer Dichter, der aber keine Musik

verstand, neigt sich zu dieser Vorstellungsart, und hat sie sogar veranlaßt.

Die Tonkunst ist das Spiel der Empfindungen; ein harmonisches Spiel, vorübergehend wie Tanz und Dichtung. Eine Hauptbedingung der Musik ist das Zeitmaaß, der Tact, er ist die gebildete Zeit, wie der Umriß in der Zeichnung der gebildete Raum. Wenn man von Harmonie redet, so versteht man darunter zuerst und gewöhnlich die einfache Harmonie, wie sie zum Beispiel in der Baukunst durch das Verhältniß der Theile besteht, oder in der Musik durch das Verhältniß in der Zahl der Schwingungen der Töne. Es ist der reine Bildungstrieb im Menschen, dessen Zweck der Mensch, wie die Natur, erst nach mannigfaltigen Versuchen erreicht; es ist das Mineralreich, das Reich der Krystalle in der Natur. Dann versteht man darunter die Harmonie der Grazien, die Harmonie der krummen Linien, das organische Reich in der Natur, der höhere Bildungstrieb im Menschen, dessen Zweck, die Schönheit, er nur im Ideal vor sich sieht, und welches er, wie die Natur, nie erreicht. Die letzte und höchste Harmonie könnte man die Harmonie der Geschichte nennen, die sich im Leben des Menschen und der Menschheit, in der Geschichte der Natur und hier in der Verbindung der Töne zeigt, die durchaus Mannigfaltigkeit verlangt, und in dieser Rücksicht auch Mistöne verträgt, wenn sie nur in Harmonie aufgelöst werden. Das Ideal dieses Schöpfungstriebes liegt in einer weiten Ferne, es

erhellt unsere Blicke, aber das schwache Auge hält den blendenden Strahl dieser Sonne nicht aus.

Der Gedanke erzeugt die Empfindung, oder vielmehr, das allgemeine Gefühl ist durch den Gedanken zur besondern Empfindung ausgebildet worden. Die Tonkunst erweckt nur die Empfindungen, ohne die Gedanken, denen sie früher angehörten, herbeizufüren, deren langsame Entwickelung den raschen Gang der Töne und der Empfindungen hemmen möchte. Auch lernt man erst Töne empfinden. Das Kind und der ungebildete Mensch liebt die Musik nicht, die den Gebildeten entzückt; es freut sich vielmehr der einfachen Tanzmusik oder des raschen Marsches, denn es gehört eine Uebung dazu, die Töne als Ausdrücke der besondern Empfindungen aufzufassen und als angehörend einem Gedanken zu erkennen, ohne doch diesen Gedanken wieder zu denken. Selten ist auch der im Denken geübte Mann ein großer Tonkünstler, und dieser muß sich der Gedanken entschlagen, wenn er ein musikalisches Werk ausfüren will.

Der erste Gesang des Menschen war ein Gesang der Vögel, ein bloßes Spiel mit Empfindungen, eine Vorübung künftiger Entwickelung. Dieser Gesang ist ein Gesang der Freude, der Lust, und der Triller der natürlichste Jubel der menschlichen Kehle, eine fast krampfhafte Erschütterung. Er wird nur getrillert, er wird nur gepfiffen oder mit leichten Ausrufungen verbunden. Bald tritt an die Stelle dieser nichtssagenden Töne das Wort, welches den Uebergang vom Gefühl zum Gedanken macht, selbst im

Mittelwesen von Gefühl und Gedanke. Dieser Wortgesang ist nun auch zuerst ein Gesang der Freude und der Lust, er schreitet in festen, bestimmten Durtönen weiter. Mit der Sitte kommt die feinere Liebe, die Klage um die Geliebte, die Sehnsucht nach einem nahen Glück, denn nur das nahe, nicht erreichte Glück erregt die Klage, das ferne Glück stört uns nicht. Dieser Gesang steigt in Molltönen langsam auf, die kleine Terz ist der großen nicht erreichten nahe. — Endlich folgt das Loblied der Götter, in Tönen der bittenden Klage und der frohen Gewärung.

Der Knabe pfeift sich sein Lied, wie der Vogel; die Flöte war unstreitig das erste musikalische Instrument. Später kam die Saite, aber mit ihr entstanden auch sehr bald und sehr leicht die ersten Anfänge einer Theorie der Musik, da man das Verhältniß der Töne an der Länge der gespannten Saite abmessen kann. Die Flöte sowohl als die Leier sind Erzeugnisse der Ruhe und des Friedens, daher setzt die Mythe die Erfindung derselben in eine frühe idyllische und mythische Zeit. Die Verbesserung dieser Instrumente hat den größten Einfluß auf die Fortschritte der Tonkunst gehabt. Es ist hier nicht der Ort, auf die Geschichte dieser Instrumente einzugehen, wenn ich es auch vermöchte; nur will ich erinnern, daß sie schon früh, im Ganzen genommen, eine große Ausbildung erlangten. Die Harfe, wo jede Saite ihren besondern Ton angiebt, scheint in Aegypten und im Orient bei den Semitischen Völkern besonders ausgebildet zu sein, weil sie dort viele Saiten erhielt;

weniger bei den Griechen in der Lyra, wo sie mehr, seit Pythagoras, wie man sagt, als Tetrachord und selbst als Monochord zur Ausbildung der Theorie diente. Dagegen scheinen die Blasinstrumente bei den Griechen zu einer größern Vollkommenheit gebracht zu sein, auch bedienten sie sich ihrer allein zur Begleitung des Gesangs.

Der Gesang der Worte, Gesang in eigentlicher Bedeutung, stellt die Gefühle dar, welche das Wort hervorbringen kann, und dann erst wirklich hervorbringt, wenn es im Gesange ausgedehnt wird, um gleichsam Land zu gewinnen, worauf die Empfindungen schwärmen können. Die Coloraturen sind dem Gesange wesentlich; sie bestehen aus jenem wunderbaren Spiele von Empfindungen, welche die Seele mit Ahndungen erfüllen, mit Empfindungen, die sich zur Vorstellung und zum Gedanken zu vereinigen streben. Es ist der Zweck der Kunst, was im Innern verborgen ist, außer uns darzustellen, und eben so will die Musik, was in dem heftigsten Sturme der Leidenschaft oder beim leisen Wehen der Empfindung einen schrecklichen oder glücklichen Augenblick erfüllte, in eine längere Zeit ausdehnen und dadurch zur innern Wahrnehmung bringen. Allerdings kann dies übertrieben werden, und die Coloraturen gleichen dann den unaufhörlichen Schilderungen in einem beschreibenden Gedicht. Sie sind die Bilder in der Musik, die nur Empfindungen darstellt, und lächerlich wird, wenn sie das Plätschern des Wasserfalls oder

schon ein, und Aristoxenus veränderte das enharmonische System in das chromatische, welches Intervalle von zwei halben Tönen und der kleinen Terz enthält. Es wurde für weibisch gehalten, unstreitig wegen der kleinen Terz. In den spätern Zeiten ist man ganz zum diatonischen Geschlecht übergegangen. Ich möchte einige Aehnlichkeit in den Veränderungen der Musik mit den Veränderungen der Sprachen finden. Die vielen milden Biegungen in den Sprachen der Alten ließen der Bedeutung der Wörter mehr Schwanken, mehr Vierteltöne, und das kleine Fürwort, welches sich in den neuern Sprachen überall einschleicht, hält die Bedeutung mehr fest, und sondert sie gleichmäßiger von jeder andern Bedeutung. — In den beiden Tongeschlechtern der Alten sind keine reine Octaven, die wir für eine unerläßliche Bedingung der Musik halten, und wegen der vielstimmigen Musik dafür halten müssen; aber wir mögen wohl bedenken, daß dabei die übrigen Intervalle unserer Musik nicht rein sind und sein können, daß daher eine Temperatur nothwendig wird, und daß z. B. die Quinten unter

Musik hatte aber nur auf den Tanz, gar nicht auf den Gesang Bezug. Viele Männer standen daneben als Zuschauer, wenige und zwar nur ältere Weiber hatten sich in einiger Entfernung an einer Mauer hingelagert. Zwei Männer traten hervor aus dem Haufen und tanzten, nicht ohne Anstand und mit Gewandtheit in mancherlei, aber immer anständigen Bewegungen. Sie setzten aber die Füße einwärts, und man mußte sich erinnern, daß man nur nicht daran gewöhnt sei, um es nicht ungeschickt zu finden. Wenn sie ermüdet waren, ruhten sie aus, aber nicht lange, dann traten sie wieder auf, und fast immer wieder dieselben.

sich die Quarten über sich schwingen müssen. Das Ohr gewöhnt sich bald und richtet sich sogar nach dem Instrument. Es ist z. B. dis und es auf dem Clavier ein Ton, und wir hören mit Vergnügen zu, da hingegen es auf der Geige das Ohr beleidigen würde, wenn jemand dis für es greifen wollte. Doch, ein Tonsystem mit lauter reinen Octaven, Quinten, Quarten u. s. w., wenn es möglich wäre, möchte dem Ohre unerträglich sein; ist es doch sogar unangenehm, mehrere Accorde hinter einander zu hören, die keine Verwandtschaft mit einander haben. Auch eine Musik ohne Dissonanzen wird langweilig. Der schöne organische Körper weicht in seinen Umrissen von allen graden Linien, und selbst von den scharf bestimmten krummen Linien, dem Kreise, der Ellipse und der Hyperbel auf eine mannichfaltige Weise gefallend ab. Wer vermag die Grenzen zu bestimmen, wo Mißbildung anfängt.

Die Alten kannten nicht den vielstimmigen Gesang, und die vielstimmige Musik überhaupt, und so war ihre Musik weit unvollkommener, als die unsrige. Die Gründe, warum sie es nicht weiter brachten, scheinen in folgenden Umständen zu liegen. Der vielstimmige Gesang und die vielstimmige Musik haben nicht allein ihre Entstehung, sondern auch ihre Ausbildung durch den Kirchengesang der Christen erhalten. Das Christenthum führt den Menschen aus dem Aeußeren in sein Inneres zurück, und wirkt eben dadurch mehr als die heidnischen Religionen auf die Empfindung. Da die Musik nur Empfindungen erregt, so wurde sie gar bald die Dienerin der Christ-

lichen Religion, und gelangte dadurch zu einem so hohem Grade der Vollkommenheit, als sie früher nie erreicht hat. Ein anderer Grund lag wohl darin, daß den Alten das Silbenmaaß zu lieb war, und daß dieses doch durch eine vielstimmige Musik zu sehr unterdrückt wird. Endlich hat auch wohl die geschickte Bezeichnung der Harmonie viel zur Entwicklung dieses Theils der Musik beigetragen, und es ist daher nicht unrecht, daß man durch das Wort Contrapunkt an die ersten Versuche erinnert, die harmonische Begleitung der Melodie auszudrücken. Eine neue höchst merkwürdige Wissenschaft ist so entstanden, der Generalbaß, von dem die philosophischen Gelehrten viel zu wenig Kenntniß genommen haben. — Das vorige Jahrhundert war im höchsten Grade glänzend für die Fortschritte der Musik; das jetzige gleicht ihm darin bis jetzt noch nicht.

Die Tonkunst begleitete zuerst den Tanz und den Marsch der Krieger, der ein veredeltes Ueberbleibsel des kriegerischen Tanzes der Wilden ist, dann den Gesang, und endlich wagte sie es ganz allein aufzutreten. Ein kühnes Unternehmen, das Getümmel der Empfindungen nach den Regeln einer freien Kunst organisch zu ordnen.

Dritter Abschnitt.

Die Künste.

Der Sprachgebrauch in der deutschen Sprache unterscheidet sehr treffend die Kunst von den Künsten. Jene ist nur eine; sie hat keinen andern Zweck, als Kunst zu sein; diese sind sehr mannichfaltig, nach den verschiedenen Zwecken, wozu sie dienen.

Das Buch über die Urwelt enthält schon sehr viel hierher Gehöriges, und ich darf also nur kurz sein.

Drei Hauptbedürfnisse hat der Mensch: Narung, Kleidung, Wonung. Sie stehen mit seiner geistigen Entwickelung in dem genauesten Verhältnisse. Die halbnackten Wilden, die hinter einem Zaun hervorkriechen, um Seethiere am Strande zur Narung aufzusuchen, stehen auf einer untern Stufe der menschlichen Bildung und weit unter einer Versammlung von gebildeten Männern und Frauen, die in einem schönen Pallast und in Festkleidern an einer mit schmackhaften Gerichten und feinen Weinen wohlbesetzten Tafel essen.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Erfindung des Ackerbaues und der Pflanzen, welche zur Nahrung dienen, der frühesten, vorgeschichtlichen

Zeit angehört. Wir haben kein neues Getraide, keine neue Feldfrucht überhaupt, sogar kein neues Gemüse erfunden, selbst unsere Küchenkräuter kamen meistens aus der Vorzeit zu uns. Mais und Kartoffeln wurden in Amerika lange vorher gebaut, ehe sie in Europa bekannt wurden. Auch die Kenntniß unserer Obstbäume verliert sich im frühen Alterthum; wir wissen nicht, von wem und wann zuerst das Feld gedüngt und der Obstbaum gepfropft wurde. Es ist schon in dem Buche über die Urwelt gezeigt worden, daß uns die Heimat der meisten gebaueten Gewächse unbekannt sei. Doch ist wohl kein Zweifel, daß sie einst wild waren, wie die Kartoffel wirklich wild gefunden ist, und zwar in einem dem jetzigen sehr ähnlichen Zustande. Denn daß man sollte ein Gras mit kleinen Körnern (Triticum repens) zum Weitzen veredelt haben, wie dieß Haller meinte, ist höchst unwahrscheinlich.

Es gab also eine Zeit, wo die Künste Kunst waren, eine Zeit erfinderischer Begeisterung. Wir haben oben gesehen, wie zur Kunst drei Stufen gehören, die Auffassung mit Gefühl, die innere Bildung, die äußere Darstellung in Begeisterung. So geschah es auch in den Künsten; nur mit dem Unterschiede, daß die innere unbestimmte Bildung zur Schönheit durch den bestimmten Zweck ersetzt wurde, indem die Begeisterung in der Darstellung dieselbe blieb. Aber darin waren auch die Künste der Kunst gleich, daß in spätern Zeiten kein Getraide mehr gefunden wurde, so wie kein Homer wiederum erschien.

Die Kochkunst entstand sehr bald; zuerst war sie einfach, man kochte Fleisch und Früchte, die roh nicht zu genießen waren, besonders aber die Gemüse, Kraut und Wurzeln, dann setzte sie zusammen, um das Einfache schmackhafter zu machen. Süß und Sauer, Fett und Gewürze sind die vier Elemente, wodurch die Kochkunst ihre Zubereitungen hervorbringt; sie folgt der Natur, die alle diese Elemente in ihren schönsten Früchten vereinigt. Das Süße fand man im Alterthum nur im Honig, denn Bereitung des Zuckers wurde erst, wie es scheint, im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert vermuthlich von den Arabern erfunden, wenn auch das Zuckerrohr selbst schon lange vorher bekannt und roh oder gekocht eine beliebte Speise in den Gegenden war, wo es wild wuchs und gebauet wurde. Jetzt wird es nirgends mehr wild gefunden; seine Heimath ist aber ohne Zweifel Ostindien, vielleicht in einer weiten Verbreitung, denn die meisten Südpflanzen haben ein ausgedehntes Vaterland*) — Der Bau des Oelbaums verliert sich im hohen Alterthum in mannichfaltig gestalteten Mythen und zeigt, wie früh der Mensch Neigung zum Fett in Speisen

*) Ritter hat sehr treffend nachgewiesen, daß die Bereitung des Zuckers den Arabern im Mittelalter angehört, und daß viel früher Zuckerrohr als Rohr gebraucht und gebauet wurde. S. Erdkunde Bd. 9. S. 230. Wie hätte es sonst geschehen können, daß den Griechen und Römern der Zucker unbekannt geblieben wäre, da sie viele Gewürze aus Indien bekamen! Nicht so treffend sind seine Gründe daß nur Bengalen die Heimath des Zuckerrohrs sei.

empfand. Es war erfindrisch, aus dem Fleisch einer Frucht Oel zu pressen, welches sonst nur aus den Kernen gepreßt wird. Der wilde Oelbaum hat kürzere und verhältnißmäßig breitere Blätter und die Früchte sind kleiner und geben weniger Oel, haben aber einen feinern Geschmack, als die Früchte des gebaueten. Der wilde Oelbaum wächst häufig im südlichen Europa und in Nord-Afrika am Atlas; die Heimat des gebaueten ist unbekannt, und man glaubt, er sei aus dem wilden durch den Anbau entstanden. Doch sieht man sehr häufig den zahmen Oelbaum auf den wilden gepfropft, wobei dieser sich nicht geändert hat. Man pflanzt übrigens den Oelbaum meistens durch Stecklinge fort, auch erdulden alte Bäume das Verpflanzen und werden dadurch gleichsam verjüngt.

Die Säure bereitet die Natur in vielen Früchten und die Erfindung des Weins hatte den Essig im Gefolge.

Alle Gewürze (Aroma) enthalten ein ätherisches Oel, und haben daher einen starken Geruch und scharfen Geschmack. Wenn Süß und Sauer und Fett von der Zunge gefordert wurde, so verlangte das Gewürz der Magen, um durch die flüchtige Schärfe gereizt und thätig zu werden. Die ältesten Gewürze, von welchen wir Nachricht haben, waren die Laucharten, und so alte, daß wir nicht wissen, wo sie wild wachsen. Dann folgten besonders im südlichen Europa die einheimischen gewürzhaften Kräuter Thymian, Saturei, Meiran, Petersilie, Coriander, Dill, Fenchel, Kümmel u. s. w., auch Wermuth, Raute und

Senf. Endlich kommen die indischen Gewürze hinzu, Pfeffer und Kardamomen; Zimmt war den Alten bekannt, wurde aber nur zu wohlriechenden Salben gebraucht. Ein feines Gewürz zogen sie aus Cyrene, das **silphium**, von einem unbekannten Gewächs,*) und da sie es mit dem orientalischen **silphium** zusammenstellen, welches wohl unser Asant sein möchte, so hatte es vermuthlich einen Knoblauchgeschmack, nur feiner als der Asant, nach dem zu urtheilen, was die Alten davon sagen. Noch jetzt macht die Kochkunst vom Asant Gebrauch. Mit den Schiffarten der Portugiesen kamen noch andere indische Gewürze auf die Tafeln, mit den Eroberungen der Holländer in Indien wurden sie gemeiner, ungeachtet aller Bemühungen, dieß zu verhindern. Nur im Westen von Europa ist es gelungen, durch den amerikanischen Beißpfeffer oder Cayennepfeffer (**Capsicum annuum**) die andern Gewürze zu vermindern oder ganz zu verdrängen. Ein natürlicher Trieb machte das Salz zum Bedürfnisse des Menschen. Nur einige wenige Völker, z. B. einige Kalmyckenstämme, essen kein Salz; sie genießen bloß Fleisch.

Der Geschmack hat für viele Empfindungen die Grundbestimmungen gegeben; man spricht von herben, bittern und süßen Empfindungen, ja wir finden diesen Sprachgebrauch bei sehr vielen Völkern. Man könnte die Gedichte der Völker mit ihrer Kochkunst

*) S. Abhandl. der Akademie d. W. zu Berlin a. d. Jahre 1829.

vergleichen, denn es setzt das Gedicht die Empfindungen auf eine ähnliche Weise zusammen, wie das Gericht. Vielleicht war die Kochkunst der Alten eben so einfach und kräftig, als ihre Dichtkunst, nur wissen wir wenig von der ersten, denn das Kochbuch, welches wir noch unter dem Namen von Apicius haben, ist aus den spätern Zeiten, und enthält, wie Rumohr im Geiste der Kochkunst sehr richtig gezeigt hat, widerwärtige Zusammensetzungen, ähnlich den gezierten und gezwungenen Gedichten der Alexandriner. In England gleicht die Kochkunst, ernst und kräftig, der alten Ballade; Rinds- und Schöpsenbraten, wenig, aber schmackhaftes Gemüse, ohne deutsche lange Brühen, Noten und Auseinandersetzungen; nur wird man zu schnell satt. In Frankreich ist sie leicht, tändelnd, heiter, witzig, durch Gegensätze reizend, wären nur nicht die Suppen und Brühen zu lang, wie ihre Verse in Alexandrinern. In Italien muß man sich mit einzelnen Schönheiten, vortrefflichen Fischen, Seekrebsen und Ortolanen begnügen. Die deutsche Küche wäre zweckmäßig schmackhaft, würde nur nicht das Fleisch gar zu philosophisch gründlich ausgekocht und ausgebraten. Die andern Nationen haben die Kochkunst und Dichtkunst aus der Fremde genommen, auch die Spanier haben ihre alte Weise und Speise längst vergessen. Die Anwendung der Kochkunst auf die Dichtkunst, oder umgekehrt, ist nichts weniger als neu; die Franzosen haben längst von gutem Geschmack geredet, und die andern Völker sind so nachahmerisch gewesen, das Wort in derselben Bedeutung in ihre



Sprache zu übersetzen. Die Darstellung des Innern durch den Geschmack, ist auch ganz in der Folge und in der Regel; die Dichtkunst stellt das Innere durch das geistige Bild, das Bild in der Zeit dar, die Malerei durch das körperliche Bild, die Tonkunst durch den Ton, und es folgt also der Geschmack, um zu einer solchen Darstellung mitzuwirken. Aber nur mitzuwirken. Denn unmittelbar kann er nicht dazu dienen; er muß also durch die Vorstellung in die Rede gehen, und da es ihm an innerer Mannigfaltigkeit fehlt, so kann er nur, gleich der Farbe, die Darstellung vollenden. Es ist aber nicht zweckmäßig, etwas an sich Einfaches wie den Geschmack an die Spitze der Beurtheilung zu stellen, wo auf einen Tadel sogleich die Antwort folgen kann, über den Geschmack lasse sich nicht streiten.

Mit eben so viel, ja mit noch mehr Scharfsinn als die Völker anwandten, um sich eine angenehme Narung zu verschaffen, bereiteten sie sich berauschende Getränke, oder bedienten sich anderer berauschender Mittel, vorzüglich des Dampfes von Kräutern. Es giebt wenige Völker, bei denen man dergleichen nicht gefunden; die Bewohner der Südseeinseln machen ein berauschendes Getränk aus den Blättern einer Pfefferart (Piper methysticum) auf eine sonderbare Weise; in den Tropenländern liefern die Blütenkolben der Palmen vor dem Blühen einen gärenden Saft, der zum Palmwein wird; im Orient erfand man den Wein vom Weinstock, und als Muhammed seinen Gläubigen Wein zu trinken verbot, griffen sie in der Noth zum

Opium. Mongolische Völker machten die Erfindung ein berauschendes Getränk durch die Destillation zu gewinnen; die Kalmyken aus gegorener Pferdemilch, die Chinesen aus Reiß. Von den Arabern kam die Anwendung der Destillation zum Abendlande, und noch jetzt ziehen wir Branntwein aus Wein, Getreide und Kartoffeln.

Alle berauschenden Mittel vermindern die Einwirkungen der äußern Welt auf das Gemüth und erregen dafür die innern Sinne. So erfand der Semele Sohn, sagt Euripides, den nassen Becher der Traube und reichte ihn den Sterblichen; er befreit die gedrückten Menschen von ihrem Kummer, wenn sie ihn mit dem Saft des Weinstocks füllen; er giebt ihnen Vergessenheit der täglichen Sorgen; kein anderes Heilmittel der Leiden! In der Jugend der Welt und des Menschen ist der Rausch nichts als innerer Frohsinn, der, von den drückenden Banden der Gegenwart befreit, dem Genusse des Lebens, das in jeder Ader, in jedem Nerven sich regt, ohne Rückhalt sich hingiebt, und im höchsten Grade nur ein fröhlich wilder, freundlich toller Taumel wird. Die Kunst der Alten faßte diese wilde Fröhlichkeit auf, und die schönen Gestalten der Bacchantinnen gingen daraus hervor, die Bilder des lebendigsten, durch sich selbst gesteigerten Lebens. Aber schon die Centauren und Lapithen tödteten einander beim fröhlichen Gastmahl berauscht im wüthenden Kampf, und die Nordamerikanischen eingeborenen Völker sind ein Opfer der Trunkenheit geworden, zu der sie die Europäer verführten;

ı zahmer Wildheit fordert die studirende Jugend
ı Rausch zum Zweikampf heraus, den sie am an-
:rn Tage mit einem Schein von Vernunft aus-
hrt. Ja sogar die harmlose Trunkenheit hat schlimme
olgen und schon Bacchus trug eine Kopfbinde, um,
ie die Alten sagten, das Kopfweh am folgenden Tage
ı mindern. Denn alles ist im organischen Körper
:riodischer Wechsel.

Den geistigen Getränken sind in gewisser Rück-
ht die Wohlgerüche ähnlich, ja es ist bekannt, daß
ne durch den Duft vorzüglich wirken. Der Sinn
s Geruchs ist der Sinn der Empfinduug, wie schon
. J. Rousseau sagt: Die Gerüche verbreiten sich
er eine große Nervenfläche und dringen von dort
s Gehirn, sie erregen also die allgemeinste Empfin-
ıng, einen angenehmen Zustand überhaupt, und füh-
n uns zu den glücklichen Stunden der Vergangen-
it zurück. Der Geruch erregt mehr das geistige Le-
n, als der Geschmack; den Göttern wurden schon
üh Wohlgerüche dargebracht und der Weihrauch hat
inen Namen von der Weihe erhalten, für die sein
uft den Geist erhebt. Wenn dieses Rauchwerk nicht
ehr so geschätzt wird, als es bei den Alten geschah,
liegt die Ursache darin, daß es uns zu sehr an
od und Verwesung erinnert, da wir uns desselben
der Nähe der Todten bedienen. Die Gerüche sind
rschieden in ihren Wirkungen; das empfindsame Veil-
en erregt andre Empfindungen, als die reizende Nelke
ıd die sanfte Rose. Darum hat auch der Geruch
ne Kochkunst; die Alten kannten sie schon in der

Zusammensetzung der wohlriechenden Salben, die sie zugleich als Arzneimittel zur Stärkung anwandten, und jetzt haben wir sie noch in der Kunst des Parfumeurs, einer Kunst, die Frankreich ursprünglich angehört und zwar so sehr, daß alle andern Sprachen kein Wort dafür haben. In den wohlriechenden Blüten, auch Blättern, sogar im Stamm und den Wurzeln hat die Natur die Wohlgerüche niedergelegt; sie gehören fast allein dem Pflanzenreiche an, indem die meisten Gerüche aus dem Thierreiche widerwärtig sind; ungleichnamige Pole ziehen sich an, gleichnamige stoßen sich ab.

Der Mensch ist für alle Himmelsstriche gebildet, weil er es für keinen ist. Der Neger am Senegal bittet um Kleidung bei 19° R., weil ihn friert, der Europäer wirft sie bei demselben Grade der Wärme ab, weil er schwitzt. Außerhalb der Wendezirkel kann der Mensch ohne Kleidung gar nicht leben. Er folgt der Natur in einem früheren Zustande, er kleidet sich in die Felle von Thieren, welche er getödtet hat und nähet sie mit Sehnen zusammen, oder in wärmeren Ländern nimmt er die Bedeckung der Bäume, die innere Rinde von der **Laghetta lintearia**, der **Broussonelia papyrifera** und andern, die er durch Klopfen noch feiner macht, in kühleren Zonen flicht er Matten von Halmen und Blättern, in welche er sich hüllt. Wie bei den Narungsmitteln, so zeigt sich auch hier der Scharfsinn der früheren Zeit in der Bereitung der Leinwand aus dem Flachs, dessen Heimat wir eben so wenig kennen, wie die Heimat des Wei-

zens und der Gerste. Linné giebt Aegypten als das Vaterland des Flachses an, vermuthlich nur, weil er aus Ol. Celsius **Hierobotanicon** wußte, daß die Aegypter im Alterthnm vorzüglich Flachs gebauet, und Kleider von Linnen getragen haben. Aber Herodot sagt auch (II. 105), daß die Aegypter auf eben dieselbe Weise Flachs bearbeiteten als die Kolcher, ein Volk, mit dem sie überdieß viel Aehnlichkeit hätten, und so möchte man vielmehr vermuthen, daß es seinen Ursprung aus den kalten Gebirgen der Kolcher als der warmen Ebene Aegyptens habe. Wenn De Candolle sagt, daß der Flachs in den Saatfeldern von Europa wild wachse, so kann sich dieses wohl nur auf einige aus zufällig zerstreuten Samen aufgewachsene Pflanzen beziehen. Der Flachsbau kam, wie es scheint, von den Aegyptern zu den Griechen und zu Römern, auch war die ägyptische Leinwand noch zu den Zeiten der letztern wegen ihrer Feinheit hochberühmt. Die Mumien der Aegypter sind, soviel ich gefunden habe, mit Leinwand umhüllt und nicht mit Baumwollenzeugen. Später scheint die Baumwolle in Gebrauch gekommen zu sein, denn was Plinius von Gossypium sagt, kommt mit unserer Baumwolle sehr gut überein. Sie mag aus Indien herstammen, denn man bauet dort noch viele Abarten, aber Roxburgh führt sie nicht als eine wilde Pflanze an, und so kennen wir die Heimat der Baumwolle eben so wenig als die des Flachses. Die Erfindung der wollenen Kleider gehört ebenfalls dem frühen Alterthum an, doch ist es zweifelhaft, ob wollene Kleider älter sind

als leinene, denn es ist leicht, das abgezogene Fell eines Thieres zum Tragen zu bearbeiten, aber die Wolle zu weben und so zur Kleidung anzuwenden, ist nicht so leicht. Auch wissen wir nicht, wo das wolletragende Schaf wild ist, so früh wurde es schon gezähmt. Die Seidenzeuge sind ebenfalls Erfindung früher Zeiten, und ohne Zweifel haben wir den Chinesen die Seidenzucht zu danken, denn der Name sericum, den die Seide bei den Römern führte, hat seinen Ursprung offenbar von Serica, einem Lande, welches höchst wahrscheinlich das südliche China ganz oder zum Theil begriff. Wir haben keine Spuren, daß den alten Griechen die Seide bekannt war; sie kam erst zu den Zeiten der Kaiser nach Rom, im Anfange selten und kostbar, nachher zwar häufiger aber noch immer kostbar. Schon sehr früh scheint der Seidenbau aus Serica nach dem Westen fortgeschritten zu sein, da er schon, wie man sagt, im vierten Jahrhundert nach Europa versetzt wurde.

So kleiden wir uns noch jetzt in die Zeuge der alten Welt, und seit Jahrtausenden ist kein neuer Stoff hinzugekommen. Desto mehr haben wir die Form der Kleidung verändert. Zu den Zeiten der Griechen und Römer war sie einfach und kunstlos und eben darum verhüllte sie den Körper so wenig, daß sie der Kunst Gelegenheit gab, die schönen Formen aufzufassen. Ein weites Unterkleid, oft ohne Aermel, umgab den Körper; ein Rock eben so weit bedeckte ihn, und ein Schleier oder ein Mantel wurde leicht darüber geworfen. Nur ein Gürtel, unter dem Busen bei den

Frauen, über den Hüften bei den Männern, schloß die Kleider fester an den Körper. Die engern Beinkleider wurden von den Galliern aus einem kalten Lande nach Rom eingeführt und verbreiteten sich bald über ganz Europa. Von ihnen lösten sich die Strümpfe ab, und bildeten eine besondere Bedeckung; auf der andern Seite wurde das Beinkleid in eine besondere Jacke fortgesetzt, welches sich zu unserer Weste umgestaltete. In der spanischen Tracht umflatterte der Mantel noch leicht den Körper, dann wnrde auch er noch dichter herangezogen und endlich kehrte er in seine ursprüngliche jetzige Form zurück, wo er lächerlich genug das Fell eines Thieres mit einem Schwanze vorstellt. In der Kopfbedeckung hat sich der Kunstsinn des Menschen geübt; Helm, Turban, Feß, phrygische Mütze, Bischofsmütze, Pabst- uud Kaiserkrone, dreieckiges Hütchen und steifer Zopf, Kleblocke und die wunderlichste von allen, die Alongenperücke, würdiges Denkmal der falschen Größe des Siècle de Louis XIV. Die weibliche Kleidung veränderte sich im Ganzen, wie die männliche, nur zerlegte sie sich in weit mehr Stücke, und schwankte beständig zwischen dem Bestreben das Nackte zu verhüllen oder an den Tag zu legen. Doch ist es merkwürdig genug, daß die Verhüllung mehr eine scheinbare ist, und immer in der That weniger zurückhält, als die männliche Kleidung thun würde.

Der Putz ist eine Nachahmung der Natur; der Mensch sucht das sich anzueignen, was er in der Natur schön findet. In dem frühen Zustande der Mensch-

heit liefern ihm die schönen Federn der Vögel den ersten Schmuck, welche er bald gleich einem Schopf auf seinem Haupte trägt, auch nicht so bald ablegt, da er sich bis jetzt bei unsern Kriegern erhalten hat. Das Glänzende gefällt dem Auge, und sobald die glänzenden Metalle entdeckt sind, behängt sich der Mensch mit ihnen, wo er sie nur anbringen kann, und der Ring zeigt ihnen darzu eine so bequeme Form, daß man sich noch immer mit Ringen schmückt. Zum Aufhängen glänzender Körper durchbort er das Ohrläppchen, die Scheidewand in der Nase, oder gar die Lippen, und da der Schmerz beim Durchboren der Ohrläppchen nicht sehr groß ist, so haben die gezähmten Wilden der neüern Zeit diesen Schmuck beibehalten, die beiden andern Arten aber verworfen, weil die zusammmeugesetzte Kleidung genug Gelegenheit darbietet, glänzende Sachen anzubringen. Nur die Bayaderen in Ostindien tragen noch Ringe in der Nase. Bei den Wilden verband sich mit der Neigung zum Putz auch der Zweck fürchterlich zu erscheinen, daher die schrecklichen Entstellungen mancher Völker, und auch das Tättowiren des Körpers und Gesichts, wo sich das Schreckliche zum Gräßlichen steigert. Selbst mit dem Putz der Männer verband sich früh die Absicht zu schrecken, und wenn diese auch nicht mehr bei unsern Kriegern statt finden mag, so bleibt doch immer die Absicht die Aufmerksamkeit und Achtung durch den kriegerischen Schmuck zu erregen. Glanz und brennende Farbe nehmen den Menschen zuerst und in der Ferne ein; später gelangt er dazu die Form schön zu finden,

und es läßt sich nicht läugnen, daß in dieser Rücksicht das Volk der Griechen schon früh zu einem hohen Grade von Ausbildung kam. Selbst in dem Wurf des Gewandes wußten sie die Schönheit aufzufinden; nur ein schmaler Purpurstreifen schmückte das Unterkleid, und der Kranz war die einzige äußere Verzierung.

Die Veränderlichkeit der Kleidung, die Mode, ist eine besondere Erscheinung nicht sowohl der europäischen Nationen, als solcher, die man zu den am meisten gebildeten rechnen kann. Es ist wenigstens ein Zeichen des Bestrebens, des regen Lebens, und man kann wohl annehmen, daß ein Volk in Trägheit versunken sei, wenn es immer bei denselben Gewohnheiten, und also auch bei derselben Kleidung bleibt.

Der Mensch in seinem Anzuge ist selbst eine Nachahmung der Natur. Wie diese in der Mannichfaltigkeit ihrer Formen, von Verkürzung zur Verlängerung, von Vereinigung zur Trennung, von Entwickelung zur Verhüllung schwankt, so erscheint auch der Mensch in seiner Kleidung bald als Raupe, bald als Puppe, bald als Schmetterling. Wenn er sich auch noch so sehr von der Thierheit entfernt glaubt, so sieht er sich doch immer, bei näherer Betrachtung, darin befangen.

Wir gehen zu dem dritten Hauptbedürfnisse des Menschen über, zur Wohnung. Die Urbewohner von Neuholland und Van Diemensland flochten sich einen Zaun gegen die Seite, von welcher Wind und

Regen herzukommen pflegen; die einfachste Hütte oder vielmehr nur Halbhütte. Man suchte dann den Schutz des Baumes sich überall zu verschaffen, man bereitete eine Decke von geflochtenen Zweigen, die man auch wohl mit Fellen und in spätern Zeiten mit Zeugen vertauschte; man stützte sich auf Baumstämme, und so entstand das Zelt, welches sich leicht durch Füllung der Wände mit Holz, Erde oder Stein in ein Haus verwandelte. Von einer andern Seite macht sich der Mensch eine Erdhütte, die dann ebenfalls später zu einem steinernen Hause wurde, auch grub er sich in die Erde ein und verbarg sich in Felsenspalten, die er mit bessern Werkzeugen aushöhlte. Der Mensch vereinigt eine ganze Thierheit in sich; er versteckt sich im Gebüsch wie Hirsche und Rehe; er bauet Erdhütten, zuerst schlechter als die Termiten in Afrika; er gräbt Hölen in die Erde, worin er wie die Hyäne seinen Raub verzehrt.

Aber bald erhob sich der Mensch aus diesem niederen Zustande, er bauete bessere Häuser und wenn sie auch für die einzelnen Menschen noch lange klein und einfach blieben, so wurden sie doch bald groß und glänzend für die Götter. Die Religion erhob Kunst und Künste. Es ist hier nicht der Ort auf die Geschichte der Baukunst zurück zu gehen, die man in vielen Werken ausführlich finden kann, nur einige Worte mögen für unsern Zweck genügen.

Die Gestalt des Zeltes blieb das Muster für die Tempel der Götter in China und Hinterindien, überhaupt im Osten von Asien; die eckige Pagode

(Bhagavati) ist deutlich genug dem eckigen Zelte nachgebildet, welches rund umher durch Pfäle und Schnüre ausgespannt ist. Es gab Gelegenheit an den Ecken eine Menge von Verzierungen anzubringen, und wenn auch die bequeme, einfache Form des Hauses, aus der Hütte entstanden, für die Wonung der Menschen vorgezogen wurde, so blieb doch das Zelt für den Gott und die Neigung für das Eckige, Künstliche in diesen Völkern, indem es durch den Anblick der Tempel beständig unterhalten wurde.

Im Westen von Asien gehörte das Haus der Gottheit, das damit verbundene Zelt dem Volke, welches von allen Seiten zum Tempel strömte. Ein Säulengang umgab das Haus des Gottes, ursprünglich ein ausgespanntes Zelt auf Pfälen für seine Verehrer. So war es in Aegypten und Griechenland. Die Säulen wurden bei den Griechen in den spätern Zeiten ein Gegenstand der Kunst, welches sie in frühern Zeiten bei diesem Volke nicht waren, da wir an den Säulen der ältesten Tempel jene schöne Form nicht wahrnehmen, die wir an den Säulen der spätern Tempel bewundern. Wenn Vitruv sagt, daß die Alten die schönen Verhältnisse der Säulen von der Gestalt des menschlichen Körpers hernahmen, so verwirft dieses Winkelmann mit Recht; aber es scheint doch, als ob die aufmerksame Betrachtung des menschlichen Körpers nach seinen Verhältnissen auf den Gedanken gebracht habe, etwas Aehnliches wenn auch keineswegs Dasselbe an den Säulen zu versuchen. Die Haarlocke an den Jonischen Säulen

zeugt von diesen Betrachtungen. So fand das Griechische Volk das Geheimniß der schönen Verhältnisse, welche es überall in der Kunst, wenn auch nicht im Leben anwandte. Als man später das schön gezackte Akanthusblatt an den Knauf der Säulen setzte, dachte man wieder an den ersten Ursprung der Säule, an den Baumstamm.

Salomons Tempel war ein Haus zur Verwahrung der Bundeslade, die sich noch in einer besondern Verwahrung in dem Allerheiligsten befand. Der Schmuck des Tempels im Innern, die Täfelung der Wände wird genau beschrieben; aber nirgends finden wir, weder im Aeußern noch im Innern der Säulen erwähnt. Der Tempel war nur ein Haus. Wohl aber ist von Säulen die Rede, da wo Salomons Pallast beschrieben wird; ein Andenken an die Zelte, worin die Israeliten wohnten.

Die Höle, dieser Wohnort der Menschen im frühen Alterthum, wurde in Ostindien ausgebildet. Die Hölentempel auf dem Hochlande von Malwa und Harowti, auf Ceylon, Coromandel, Orissa, und der Insel Elephante erfüllen noch alle mit Erstaunen, die sich ihnen zu nahen das Glück hatten. Als die Tempel schon ins Freie gesetzt waren, blieben diese künstlichen Hölen noch die Gräber der Könige, und vielleicht früher, als die Tempel ins Freie traten, wurde das Felsengrab in die Ebene versetzt, und bildete die Pyramide in Aegypten. Von dem Felsentempel ging vermuthlich die Kuppel aus. Erst als der Osten dem Westen mehr bekannt wurde, fingen

die Römer an, die Tempel der Götter zu wölben, und als die Vereinigung innig wurde, erhob sich die Wölbung der christlichen Kirche, zugleich als Grabmal der Gläubigen. Die Kuppel dehnte sich aus in der Form der alten heidnischen Tempel, und um sich wieder von dieser zu entfernen, nahm sie die Form des Kreuzes an. Aber darum nahm sie selbst nicht ab; sie stieg vielmehr noch erhabener in die Höhe, ja sie verwandelte sich in die zugespitzte Pyramide, damit sie dem Himmel noch näher komme. Das lag alles ganz natürlich in dem Geiste der christlichen Religion des Mittelalters. Die Baumeister des Köllner Doms dachten wahrlich nicht an die alten Deutschen, die den Göttern in ihren Eichenwäldern opferten, sie dachten daran durch verbundene Säulen und durch strebende Bogen die Festigkeit zu zeigen, womit das erhabene Ganze gehalten wird.

Die Wohnungen der Einzelnen blieben lange hinter den Tempeln zurück, und waren oft desto schlechter, je mehr man den Blick auf dem Schönen und Erhabenen konnte ruhen lassen. Dann strebten die Mächtigen und Reichen im spätern Griechenland und Rom den Göttern gleich zu sein, und die Palläste erhoben sich mehr oder weniger den Tempeln ähnlich. Im Mittelalter wurden die Häuser der Großen zu Festungen, und aus ihnen entwickelten sich nach und nach die Palläste der neuern Zeit, die dann in verjüngtem Maaßstabe zum Volke mehr oder weniger herabstiegen, auch in den frühern Zeiten selbst in der kleinsten Gestalt ihrem Ursprunge, der Festung,

ähnlicher blieben, als in der spätern. Eine große Verbesserung war es, daß man den Häusern Glasfenster einsetzte, gleichsam Augen des Gebäudes, die man dann auch schicklich mit Augenbraunen verzierte. Im wärmern Europa sah man mehr auf den äußern Glanz, weil die Tage des Unwetters bald und leichter überstanden waren, als im Norden; hier aber trat die Bequemlichkeit hervor und ihr wurde besonders gehuldigt, oft auf Kosten der Schönheit.

Aber die Menschen bleiben nicht in ihre Wohnungen eingeschlossen; sie verlangen eine Erleichterung des Verkehrs. Das Pferd wird gebändigt, Wagen werden erfunden, die Centauren sind die ersten Reiter, man macht Wege, und bauet Schiffe. Es ist gewiß unrichtig, wenn man glaubt, daß die Völker in ihrer Verbreitung den Gebirgen gefolgt wären. Der Mensch ist halb ein Wasserthier, besonders in den wärmern Ländern, er geht mit großer Kühnheit in offnen Booten durch weite Meere, und wenn wir Urvölker nur in den Gebirgen finden, so kommt es daher, weil sie in die Gebirge von der Ebene verdrängt sind.

Der Mensch bedarf der Waffen, um sich gegen die wilden Thiere zu wehren, die seinem Leben nachstellen. Er bedarf ihrer noch weit mehr gegen andere Menschen, die ihn fressen, berauben, verjagen, zum Spaß tödten wollen. Der Scharfsinn, welcher schon in den frühesten Zeiten zu diesem Zwecke verwendet wurde, ist wahrlich zu bewundern. Mit größter Mühe wurden Feuersteine zu Aexten geschliffen, Käulen aus dem härtesten Holze geglättet, und die Erfindung

der Metalle, diese sinnreichste Kunst der alten Welt, verdankt ihren Ursprung vorzüglich dem Bedürfnisse des Kampfes. Eine der feinsten Erfindungen war die Vergiftung der Pfeile durch einen Pflanzensaft, vielleicht dem Schlangenbisse nachgeahmt.

Wer vermag alle die Künste zu nennen, welche zu den fünf genannten Zwecken unmittelbar und mittelbar dienen! Erzeugt im Bedürfniß, vermehrt im Wohlleben und vervollkommnet durch wissenschaftliche Forschungen haben sie das menschliche Leben durch und in sich selbst vermehrt oder, wie man zu reden pflegt, potenzirt.

Wie in der Natur, so stehen in den Künsten Schönheit der Formen und Zweckmäßigkeit in einem beständigen Kampfe, oder vielmehr, sie streben nach verschiedenen Richtungen und sollen dennoch vereinigt werden. Die Schönheit ist Freiheit gebunden durch Harmonie; die Zweckmäßigkeit hingegen ist Nothwendigkeit im Dienste der Freiheit. Die Freiheit in der Form zeigt sich in der krummen Linie, wo jeder Punkt seinen eigenen Weg nehmen will, aber diese Linie ist keine unbestimmte Wellenlinie, wie Hogarth einst wollte, sondern eine unter Verhältnissen gebogene. So liebten die Alten das Ei in den Verzierungen der Gebäude, weil der Umfang eine Ellipse, eine der regelmäßigen Figuren darstellt. Die Formen müssen aber in den Künsten mit der Zweckmäßigkeit bestehen, und die letzte nicht, auch nicht in dem kleinsten Theile aufheben. Die Zweckmäßigkeit setzt einen Zweck voraus, der ganz und gar einer freien Wahl angehört,

sobald aber dieser gewählt worden, ist das Einzelne in Bezug auf diesen Zweck nothwendig bestimmt. — Daß die Verhältnisse leicht zu fassen sein müssen, lehrt die Musik, aber wir lernen auch zugleich von ihr, daß kleine Abweichungen nicht bloß zu gestatten sind, sondern sogar gefördert werden, um die Freiheit von dieser Seite nicht zu beschränken.

In den Künsten steht die Zweckmäßigkeit oben an, in der Kunst die Schönheit. Gedrehte Säulen, wie man sie an den Altären in manchen Kirchen findet, sind widerwärtig, weil sie zwecklos erscheinen. Die Kunst verlangt aber nicht bloß eine äußere Schönheit, sondern auch eine innere. Das Spiel der Empfindungen in den mannichfaltigen Tönen von Zuneigung und Abneigung, von Anziehung und Abstoßung möchte man sagen, muß eben so durch Harmonie gebunden werden, um schön zu sein. So geht die innere Schönheit mit der äußern in gleicher Richtung fort, und beide werden durch Zweckmäßigkeit zur Einheit verknüpft.

Es ist schon einigemal von Begeisterung die Rede gewesen, und es läßt sich nicht oft genug davon reden. Ich möchte sie mit einer innern Flamme vergleichen: in ihrem Licht sehen wir die Mannichfaltigkeit unsers Innern deutlicher und glänzender; wir ergreifen das Zweckmäßige sicherer; und indem die Seele gleichsam aus dem Innern in das Aeußere (die Nerven) tritt, führen wir das Kunstwerk aus.

Andeutungen
zu einem vierten Abschnitte.

Die Sitten.

Liebe, Staat und Religion haben vorzüglich dazu beigetragen, die Sitten der Menschen zu verbessern, und von ihnen mögen wir auch in der Folge ein weiteres Fortschreiten in dieser Verbesserung erwarten.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß unter den Thieren schon Polygamie und Monogamie herrschen, daß besonders in dem letzten Falle dieselbe Tändelei der Liebe gefunden wird, die auch dem Menschen glückliche Stunden macht, und daß in der Regel der Mann sucht und das Weib sich suchen und endlich finden läßt. Die Naturforscher des vorigen Jahrhunderts sahen darin einen Beweis der Allmacht Gottes, aber den brauchten sie so weit nicht zu suchen. Wohl aber ist es ein Beweis, daß die ganze Natur sich in einer steten Entwickelung befinde, und daß der Mensch auch in dieser Rücksicht ein Theil der Natur sei.

Die einzelnen, sehr seltenen Fälle von Polyandrie ausgenommen, ist noch kein Volk gefunden worden, bei dem nicht entweder Polygamie oder Monogamie herrschte. Auch hierin vereinigt der Mensch mehrere Zustände der Thierheit. Welche von beiden

Formen die ursprüngliche war, ist eben darum nicht zu sagen; bei den Asiatischen Völkern finden wir im Alterthume meistens Polygamie, bei den Griechen Monogamie. In der Polygamie gelten viele Frauen so viel als ein Mann, statt daß in der Polygamie eine Frau so viel werth ist, als ein Mann. So steht die Frau höher in der Monogamie; der Mann bestrebt sich mehr der Frau zu gefallen, die Frau sucht sein Gefallen zu verdienen, und so bilden sich beide in ihren Sitten aus. Welchen Einfluß die Monogamie auf die Erziehung der Kinder habe, darf nicht aus einander gesetzt werden. Monogame Völker sind immer gesitteter geworden, als die Polygamen, und immer haben zuletzt gesittete Völker die Barbaren besiegt.

Es ist vielleicht nicht ganz lächerlich, die Republik unter den Ameisen, die Monarchie unter den Bienen oder Termiten zu suchen, und die Regierung der Kaziken in Nord-Amerika läßt sich gar wohl mit dem Staate verwildeter Pferde vergleichen, wo ein Hengst den Trupp anführt. So wäre der Staat nichts weniger als ein gesellschaftlicher Vertrag. Daß zuerst Monarchien entstanden, die sich nachher in große Reiche verwandelten, und daß die andern Regierungsformen später folgten, ist bekannt. Die ersten Könige waren Anfürer im Kriege, und Richter über Streitigkeiten; die ältesten Könige in Griechenland saßen auf den Marktplätzen und sprachen Recht; Salomo entschied über einen Privatzwist, und daß er wohl sein Wort halten und das Kind zerhauen

konnte, zeigt die Angst der wahren Mutter. Jetzt richten die Könige nicht mehr selbst, und die Zeiten sind um so besser geworden, je weniger die Könige auf die Rechtssprüche Einwirkung gehabt haben; überhaupt kann man wohl sagen, je weniger sie in die Verwaltung eingriffen. Das setzt aber Verbesserungen in der Verfassung zu gewissen Zeiten voraus, die in völliger Ruhe, von dazu im Fach und außer dem Fach gewählten Männern müssen gemacht werden. Wo die Verfassung dem Zustande des Volks ganz widerspricht, da muß eine Revolution entstehen, wie in Frankreich. Der weise König Friedrich Wilhelm **III.** von Preußen veranlaßte selbst eine stille Revolution, die auf lange Zeit allen Revolutionen in seinen Ländern vorgebeugt hat, wovon sein Nachfolger überzeugt ist und sein kann. Uebrigens hat sich in Rücksicht auf die Staatsverfassung seit dem Alterthum wenig geändert. Noch immer herrscht nicht bei allen Völkern eine bestimmte Erbfolge; Schach Sudscha, Don Carlos und Don Miguel leben noch jetzt, so viel man weiß; der Athenische Freistaat mit hunderttausend Sklaven ist in Nordamerika wiederholt, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Sklaven hier schwarz sind und daß Nordamerika keinen Perikles und keinen Sophokles gehabt hat; die Lehnsverfassung erinnert an die Zeit der Homerischen Helden, und ein Mecklenburgischer Edelmann sprach noch vor Kurzem mit seinem Leibeigenen, wie König Odysseus von Ithaka mit dem göttlichen Schweinehirten, nur nicht so erhaben; Roms Zustand, wo Aerzte,

Dichter und Künstler Freigelassene waren, sieht man in Rußland wieder, nur daß man sie hier nicht frei läßt; die Geschichte Roms zu den Zeiten von Marius, Cäsar und Antonius wurde in wenige Jahren unter dem Nationalkonvent zusammengedrängt; die Republiken endigen sich in Despotien, und wie Augustus und Tiberius in Rom entstanden, so trat Napoleon in Frankreich auf, ja überall keimen in den kleinen Republiken von Südamerika kleine Napoleons hervor, die gleich Pilzen, wieder verschwinden. Nur die repräsentative Verfassung scheint der neuern Zeit anzugehören; eine Verfassung, die allerdings manche Krankheiten des Staats, wie ein Fieber, heilt. Sie ist überdieß auf den irrigen Grundsatz gegründet, daß viele Schwachköpfe einem starken Kopfe gleich sind.

Daß die Christliche Religion die größte Veränderung in dem Leben der Menschen hervorgebracht hat, ist ohne Zweifel. Wie nöthig und wie leicht der Uebergang von den alten Religionen zur Christlichen war, ist schon von vielen gezeigt worden, und bedarf nur einer Andeutung. Statt des Gottes, der die Sünden der Väter an den Nachkommen straft, erschien ein Versöhner, und statt des unerbittlichen Schicksals ein Gott der Liebe. Der Hinblick auf ein künftiges Leben, welches gleich einem hellen Stern in einer dunklen Ferne glänzte, leitete den Menschen durch die verschlungenen Pfade des jetzigen Lebens. Die Sehnsucht nach dem Ueberirdischen hat das Gemüth aller Menschen mehr oder weniger durchdrungen und ergriffen; sie hat ein tiefes Gefühl hervorge-

bracht, und die ganze Natur in einem innern Licht verklärt.

Aber es ist ein unerforschliches Gesetz des höchsten Leiters der Weltbegebenheiten, daß, gleich den Bildungen der Urwelt, alles durch wechselseitige Uebertreibungen zur Harmonie gelangen oder sich ihr nähern soll. Nachdem die sogenannten Diener Gottes die Menschen mit Recht auf ein künftiges Leben hingewiesen hatten, maßten sie sich eine Herrschaft über jenes Leben an, sie verdammten die anders Denkenden im besten Falle, sie verbrannten sie im schlimmsten oder ließen sie wenigstens auf der Flucht und im Elend umkommen. Da folgte dann endlich die Gegenwirkung in der französischen Revolution, der furchtbare Fanatismus der Irreligion, der in kurzer Zeit soviel Grausamkeiten beging, als die irrenden Diener der Religion in einem Jahrhundert. Wir erholen uns von dieser Gegenwirkung endlich. Leitet das Volk mit Liebe, wie Euer göttlicher Lehrer, nie mit Gewalt.

Andeutungen
zu einem fünften Abschnitte.

Die Wissenschaft.

Die Kunst erzeugt, die Wissenschaft ordnet. Was ich weiß, kann ich immer wieder finden, was ich erzeugt habe, kann ich nicht immer wieder machen. Die Kunst ist erfreulich, die Wissenschaft nöthig.

Zwei Wissenschaften traten im Alterthum zuerst hervor, die Gesetzeskunde und die Sternkunde. Die erste war nothwendig, um das wilde Volk zu leiten, die zweite, um die Zeit zu bestimmen, für die gesellschaftliche Bildung unentbehrlich. Die letzte führt auf Betrachtungen über Bildung und Ursprung des Ganzen, die ersten Anfänge der Naturphilosophie. Die wissenschaftlichen Lehren waren zuerst in Versen, um sie besser einzuprägen. Nur die Lehren der Geometrie traten in ihrem eigenen Gepräge, gleichsam sich immer wieder selbst erzeugend, auf. Gehörten sie zu den Geheimnissen der Aegyptischen Priester, so verdienen diese die höchste Verehrung der Nachwelt. Die Mathematik brachte Ableitung aus einem Grundsatze in die Philosophie; ein Verfaren, welches diese auch

dann anwandte, wenn sie den Grundsatz nicht finden konnte. Der scharfsinnigste der Eleatiker Zenon warf nicht sowohl Licht, als vielmehr einen Brand in die Philosophie, dadurch, daß er die Schwierigkeiten zeigte, wohin das Unendliche führt. Noch jetzt verwirrt das Unendliche, und man kann sich nicht besser herausziehen, als wenn man darauf schimpft und es das schlechte Unendliche nennt. Platon erhob sich über das Unendliche und Aristoteles umging es. Dieser letzte große Systematiker sonderte zuerst die verschiedenen Wissenschaften von einander systematisch ab und behandelte sie systematisch.

Man hat dem Mittelalter gewöhnlich den Verfall der Wissenschaften zugeschrieben, aber die Römer verdienen diesen Vorwurf zuerst und vorzüglich. Sie sprachen etwas von Philosophie, Plinius schrieb zum Vergnügen Alles zusammen, was ihm auffiel, und Aerzte, mit Alexandrinischer Verschrobenheit kamen aus Asien herbei, um ihre Krankheiten zu heilen. Hoch stand bei ihnen nur in den besten Zeiten Geschichte und Dichtkunst. Das Griechische Zeitalter unter den Antoninen hemmte die Fortschritte der Römischen Litteratur, und so war es kein Wunder, daß die Wissenschaft schon gesunken war, als die Barbaren eindrangen.

Das Ritterthum im Mittelalter nahm die gaya ciencia für sich und überließ die ernste Wissenschaft den Mönchen. Sie schied dadurch aus der großen Welt, und erlitt eine Zurücksetzung, von der sie sich

